

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

FÜNFUNDDREISSIGSTER BAND

2006 – 2007

WALLSTEIN VERLAG

INHALT

ERSTER TEIL

HERBSTTAGUNG DES ORDENS VOM 23. BIS 26. SEPTEMBER 2006 IN GÖRLITZ

<i>Bronisław Geremek</i> Polen und Deutschland in Europa	13
<i>Joachim Paulick, Oberbürgermeister von Görlitz</i> Das Zusammenwachsen Deutschlands und Polens in der Europäischen Union am Beispiel von Zgorzelec und Görlitz	27
<i>Ireneusz Aniskiewicz, Kulturbürgermeister von Zgorzelec</i> Die Zusammenarbeit der Städte Zgorzelec und Görlitz im vereinten Europa	33
<i>Martina Pietsch</i> Das Schlesische Landesmuseum Görlitz	37
<i>Horst Fuhrmann</i> Schlesien – Śląsk – eine private Einlassung	47
<i>Erwin Neher</i> Signalmechanismen des Nervensystems. Vortrag vor Schülerinnen und Schülern des Augustum-Annem-Gymnasiums	59

ZWEITER TEIL
DIE JAHRESTAGUNG DES ORDENS
VOM 2. BIS 5. JUNI 2007 IN BERLIN

Erstes Kapitel: Bericht über die Interne Sitzung

<i>Oliver Günther</i> , Dekan der Fakultät Begrüßung in der Heilig-Geist-Kapelle der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin	79
1. Reden beim Mittagessen auf Einladung des Staatsministers für Kultur und Medien	
<i>Günter Blobel</i> Die sinnlose Zerstörung wichtiger deutscher Kulturstätten und Kulturlandschaften am Beispiel der geplanten »Waldschlößchenbrücke« in Dresden	85
<i>Staatsminister Bernd Neumann</i> Kulturpolitik im föderativen Staat	95
2. Vervielfältigung und Selektion: Das Grundprinzip der Biologie	
<i>Erwin Neher</i> Einführung	101
<i>Manfred Eigen</i> Über den Begriff »Information« in Physik und Biologie . .	105
<i>Robert Weinberg</i> The Evolutionary Origins of Human Cancer	115

3. Musikwissenschaften

<i>Ludwig Finscher</i>	
Anmerkungen zum Mozartjahr	157
<i>Ludwig Finscher</i>	
Zum Gedenken an György Ligeti	167
<i>Saschko Gawriloff</i>	
Ligetis »Hommage à Brahms«	173

4. Philosophie

<i>Eberhard Jüngel</i>	
Was heißt: »Gott ist Liebe«? Die erste Enzyklika Benedikts XVI. – gelesen mit den Augen eines evangelischen Christenmenschen	179

Zweites Kapitel: Bericht über die Öffentliche Sitzung

1. Begrüßung und Bericht über das Ordensjahr

<i>Horst Albach</i> , Kanzler des Ordens	213
--	-----

2. Gedenkworte

<i>Dietrich Fischer-Dieskau</i>	
Elisabeth Legge-Schwarzkopf	221
<i>Hermann Haken</i>	
Carl Friedrich von Weizsäcker	227
<i>Wolfgang Gerok</i>	
Paul B. Baltes	235
<i>György Kurtág</i>	
György Ligeti	247

3. Aufnahme neuer Mitglieder:
Laudationes und Dankesworte

<i>Horst Albach</i>	
Reinhard Selten	259
<i>Karl Dietrich Bracher</i>	
James J. Sheehan	263
<i>Ernst-Joachim Mestmäcker</i>	
Christian Tomuschat	266
4. Tischreden beim Abendessen im Schloß Bellevue	
<i>Bundespräsident Horst Köhler</i>	275
<i>Ordenskanzler Horst Albach</i>	281
<i>Albrecht Dihle</i>	283

DRITTER TEIL

CHRONIK DES ORDENS 2006/2007

Bericht über das Ordensjahr 2006/2007	
<i>Ordenskanzler Horst Albach</i>	289
Bericht über das Treffen mit Berliner Studienstiftlern	
<i>Vizekanzler Erwin Neher</i>	293
Bericht über das Treffen im Augustum-Annem-Gymnasium und das Wiedersehen in Berlin	
<i>Amin Grabs</i>	295
<i>Philipp Restetzki</i>	297

Zuwahlen 298

Bildteil 299

Anhang

Satzung des Ordens 339

Verzeichnit der Mitglieder des Ordens Pour le mérite
für Wissenschaften und Künste 347

ERSTER TEIL

HERBSTTAGUNG DES ORDENS
VOM 23. BIS 26. SEPTEMBER 2006
IN GÖRLITZ

BRONISŁAW GEREMEK

POLEN UND DEUTSCHLAND IN EUROPA

Vor 17 Jahren, am 1. September 1989, stattete der damalige Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Johannes Rau, einen offiziellen Besuch in Polen ab. Auf dieses Datum fiel damals der fünfzigste Jahrestag des Überfalls des Dritten Reiches auf Polen und des Ausbruchs des II. Weltkriegs. Es war eine Zeit historischer Umwälzungen in Polen. Nach den Juniwahlen wählte der neue Sejm zwar General Jaruzelski zum Präsidenten, das Amt des Ministerpräsidenten vertraute er am 24. August jedoch Tadeusz Mazowiecki an, der gerade sein Kabinett zusammenstellte. Während des Empfangs in der deutschen Botschaft, der zu Ehren der Delegation gegeben wurde, wandte sich Johannes Rau an mich mit der Bitte, einer populären deutschen Zeitung ein Interview zu gewähren. Ich war damals im Sejm Fraktionsvorsitzender der »Solidarność« sowie auch Vorsitzender des auswärtigen Ausschusses. Ich sagte in diesem Interview, daß die Wiedervereinigung Deutschlands im Interesse Polens liege und den polnischen Erwartungen entspreche. Kurz darauf, in einem Brief an die Parteimitglieder erkannte die Leitung der PVAP meine Worte als einen Beweis dafür an, daß die »Solidarność« eine Politik des nationalen Verrats betreibe. Es kann merkwürdig erscheinen,

daß die kommunistische Partei, die über vierzig Jahre lang in Polen herrschte, die nun die Macht verlor und ums Überleben kämpfte, in diesem an ihre Mitglieder gerichteten Schreiben nichts Wichtigeres mitzuteilen hatte, als eine politische Erklärung über die Zukunft Deutschlands zu brandmarken. Man sollte sich jedoch nicht darüber wundern. Für eine von einer fremden Macht eingesetzte Regierung war das geteilte Deutschland eine Quelle der Legitimierung gegenüber der polnischen Gesellschaft. Infolge der Entscheidung der Großmächte verlor Polen ein Drittel seines Territoriums (180.000 Quadratkilometer) an die Sowjetunion und bekam als Entschädigung Gebiete, die bis dahin zu Deutschland gehört hatten (103.000 Quadratkilometer). Das von der offiziellen Propaganda in Polen verwendete Argument besagte, daß die polnische Exilregierung nicht imstande war, Unterstützung von ihren westlichen Verbündeten zu bekommen, also daß sie sich den territorialen Ansprüchen Stalins nicht widersetzen, während die in der UdSSR gebildete kommunistische Regierung diese Entschädigung im Westen und im Norden bekommen hatte. Das politische System, das nach dem II. Weltkrieg in Europa entstand, war mit der Festigung der Teilung Deutschlands und der Symbolik der Berliner Mauer verbunden: Nach der offiziellen Propaganda war es nur dieses Kräfteverhältnis, das das Beibehalten der Westgrenze garantierte, und als absolut unreal galt der Gedanke an die Wiedergewinnung der Ostgrenze Polens von 1939. Ebendas war ein unerschütterlicher Grundsatz der Politik der kommunistischen Regierungen in Polen, die einen Kontakt mit der Bevölkerung des eigenen Landes nur um eine so aufgefaßte polnische Staatsräson sowie um das Programm des Wiederaufbaus des im Krieg zerstörten Landes knüpfen konnte.

Die Geschichte der Beziehungen zwischen Polen und Deutschland wurde als Stoff einer solchen Propaganda betrachtet. Diese Beziehungen wurden als »zehn Jahrhunderte der Auseinandersetzungen«, als eine ständige Quelle von Haß und Kämpfen, als Logik des deutschen »Drangs nach Osten«, als eine über Polen schwebende komplexe Gefahr, die sich aus der Expansion des Kreuzritterordens, dem von Bismarck geführten Kulturkampf und aus der verbrecherischen

Politik Hitlers zusammensetzt, dargestellt. So wurde diese Vergangenheit präsentiert, und es sei hinzugefügt, es gab Gründe dafür. Die historische Wahrheit ist jedoch nicht mit Einseitigkeit, mit Verbissenheit, mit Propaganda zu vereinbaren – nicht einmal mit der *ad usum Delphini*. In einer solchen Auslegung der Geschichte gab es keinen Platz für die kulturschöpferische Rolle des deutschen Rechts im mittelalterlichen Polen, für den Einfluß der deutschen Besiedlung auf die Entwicklung der Agrarkultur, auf die polnisch-deutsche Handelszusammenarbeit oder für den unvergeßlichen Akt der deutschen Unterstützung für die polnische Freiheit im 19. Jahrhundert, wie etwa das Hambacher Fest in der Pfalz am 27. Mai 1832.

Die offizielle Propaganda hatte beträchtliche Erfolge auf diesem Gebiet, denn sie war sowohl in der Tradition als auch in der unmittelbaren Erfahrung der Generation verankert, die unter deutscher Besatzung lebte. Die Versuche, die polnisch-deutschen Beziehungen umzuwerten, wurden nach dem Krieg in Kreisen der politischen Emigration, vor allem in Maison-Laffitte, im Kreis der Pariser Exilzeitschrift »Kultura« unternommen. Sie waren jedoch auch bemüht, nicht zu weit in diese schmerzhaften Bewußtseinssphären einzudringen. Eine bahnbrechende Rolle spielte in diesem Bereich die polnische katholische Kirche in ihrem berühmten Brief der polnischen Bischöfe an die deutschen Bischöfe vom November 1965. Die in dem Brief enthaltenen Worte »wir vergeben und bitten um Vergebung« waren von historischer Bedeutung. Der Aufruf zum Dialog, zu gegenseitiger Vergebung, zur Versöhnung, hatte einerseits einen offensichtlich religiösen Sinn, andererseits ist es jedoch schwer, auch seine politische Bedeutung für die polnisch-deutschen Beziehungen, sowohl vor vierzig Jahren als auch heutzutage, einzuschätzen. Der Initiator und Mitautor des Briefes, der Breslauer Erzbischof Bolesław Kominek, sagte treffend voraus, daß eine derartige Initiative auf Abneigung stoßen könne. Das war auch der Fall. Kurz vor dem Erscheinen des Briefes polnischer Bischöfe wurde von der evangelischen Kirche in Deutschland die »Ostdenkschrift« veröffentlicht (am 1. Oktober 1965). Die Reaktion auf diese beiden Initiativen war jedoch schwach. Die Antwort der deutschen katholischen Bischöfe auf

den Brief ihrer polnischen Mitbrüder war enttäuschend. Erst die Erklärung des Bensberger Kreises vom März 1968, die von 180 namhaften Persönlichkeiten, unter denen auch Joseph Ratzinger war, unterzeichnet wurde, kann als ein wirklicher Versuch, den Dialog mit der polnischen öffentlichen Meinung aufzunehmen, betrachtet werden. In den späteren Jahren wurde ebendieser Prozeß der Verwirklichung der Versöhnung von denjenigen fortgesetzt, die mit der Aktion Sühnezeichen sowie Pax Christi in Verbindung standen, indem sie Partner in den polnischen Klubs der katholischen Intelligenz fanden. Der Kniefall Willy Brandts im Jahre 1970 war gleichzeitig eine der symbolischen Gesten, die den Weg zum Versöhnungsprozeß ebneten.

In der offiziellen polnischen Propaganda stieß der Hirtenbrief der Bischöfe auf Feindseligkeit, er wurde bekämpft, als ein Akt des nationalen Verrats bezeichnet. Ebenso wurde die überraschende Bitte um Vergebung ausgelegt: Schon die Annahme, daß die Opfer der Naziverbrechen auch ein Schuldgefühl bei sich empfinden konnten, schien ein Skandal zu sein. Das Hauptproblem dabei war, daß die polnischen Behörden die Beziehungen mit Deutschland als einen Bereich der Staatsräson betrachteten, und daher sahen sie in der von der Kirche ergriffenen Initiative eine Einmischung in Angelegenheiten, in denen sie das Recht auf Monopol haben wollten.

In der polnischen demokratischen Opposition, also vor allem in Untergrundveröffentlichungen, trat die Überzeugung von der Notwendigkeit, die polnisch-deutschen Beziehungen umzuwerten, in Erscheinung. Erwähnenswert ist hierbei die mutig formulierte Einstellung des sich für die Unabhängigkeit einsetzenden Sozialisten Jan Jozef Lipski, der darauf verwies, daß das Löschen des polnisch-deutschen Antagonismus und das Aufgreifen der Frage nach der polnischen Schuld an dem Schicksal der vertriebenen Deutschen für die Zukunft des vom Kommunismus befreiten Polen von enormer Bedeutung sein werde. Auch in legalen Veröffentlichungen, vor allem in der katholischen Publizistik, waren derartige Thesen zu lesen. Dies bewirkte sofort, daß Anklage wegen Dienstes an fremden Interessen oder Verrat erhoben wurde. In den 500 Tagen, in denen

die »Solidarność« in den Jahren 1980-1981 legal existierte, war der Raum für Debatten über die Außenpolitik begrenzt, nicht einmal die enge Zusammenarbeit mit dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) machte Platz für eine Debatte über polnisch-deutsche Beziehungen. Nach der Einführung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981 kehrten der antideutsche Grundsatz sowie das Argument von der Instabilität der Oder-Neiße-Grenze in die offizielle Propaganda zurück, der zufolge diese nur von den damaligen Machthabern beschützt werden konnte. Ich kann mich erinnern, daß ich, als ich nach vielen Monaten der Internierung im Frühling 1982 in einem Militärkonvoi durch eine der Städte transportiert wurde, an den Hauswänden ein Plakat sah, auf dem eine Art Joshua-Baum des nationalen Verrats dargestellt war, in dem sich unter einem Kreuzrittermantel die Vertreter der »Solidarność« verbargen.

Die Wende von 1989 veränderte alles. Es traten zwar noch Schwierigkeiten oder Mißverständnisse in Erscheinung: Die Tatsache, daß die Oder-Neiße-Grenze in den »Zehn Punkten« von Kanzler Helmut Kohl nicht erwähnt wurde, rief gewisse Mißtöne während der »2 plus 4«-Gespräche hervor, die die Wiedervereinigung Deutschlands vorbereiteten, die Logik des Versöhnungsprozesses und der Verständigung zwischen Polen und Deutschland war jedoch unumkehrbar. Das Versöhnungszeichen, das der Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki und Kanzler Helmut Kohl am 12. November 1989 während der Messe in Krzywowa vor dem Hintergrund der Erinnerung an Helmut James von Moltke und den Kreisauer Kreis austauschten, hatte eine sinnbildliche Bedeutung. Die Diplomatie tat dann das Ihre. Am 14. November 1990, ein paar Wochen nach der formalen Wiedervereinigung Deutschlands, erfolgte die Unterzeichnung des polnisch-deutschen Grenzvertrags, in dem die Oder-Neiße-Grenze als eine ein für allemal festgelegte Grenze anerkannt wurde; im darauffolgenden Jahr, am 17. Juni 1991, wurde der Vertrag über gutnachbarliche Beziehungen und freundschaftliche Zusammenarbeit unterzeichnet. Die Arbeit an diesen Verträgen wurde im Rahmen einer nicht banalen Feststellung geführt, daß Polen und Deutschland eine »Interessengemeinschaft« verbindet. Diese von dem da-

maligen Chef der polnischen Diplomatie, Professor Krzysztof Skubiszewski, vorgeschlagene Formel machte die ganze Architektur der Propaganda von ewiger Feindschaft und Haß zwischen den beiden Ländern wirkungslos und lenkte den Blick in die Zukunft. Wenn sie damals auch lediglich als »wishful thinking« betrachtet werden konnte, so wurde gerade sie die Grundlage der neuen Politik der polnisch-deutschen Beziehungen. Als ich im Juni 1989, bereits nach den ersten quasi-demokratischen Wahlen in Polen zusammen mit einer »Solidarność«-Delegation von Kanzler Helmut Kohl empfangen wurde, vernahmen wir, daß es ein Traum seines Vorbilds Konrad Adenauer war, freundschaftliche Beziehungen und Zusammenarbeit mit Polen aufzubauen. Helmut Kohl meinte, daß die Versöhnung mit den Polen, nach den Franzosen und Juden, das dritte Element des Testaments von Adenauer gewesen sei. Und ich erfuhr damals, daß es im vitalsten Interesse Deutschlands liege, daß Polen neben Deutschland ein Teil der europäischen Gemeinschaft werde. Dies brachte die Überzeugung zum Ausdruck, daß die beiden Länder ihre gegenseitige Politik mit dem Blick in die Zukunft gestalten sollten.

Ich glaube nicht, daß Polen und Deutschland sich von ihrer Geschichte abwenden und die Vergangenheit vergessen sollten. Das Übermaß an Geschichte auf diesem so mit Geschichte gesättigten Kontinent schafft Probleme und bildet manchmal ein Hindernis bei dem Aufbau der inneren öffentlichen Ordnung, sowohl in den einzelnen europäischen Ländern als auch in ganz Europa. Das Fehlen der Geschichte, das Fehlen der Empfindlichkeit für die Erfahrungen der Vergangenheit richtet noch größere Schäden an. Die Arbeit an der kollektiven Erinnerung, wie es Paul Ricœur bezeichnete, hat eine außergewöhnliche Bedeutung für die Gestaltung europäischer Programmvisionen, für das Denken an die Zukunft. Eben die kollektive Erinnerung ist die Seele der menschlichen politischen Gemeinschaften, ohne diese Erinnerung sind europäische Nationen nicht denkbar, und Europa selbst nimmt als Gemeinschaft gerade um die Arbeit an der gemeinsamen Erinnerung Gestalt an.

Das Programm des Beitritts Polens zur Europäischen Gemeinschaft war bereits in dem polnisch-deutschen Vertrag enthalten. Die Deut-

schen leisteten der Verwirklichung dieses Programms, ähnlich wie dem NATO-Beitritt Polens, entschiedene Unterstützung, obwohl die Schlüsselrolle im Falle der NATO selbstverständlich den Vereinigten Staaten zufiel. Polen hatte die Erwartung, daß in diesem Prozeß der Rückkehr Polens an seinen Platz in Europa neben Deutschland auch Frankreich stehen wird. Dies war zweifellos Ausdruck eines gewissen Mißtrauens gegenüber Deutschland, das aus historischen Erfahrungen resultierte, das jedoch in der deutschen Diplomatie und bei ihrem damaligen Chef Hans-Dietrich Genscher auf Verständnis stieß. Das ad hoc gebildete politische Dreieck, das nach dem Ort des ersten Treffens von drei Außenministern das »Weimarer Dreieck« genannt wurde, erwies sich als ein wichtiges und beständiges Instrument der Außenpolitik. Es half Polen zuerst beim NATO-Beitritt, dann im langen Prozeß der Verhandlungen über den EU-Beitritt. In den zehn Jahren des Bestehens erfaßte diese trilaterale Zusammenarbeit alle Stufen der Macht, sie reichte auch bis zur lokalen Ebene. Städte und Gemeinden arbeiteten zusammen, es entstand ein Brauch der Zusammenarbeit zwischen den Schulen, das französisch-deutsche Modell Jugendwerk wurde ein Modell für den Jugendaustausch zwischen Polen und Deutschland. Am wichtigsten war jedoch das Modell der politischen Zusammenarbeit, das Hubert Vedrine einst »intelligentes Instrument« nannte, weil es sich an verschiedene Bedürfnisse und Herausforderungen anpaßte. Das Leben wird zeigen, ob dieses Dreieck in den komplizierten Verhältnissen der europäischen Politik vom Standpunkt der Interessen seiner drei Partner aus eine nützliche Rolle spielen kann; Partner, die natürlich nicht gleichrangig sind, denn neben zwei Ländern, die Mitbegründer der europäischen Integration sind und später ihre Antriebskraft waren, steht ein Land, das noch nicht lange in der EU ist, das über ein schwächeres wirtschaftliches und politisches Potential verfügt. Vielleicht resultiert jedoch gerade aus dieser Ungleichwertigkeit der Nutzen, daß das Dreieck im Unterschied zum französisch-deutschen Modell der Antriebskraft der Integration nicht irgendwelcher hegemonialer Tendenzen verdächtigt werden kann. Aus den bilateralen Beziehungen zwischen Polen und Deutschland ist der, wie Stanisław Stomma

einst schrieb, »Fatalismus der Feindseligkeit« bereits verschwunden, und die beiden Länder bewiesen in den letzten Jahren, daß sie imstande sind, die zwischen ihnen entstehenden Konflikte und Probleme mehr oder weniger gut selbst zu lösen. Die Präsenz Frankreichs ist in den Debatten über die Zukunft jedoch weiterhin nützlich.

Gegenwärtig scheinen diese eher optimistischen Feststellungen über den Stand der Beziehungen zwischen Polen und Deutschland von der Wirklichkeit weit entfernt zu sein. Es kehrten Spannungen und gegenseitige Mißtöne zurück, der Dialog wurde schwächer, die politische Zusammenarbeit ist eher deklarativ als real. Ich will nicht dafür plädieren, diese Tatsachen zu ignorieren. Heute könnte ich nicht mehr sagen, daß sich die Versöhnung und die politische Zusammenarbeit zwischen Polen und Deutschland bereits vollzogen hätten. Ich bin jedoch der Ansicht, daß man in der Politik zwischen Phänomenen und Epiphänomenen unterscheiden muß. Wir sollten anerkennen, daß die Versöhnung der Polen und Deutschen unumkehrbar ist, denn sie ist eine Schlußfolgerung aus der historischen Erfahrung beider Länder, und es sind reale Interessen beider Länder, die sie diktieren. Ich wage zu sagen, daß sich Polen und Deutsche an der Schwelle des 21. Jahrhunderts dessen bewußt sind, daß sie einander brauchen. Und es ist ebendas und nicht vorübergehende Streitereien, was den Entwicklungstrend dieser Beziehungen bestimmt, was durch die gemeinsame Zugehörigkeit zur Europäischen Union gewährleistet ist.

Dennoch lohnt es sich, diese Mißverständnisse als Zeichen einer gewissen Asymmetrie der Haltungen und politischer Programme zwischen Polen und Deutschland zu betrachten.

In erster Linie beziehen sich diese Unstimmigkeiten auf die Vergangenheit. Die von manchen Kreisen der deutschen Landsmannschaften, vor allem von der Vorsitzenden des Bundes der Vertriebenen und CDU-Politikerin, Erika Steinbach, unternommenen Versuche, den EU-Beitritt Polens mit der Berücksichtigung der Forderungen der »Aussiedler« zu verbinden, führten zu einem Streit zwischen dem Bundestag und dem Sejm sowie zum gegenseitigen Austausch von Beschlüssen. Ähnlich war es um die Idee bestellt, die von denselben Krei-

sen unterbreitet wurde, in Berlin ein großes Museum zu schaffen, in dem das Leid der deutschen Aussiedler dargestellt werden sollte. Die polnische öffentliche Meinung betrachtet diese Idee mit Mißtrauen, denn dieses neue Museum trüge ein antipolnisches Stigma: Man könnte dann fragen, warum es jene nicht erwähnt, die die Entscheidung über die Aussiedlung trafen, also die alliierten Großmächte, warum man nicht an das Unrecht, das die Deutschen seitens der Nachkriegsbesatzer erlitten hatten, erinnert? Deutsche sollen jedoch eines nicht vergessen, wie Bundespräsident Horst Köhler in seiner Rede beim Tag der Heimat des Bundes der Vertriebenen sagte: »Es gibt keinen Zweifel daran, was die auslösende Ursache für Flucht und Vertreibung war: das nationalsozialistische Unrechtsregime und der von Deutschland begonnene Zweite Weltkrieg.« Auf der Seite Polens traten dann Initiativen in Erscheinung, polnische materielle Verluste zu berechnen, die sich aus der deutschen Besatzung ergaben. Keine dieser beiden Angelegenheiten hatte konkrete Konsequenzen, sie trugen jedoch dazu bei, daß auf beiden Seiten die sog. historische Politik ins Spiel kam, in der das Bedürfnis nach der Wahrheit über die Vergangenheit mit dem Ausspielen nationalistischer Argumente in der Politik einhergeht. Man sollte auf positive Aktivitäten hoffen, die sich dieser Tendenz widersetzen: Nach langen Arbeiten an der Vereinbarung der Inhalte der Geschichtslehrbücher in den beiden Ländern könnte man jetzt die Vorbereitung eines gemeinsamen Geschichtslehrbuchs vornehmen. Eine solche Initiative wurde bereits gemeinsam von Franzosen und Deutschen verwirklicht. In derselben Rede zitiert Horst Köhler Amos Oz' Worte: »Man muß nicht zum Sklaven der Vergangenheit werden, aber in diesem Teil Europas muß man niederknien und die Vergangenheit auf die Schulter laden. Dann kann man hingehen, wo immer man will.«

Der zweite Bereich, in dem wesentliche Asymmetrien auftreten, sind Aktivitäten innerhalb der Europäischen Union. Es war eben Deutschland, das am stärksten für die Notwendigkeit der Osterweiterung der EU plädierte, und als in der Union Zweifel hörbar wurden, ob sich Polen zumindest wegen seiner Größe in der ersten Beitrittsgruppe befinden sollte, verlautbarte Berlin, daß Deutschland

die Erweiterung nicht gutheißen werde, wenn sie nicht Polen umfasse. Die deutsche Öffentlichkeit unterstützte diese Politik allerdings nicht. Im Oktober 2002 sprachen sich 40 % der Bevölkerung in den alten Bundesländern für die Aufnahme Polens in die Union aus, 45 % waren dagegen, während in der ehemaligen DDR 43 % dafür und 39 % dagegen waren. Wenn es um das Finanzieren des Erweiterungsprozesses geht, hatte Deutschland als der größte Nettozahler an den EU-Haushalt jedoch bereits Bedenken. In Sachen der Aufrechterhaltung der bisherigen Gestalt der gemeinsamen Agrarpolitik stand Polen der französischen Einstellung näher als der deutschen. Diese Einstellungsunterschiede sollten ein Anreiz für die Aufnahme einer Debatte über die Zukunft der Agrarpolitik der EU eben zwischen Polen, Deutschland und Frankreich sein.

Eine wichtigere Frage in diesem Bereich sind die Unterschiede in den Einstellungen zur institutionellen Entwicklung der Europäischen Union. Der Vertrag von Nizza von Dezember 2000 war ein Augenblick des Mißerfolgs im Integrationsprozeß, er gab Polen jedoch einen beträchtlichen Anteil an der Stimmenverteilung im Europarat. Dies bewirkte, daß sich sowohl die Regierung als auch die Opposition in Polen bedenkenlos für die Verteidigung des schlechtesten Vertrags, den die EU in ihrer Geschichte je hervorgebracht hatte, engagierten. Der kurzsichtige und dumme Slogan »Nizza oder der Tod« vereinte die Mehrheit polnischer politischer Eliten in ihrer Abneigung gegen den vorbereiteten Verfassungsvertrag, und sie begrüßten die Ablehnung der Ratifizierung dieses Vertrags durch Frankreich und die Niederlande mit Genugtuung. Die Ergebnisse einer Reihe von Meinungsumfragen in Polen in den Jahren 2005 und 2006 zeigen jedoch einen in anderen Ländern der EU nicht vorkommenden Sachverhalt: Während die Mehrheit der Bevölkerung die Bereitschaft bekundet, den Verfassungsvertrag zu unterstützen und die europäische Integration zu vertiefen, ist die Mehrheit der politischen Eliten dagegen, angeblich, um das polnische nationale Interesse zu verteidigen. Der politische Dialog zwischen Deutschland und Polen sollte nicht den Sachverhalt betreffen, welche Stärke jedes der Länder in der Abstimmung haben wird, sondern denjeni-

gen, für welches Modell des vereinten Europas sie sich aussprechen. Die Asymmetrie der Interessen, die Deutschland und Polen unterscheidet, kann jedoch zu einer gemeinsamen Schlußfolgerung führen: Deutschland, indem es die Idee des vereinten Europa unterstützt, sieht in ihr eine Chance für die gemeinsame Rolle europäischer Staaten im Prozeß der Globalisierung sowie eine Garantie für den Schutz der eigenen Nation. Die Polen sehen in der Idee eines besser integrierten Europa eine Chance dafür, daß es eine Politik der Solidarität und der Unterstützung der Entwicklung schwächerer Mitgliedsstaaten betreiben wird. Die historische Erfahrung verleitet Polen auch dazu, Sicherheits- und Unabhängigkeitsgarantien zu suchen. Die mit entsprechenden Instrumenten ausgerüstete und ihre politische Dimension hervorhebende Union kann solche Garantien schaffen. Beide Länder sollten also daran interessiert sein, die Beschlüsse des Verfassungsvertrags zu verwirklichen, und sie könnten eine Koalition der Vertiefung des Prozesses der europäischen Integration um sich gruppieren.

Das dritte Problem sind die Beziehungen zwischen Europa und Amerika. Zu Beginn des Irak-Krieges erfolgte in der deutschen Politik eine Umwertung der Beziehungen mit den Vereinigten Staaten, im Gegensatz zur Einstellung Polens, das die USA unterstützte und im Mai 2003 zusammen mit einer Gruppe europäischer Staaten (außer Großbritannien) mit Spanien und Italien sowie mit einer Gruppe von Ländern, die damals den EU-Beitritt anstrebten, einen Appell um die Festigung der euroatlantischen Bande vorlegte. Die Unterschiede in den Einstellungen Polens und Deutschlands in dieser Hinsicht wurden allmählich immer weniger deutlich, es blieb jedoch das Gefühl zurück, daß ihnen Unterschiede in strategischen Prioritäten zugrunde lagen. Eine für beide Länder gemeinsame Schlußfolgerung ist die Notwendigkeit, eine europäische Außen- und Sicherheitspolitik zu schaffen, unterschiedlich dagegen können die Antworten auf die Frage sein, ob eine solche Politik mit oder ohne oder gar gegen Amerika aufgebaut werden soll. Eine solche Debatte ist nötig, und Deutschland sowie Polen, zwei Länder, die sich dessen bewußt sind, wieviel *pax europea* man heutzutage Ame-

rika verdankt, könnten in dieser Hinsicht die Rolle des Initiators spielen.

Als vierten Bereich einer gewissen Asymmetrie der Interessen oder der Einstellungsunterschiede würde ich die Beziehungen mit Rußland nennen. Die in den letzten Monaten der Gerhard-Schröder-Regierung getroffene Entscheidung über den deutsch-russischen Vertrag über die Ostsee-Pipeline mit dem Ausschluß Polens und der Ukraine rief in der polnischen Bevölkerung Unruhe und die Überzeugung von der Widersprüchlichkeit der Interessen Polens und Deutschlands hervor. Damals auch kamen in den Äußerungen polnischer Politiker historische Vergleiche vor, die von den Deutschen als beleidigend und unbegründet angesehen wurden. Die Erinnerung an die Vergangenheit erzeugt jedoch auch immer, außer den für die Zukunft wichtigeren Referenzen, gefährliche Giftstoffe. Die Erinnerung an die Überraschungen von Rapallo im Jahre 1922 (deutsch-russischer Vertrag) und Locarno von 1925 (die Westgrenze Deutschlands festgelegt und garantiert und die Ostgrenze unsicher) oder die Erinnerung an die noch geheimen Klauseln des Ribbentrop-Molotow-Vertrages riefen Mißtrauen sowohl gegenüber der Ostpolitik aus der Zeit von vor vierzig Jahren als auch gegenüber der gegenwärtigen Formel der »neuen Politik gegenüber Rußland« hervor. Einer der französischen politischen Analytiker sagte vor ein paar Jahren, daß mit dem Verschwinden des alten Ost-West-Konflikts die natürliche Tendenz eines Bündnisses zwischen Frankreich, Deutschland und Rußland in Erscheinung trete, um sich beispielsweise der hegemonialen Politik der USA im Nahen Osten entgegenzusetzen. Man könnte noch andere Motive einer solchen Zusammenarbeit aufzählen, es ist jedoch schwer, diese Tendenzen als die Verwirklichung des Postulats, eine gemeinsame Politik der Europäischen Union gegenüber Rußland zu betreiben, anzusehen. Eine solche neue Politik gegenüber Rußland ist sowohl aus wirtschaftlichen als auch aus politischen Gründen notwendig. Sie sollte nicht ohne die Teilnahme mitteleuropäischer Länder, vor allem nicht ohne Polen formuliert werden. Es sollte eine gemeinsame Politik der Europäischen Union sein und nicht ein Wettlauf um die Gunst des Kremls seitens der einzelnen Mitgliedsstaaten. Polen und Deutschland können am

meisten zur Formulierung der gemeinsamen Politik der Europäischen Union gegenüber Rußland beitragen, weil eine kluge Partnerschaft mit Rußland im Interesse unserer beiden Länder liegt und weil unsere beiden Länder Rußlands Licht- und Schattenseiten kennen.

Zerwürfnisse, Mißverständnisse oder sogar Konflikte, die vor dem Hintergrund der Asymmetrie der Interessen zwischen Polen und Deutschland in Erscheinung treten, können einen positiven Einfluß auf die Kristallisierung des Begriffs des gemeinsamen europäischen Interesses ausüben. Es darf weder die Summe der nationalen Interessen noch der kleinste Nenner dieser Interessen sein: Es muß unvermeidbar als ein Vektor unterschiedlicher Interessen betrachtet werden. Damit Polen und Deutsche eine wichtige Rolle bei der Formulierung des Raums der gemeinsamen Ziele und Aspirationen spielen können, müssen sie einander kennen, müssen einander verstehen und müssen sich verständigen.

In diesem gegenseitigen Wissen übereinander vollzog sich bereits viel Gutes zwischen Polen und Deutschland, es erscheinen Übersetzungen wichtiger Werke der Gegenwartshumanistik, die Übersetzungen literarischer Werke sind beeindruckend, in den beiden Ländern wirken Stiftungen sowie wissenschaftliche und kulturelle Institutionen, die den Austausch organisieren und gegenseitig das Wissen über die beiden Länder verbreiten. In Deutschland ist es der wunderbare und unersetzliche Karl Dedecius, der Nestor der deutschen Polonistik eine Institution, die die polnische Literatur popularisiert. Im Bereich der Wissenschaft, der Kunst, des Theaters, des Films und der Musik ist die Zusammenarbeit beeindruckend. Dies betrifft jedoch die ›hohe Kultur‹, im Bewußtsein der Massen ist das gegenseitige Wissen viel ärmer und weiterhin mit Stereotypen belastet. Die Erweiterung dieses Wissens sowie die gegenseitige Annäherung vollziehen sich auch, auf eine wohl am meisten natürliche Art und Weise, an der gemeinsamen Grenze. Sie vollziehen sich in der geteilten Stadt Slubice mit ihrem Collegium Polonicum und in Frankfurt an der Oder mit seiner außergewöhnlichen Universität Viadrina. Die europäischen Bildungsaspirationen führen diese Stadt wieder zusammen, auch wenn immer noch ein starker Widerstand

gegen die Vereinigung des städtischen Organismus auf beiden Ufern der Oder besteht. Dies betrifft auch Görlitz und Zgorzelec an beiden Ufern der Neiße. Es entstehen langsam Bedingungen dafür, daß Grenzbarrieren in diesen beiden Städten von 2007 an nur eine museale Erinnerung sein werden, wie es zwischen Straßburg und Kehl auf beiden Rheinufern der Fall war. Den Rest tun die Wirtschaft, die Kultur und die Touristik. Vor allem jedoch die Europäische Gemeinschaft und ihre Welt der gemeinsamen Werte sowie der vereinten Interessen wie auch des gemeinsamen Gedenkens, dieser geteilten Erinnerung, die das Resultat der europäischen Arbeit an der Erinnerung sein wird.

Dann wird es im gesellschaftlichen Bild der Beziehungen zwischen Polen und Deutschen einen Platz sowohl für die eroberungsorientierte Politik des Deutschen Ritterordens im 14. und 15. Jahrhundert als auch für die Annexionspolitik Preußens in der Neuzeit geben sowie für deutsche Kolonisten in *melioratio terrae* im mittelalterlichen Polen oder für die Unterstützung des polnischen Kampfes um die Unabhängigkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vielleicht tritt dann auch die Erinnerung an die politische Partnerschaft aus der Zeit der Anfänge des polnischen Staates in Erscheinung: Der sächsische Geschichtsschreiber Widukind von Corvey schrieb über den ersten Herrscher in der Geschichte der Polanen, Mieszko I., daß dieser ein Freund von Otto I. war, Thietmar von Merseburg wiederum berichtete über Bolesław Chrobry, dem Kaiser Otto III. einen Besuch am Grab des heiligen Adalbert abstattete, daß er »ein Bruder und Mitarbeiter« der kaiserlichen Macht war. In der Politik spielen die Interessen die Hauptrolle, aber die Zusammenarbeit, die Freundschaft oder die Brüderlichkeit, die in diesen mittelalterlichen Zeugnissen erwähnt werden, können für diese Interessen eine nützliche Unterstützung sein. In den Beziehungen zwischen den Völkern haben die Emotionen doch ihre Bedeutung: In den Beziehungen zwischen Polen und Deutschen sollten sowohl der Sinn für gemeinsame Interessen als auch positive Emotionen geschaffen werden.

JOACHIM PAULICK,
OBERBÜRGERMEISTER VON GÖRLITZ

DAS ZUSAMMENWACHSEN DEUTSCHLANDS
UND POLENS IN DER EUROPÄISCHEN UNION
AM BEISPIEL VON ZGORZELEC UND GÖRLITZ

Sehr geehrter Herr Professor Albach,
sehr geehrte Damen und Herren des Ordens Pour le mérite für Wis-
sensschaften und Künste,

ich begrüße Sie sehr herzlich in der Europastadt Görlitz/Zgorzelec,
an der Nahtstelle zwischen dem alten und dem neuen Europa.

Europa eint eine Vielfalt an Völkern, nationalen Identitäten, Reli-
gionen, Kulturen und Geschichte. Frieden, Toleranz, Gerechtigkeit
und Solidarität bilden die Grundprinzipien für das Funktionieren
dieser Europäischen Gemeinschaft.

Die Geschichte unserer 935jährigen Stadt Görlitz wurde durch ver-
schiedenste Einflüsse geprägt. Wirtschaftliche Blütezeiten bescher-
ten der Stadt und ihren fleißigen Bürgern einst Reichtum und Wohl-
stand. Unser architektonisches Erbe kündigt noch heute davon.
Original erhalten gebliebene und größtenteils aufwendig sanierte
Bauwerke aus Spätgotik, Renaissance, Barock, Historismus und
Gründerzeit begeistern nicht nur das Fachpublikum, sondern auch
die zahlreichen Besucher aus Deutschland und der ganzen Welt.

An der Grenze zu Polen gelegen, präsentiert sich Görlitz heute als weltoffene, tolerante Stadt, die mit ihrer polnischen Nachbarstadt Zgorzelec weit mehr verbindet als trennt.

Dieses Verhältnis ist beispielgebend für die große Politik, denn die Beziehung zwischen Polen und Deutschen war in der Geschichte vor allem durch die Angst vor dem Nachbarn im Westen gekennzeichnet – beginnend mit den Rittern des Deutschen Ordens bis in unsere jüngste Geschichte. Das Verhältnis war insbesondere durch den Zweiten Weltkrieg schwer belastet: Der mörderischen Hitler-Diktatur, Flucht und Vertreibung von Polen und Deutschen folgte die Verschiebung der polnischen Landesgrenzen in Richtung Westen.

Auch die Stadt Görlitz erlebte nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 einen der schmerzlichsten Momente in ihrer Geschichte. Ähnlich wie bei der Trennung siamesischer Zwillinge wurde der einst als Einheit gewachsene Organismus entlang der Lausitzer Neiße entzweit. Die östliche Vorstadt wurde unter polnische Verwaltung gestellt und nahm fortan eine eigene Entwicklung.

War das ungleiche Städtepaar anfangs noch hinsichtlich der Versorgung mit Strom, Gas und Trinkwasser gezwungen, miteinander zu kooperieren, so wurden später nicht nur die Medien getrennt, sondern auch die Kontakte zwischen der Stadt am deutschen und der Stadt am polnischen Ufer der Neiße auf das Nötigste beschränkt. Die Menschen haben – geprägt durch Schicksale wie Krieg, Flucht und Vertreibung, mit Vorurteilen behaftet und bedingt durch die einseitige Berichterstattung in den Medien – als Fremde nebeneinanderher gelebt. Es gab nur zeitlich kurze Abschnitte, die ein Miteinander ermöglichten. Jede Stadt verfügte über einen stark eingeschränkten Wirtschaftsraum, der nur wenig Potential für eine gedeihliche Entwicklung bot.

Erst mit der politischen Wende 1989 und der Grenzöffnung boten sich neue Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme. Die Unterzeichnung des Vertrages zur Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze als endgültige Westgrenze Polens bzw. Ostgrenze Deutschlands 1990 sorgte vor allem in Polen für großes Aufatmen, weil Deutschland damit

von dem ursprünglich im Grundgesetz verankerten Gebietsanspruchsdenken abließ.

Deutsche und Polen kamen sich näher, auch unsere Stadt hat einen Neuanfang gewagt. Die Unterzeichnung eines Partnerschaftsvertrages zwischen Görlitz und Zgorzelec am 22. April 1991 in Anwesenheit des polnischen Staatssekretärs, des Botschafters vom Auswärtigen Amt und der Dresdner Regierungspräsidentin war ein historisches Ereignis und zugleich ein bedeutender Schritt auf dem Weg zu einem vereinten Europa. Deutsche und Polen waren gefordert, ihr bedingt durch Krieg und Teilung der Stadt belastetes Verhältnis neu zu gestalten.

Wir haben unsere polnischen Nachbarn als gleichberechtigte Partner angesehen, nationale Unterschiede toleriert und nach verbindenden Gemeinsamkeiten, die vor allem in der Geschichte bis 1945 begründet waren, gesucht. Seitdem ist Görlitz/Zgorzelec die »Geburtsstätte« vieler grenzüberschreitender Kontakte zwischen Deutschland und Polen.

Die Proklamation der Europastadt Görlitz/Zgorzelec am 5. Mai 1998 kennzeichnet den Beginn eines neuen Zeitalters und eine neue Qualität in unserer deutsch-polnischen Zusammenarbeit. Sie markiert einen wichtigen Meilenstein auf dem Weg der gesamteuropäischen Integration. Die Stadträte beider Städte, die sich jährlich einmal zu einer gemeinsamen Sitzung treffen, haben damit ihren Willen bekundet, sich zu einer Stadt in zwei Nationen zu entwickeln. Unser Ziel ist es, Brücken zu bauen zwischen unseren Städten, den Menschen, den Verwaltungen und Unternehmen. Ohne Übertreibung darf ich heute sagen, daß wir in diesem relativ kurzen Zeitraum unglaublich viel erreicht haben:

Unzählige neue grenzübergreifende Begegnungen im politischen, wirtschaftlichen, sportlichen und kulturellen Bereich, zwischen Vereinen, Verbänden, Initiativen, Einrichtungen und Kirchen, neue Kontakte und persönliche Freundschaften sind entstanden, die unserer deutsch-polnischen Verständigung ein festes Fundament geben.

Dieses Miteinander zwischen Menschen unterschiedlicher Nationalität läßt sich nicht per Gesetz verordnen, erzwingen oder reglemen-

tieren. Es muß der freie Wille der Menschen sein. Veranstaltungen schaffen jedoch die Möglichkeit, sich zu begegnen, kennenzulernen und Kontakt aufzunehmen. In unserem Görlitz-Zgorzelecer Alltag ist heute kaum eine Veranstaltung ohne Beteiligung des Nachbarn denkbar.

Unsere jüngsten Europastädter spielen gemeinsam in unserem deutsch-polnischen Zwergenhaus oder Zgorzelecer Kindereinrichtungen. Sie haben keine Vorurteile, lernen wie selbstverständlich die Sprache ihrer Nachbarn von klein auf und empfinden die kulturelle und nationale Vielfalt als Bereicherung und Normalität im Alltag. Seit 1992 gibt es eine gemeinsame Stadtbuslinie, seit September 2002 lernen polnische Schüler an einem Görlitzer Gymnasium mit ihren deutschen Mitschülern gemeinsam bis zum Abitur. Die zunehmende Zahl der deutsch-polnischen Eheschließungen ist für uns ein sichtbares Zeichen dafür, daß die Narben der Geschichte in den Herzen und in den Köpfen langsam verblassen und Vertrauen entsteht.

Brücken bauen ist unser Motto. Gegenständlich und symbolisch dafür steht auch die Görlitzer Altstadtbrücke, die an historischer Stelle die Ufer der Neiße seit Oktober 2004 wieder verbindet. Wir haben mehr als zehn Jahre darum gekämpft, diese Verbindung zwischen unseren Städten wiederherzustellen. Inzwischen ist sie aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenken.

Unsere Städte haben sich auf Landes-, Bundes- und europäischer Ebene bei vielen Gelegenheiten gemeinsam präsentiert und für den Standort unserer Europastadt geworben. Nicht zuletzt haben wir mit unserer gemeinsam eingereichten Bewerbung als Kulturhauptstadt Europas 2010 großes Aufsehen erregt. Wir haben darin eine großartige Chance gesehen, Europa zu zeigen, daß hier, in dessen Mitte, die Herzen der Bürger der Europastadt Görlitz/Zgorzelec harmonisch im Gleichklang schlagen. Das hat uns große Aufmerksamkeit und Anerkennung gebracht.

Die Zusammenarbeit unserer Verwaltungen erstreckt sich auf alle Bereiche des öffentlichen Lebens. Bereits seit 1995 arbeitet die deutsch-polnische Koordinierungskommission Görlitz/Zgorzelec, in diesem Gremium informieren sich beide Seiten regelmäßig über

Vorhaben und Projekte auf deutscher und polnischer Seite. Gemeinsam haben wir uns an dem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung ausgelobten Ideenwettbewerb »Stadt 2030« beteiligt; ein deutsch-polnisch besetztes Projektteam hat hier hervorragende Arbeit geleistet. Wir haben daraus viele Impulse für unsere Stadtentwicklung erhalten.

In vielen alltäglichen Dingen ergänzen wir uns, beispielsweise partizipieren die Zgorzelecer an unseren Erfahrungen bei der Stadtanierung. Der Görlitzer Stadtbildpfleger Peter Mitsching steht dem polnischen Stadtarchitekten Adam Cebula mit Rat und Tat zur Seite, das Ergebnis können Sie an den farblich gestalteten Fassaden entlang der polnischen Uferpromenade und bei der Neugestaltung des Postplatzes auf der Zgorzelecer Seite der Altstadtbrücke sehen. Auch die Bereiche Katastrophenschutz/Rettungswesen arbeiten sehr eng mit den Partnern auf polnischer Seite zusammen.

Seit Sommer dieses Jahres gibt es eine grenzüberschreitende Hochwassergefahrenzonen- und eine Hochwasserinformationskarte, welche die Basis für vorsorgendes Handeln unserer Städte hinsichtlich der Organisation der Hochwasserwarnung und Katastrophenabwehr bilden.

Wie sich das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen verändert hat, wird nicht zuletzt am Thema »Schlesien« deutlich. Zu DDR-Zeiten tabu und von polnischer Seite nur eingeschränkt vermittelt, können wir heute frei und unbefangen mit der Heimat umgehen. Viele Reisegruppen kommen hierher, um die größte niederschlesische Stadt auf deutschem Boden kennenzulernen und sie als Ausgangspunkt für einen Besuch in ihrer schlesischen Heimat zu nutzen. Die Schutzpatronin Schlesiens, die heilige Hedwig, ist uns allen ein Vorbild für das Mit- und Füreinander von Deutschen und Polen und hat im heutigen Europa nichts an Aktualität verloren.

2004 wurden unsere Städte Görlitz und Zgorzelec für ihre Verdienste um die für Europa beispielhafte grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit der Ehrenfahne des Europarates sowie der Silbermedaille der luxemburgischen Stiftung Fondation du Mérite Européen – »Verdienste um Europa« – ausgezeichnet. Bereits 2003 wurde uns

das Europadiplom des Europäischen Parlaments verliehen. Diese Ehrungen haben uns in unserem Willen und unserem Bemühen bekräftigt, gemeinsam weiter an der Europastadt zu bauen.

Unsere Zukunft liegt in der weiteren Verflechtung unserer Städtepotentiale zum gegenseitigen Vorteil. Wir müssen noch enger zusammenrücken, nur gemeinsam können wir im europäischen Wettbewerb bestehen. Wir brauchen demographisches Wachstum und müssen den Wirtschaftsstandort der Europastadt Görlitz/Zgorzelec weiter ausbauen und bekannt machen, bisherige Hemmnisse der Grenzlage überwinden und teilungsbedingte Disproportionen in der Stadtstruktur sowie infrastrukturelle Defizite beheben.

Vor uns liegen noch viele Aufgaben, die sowohl innerhalb der Stadt Görlitz als auch auf polnischer Seite anzupacken sind. Doch das Ziel – eine Stadt in zwei Nationen – werden wir dabei zu keinem Zeitpunkt aus dem Blick verlieren. Wir sind Europäer und praktizieren tagtäglich europäische Integration.

IRENEUSZ ANISKIEWICZ,
KULTURBÜRGERMEISTER VON ZGORZELEC

DIE ZUSAMMENARBEIT DER STÄDTE
ZGORZELEC UND GÖRLITZ
IM VEREINTEN EUROPA

Unsere Zusammenarbeit wurde im Jahre 1991 begonnen, also in der Zeit der historischen Wende, die in beiden Ländern stattgefunden hat. Die Aktivitäten der neu entstandenen kommunalen Selbstverwaltung waren zielgerichtet. Aufgrund des am 22. April 1991 abgeschlossenen Vertrags zwischen unseren beiden Städten wurden wir grenzüberschreitend aktiv.

Der erwähnte Vertrag vom 22. April 1991 wurde wegen der Notwendigkeit der Erweiterung der Zusammenarbeit im Dezember 1993 modifiziert und mit der Unterzeichnung der Anlage in der gemeinsamen Sitzung der Stadträte am 27.04.1996 in Zgorzelec um neue Bereiche der Zusammenarbeit erweitert. Alle diese Verträge, die Rechtsakte des örtlichen Rechts sind, bildeten also eine formalrechtliche Grundlage, die den Anfang und die Entwicklung der weiteren Tätigkeiten ermöglichten.

Die Zusammenarbeit, die sich bis zum Jahr 1995 spontan entwickelt hat, erhielt einen Organisationsrahmen durch die speziell zu diesem Zweck gegründete Koordinierungskommission, die der Zusammenarbeit ein neues Bild gegeben hat.

Am 5. Mai 1998 wurde in der gemeinsamen Stadtratsitzung der Stadträte der beiden Städte Görlitz und Zgorzelec die Proklamation zur Europastadt Zgorzelec/Görlitz unterzeichnet.

Seit diesem Moment ist eine Beschleunigung in der Entwicklung der Zusammenarbeit zwischen den beiden Städten bemerkbar.

Einige maßgebende Beispiele der Zusammenarbeit und die daraus resultierenden Vorteile sind erwähnenswert. Kindergärten, Grundschulen und Oberschulen arbeiten eng zusammen. Dank dieser Zusammenarbeit werden unter Kindern und Jugendlichen sprachliche und kulturelle Barrieren abgebaut und die Schulausbildungsmöglichkeiten erweitert. Dank der Zusammenarbeit der beiden Stadtverwaltungen lernen seit dem 1. August 2002 zwei Gruppen von Schülern aus Zgorzelec im Gymnasium Annenschule-Augustum in Görlitz, in bilingualen Klassen. Absolventen unserer Oberschulen besuchen die Fachhochschule Zittau/Görlitz, deren Abschluß die Arbeitssuche auch im Ausland ermöglicht. Besonders erfreulich ist es, daß immer mehr deutsche und polnische Eltern die Möglichkeiten der bilingualen Erziehung für ihre Kinder in Kindergärten beiderseits des Flusses nutzen.

Unsere Vereine und Gesellschaften, die bisher getrennt tätig waren, haben eine enge Zusammenarbeit aufgebaut. Unter anderem arbeiten Taubenzüchter, Bienenzüchter, Vorstände der Schrebergärten, Sportvereine und Sportfreunde verschiedener Sportarten zusammen. Besonders hervorzuheben ist der Europa-Marathon der Europastadt Zgorzelec/Görlitz, der seit 2004 alljährlich durchgeführt wird. Der Träger dieser schon international bekannten Sportveranstaltung ist der Europa-Marathon e.V. aus Görlitz, der eng mit der Sportlaufgruppe aus Zgorzelec kooperiert.

Es gibt vielfältige Kontakte zwischen Frauen- und Behindertenorganisationen oder Seniorengruppen. Das Kreiskrankenhaus Zgorzelec und das Klinikum in Görlitz, die die Hilfe im Bereich der Untersuchungen mit Magnetresonanz und Computer-Tomographie leisten, arbeiten eng zusammen.

Im Bereich der Ordnung und der öffentlichen Sicherheit arbeiten der polnische Grenzschutz und die deutsche Bundespolizei, Zoll-

ämter, Polizeiämter und die Feuerwehr der beiden Städte sehr gut zusammen.

Nicht zuletzt möchte ich unseren wichtigen Botschafter, das deutsch-polnische Jugendmandolinenorchester, das seit fünfzehn Jahren besteht und viele Konzerte im Inland und Ausland gab, nennen. Die Rolle der beiden Stadtverwaltungen liegt dabei darin, diese Kontakte zu initiieren, zu unterstützen und zu fördern.

Wir haben viele kleinere und größere Projekte gemeinsam entwickelt und umgesetzt:

- das Forschungsprojekt »Stadt 2010 – Gemeinsames Leitbild«
- Umweltschutzprojekt »Saubere Neiße« als deutsch-polnisch-tschechische Arbeitsgemeinschaft
- gemeinsame Arbeit im Netz der Zwillingstädte als »City Twin Network«

Als Europastadt wissen wir, wie wichtig es ist, die Brücken zwischen Menschen und Völkern zu bauen und Vorurteile abzubauen. Deswegen vergeben wir den Brückepreis – den Internationalen Brückepreis der Europastadt Görlitz/Zgorzelec – an Persönlichkeiten für besondere Verdienste um die Völkerverständigung. Zu Preisträgern des Brückepreises gehören Marion Gräfin Dönhoff, Jiří Gruša, Arno Lustiger, Kardinal Miloslav Vilk, Freya von Moltke, Kurt Biedenkopf, Prof. Władysław Bartoszewski, Adam Michnik, Valdas Adamkus, Giora Feidmann.

Ich möchte zwei wichtige gemeinsame Vorhaben unserer Städte nennen:

- die Wiedererrichtung der Altstadtbrücke
- die Bewerbung um die Ausrichtung der Kulturhauptstadt Europas 2010

Der Bau der Altstadtbrücke war ein Ergebnis zehnjähriger Bemühungen der Stadtvertreter auf beiden nationalen Ebenen um die Wiedererrichtung nicht nur einer kleinen Brücke, sondern vielmehr einer historischen und symbolhaften Verbindung über die Neiße zwischen den alten Stadtkernen. 1945 gesprengt und 2004 wieder-

aufgebaut, dient sie nicht nur als deutsch-polnischer Grenzübergang, sondern vor allem als eine Brücke des Zueinandergehens. Gleich danach konnte die Realisierung des Projektes »Revitalisierung der Neißevorstadt« im ältesten Stadtteil von Zgorzelec begonnen werden. Ziel dieser Investitionsmaßnahme ist die Sanierung und die Aufwertung des historischen Stadtgebietes auf dem polnischen Neißeufer. Die ersten Ergebnisse der Bauarbeiten sind schon zu sehen. Die von der Stadt Görlitz aufgenommene Initiative, sich als Europastadt Görlitz/Zgorzelec in die Reihe der deutschen Städte auf dem Weg zum Titel Europas Kulturhauptstadt 2010 zu stellen, wurde von der Stadt Zgorzelec unterstützt und mitgetragen. Unser Motto lautete »Wir bauen die Kulturhauptstadt«. Der Bewerbungsprozeß lenkte die nationale und internationale Aufmerksamkeit auf unsere Europastadt. Im innerstädtischen Leben löste er ein starkes Engagement und Initiativen unter den Bürgern aus. Auf beiden Seiten wurden Fördervereine zur Förderung der Kulturhauptstadt gegründet. Nach der leider für uns negativen Entscheidung der internationalen Jury wurde am 11. April 2006 die Stadt Essen mit dem Ruhrgebiet als Kulturhauptstadt Europas 2010 nominiert. Gleich nach der Verkündung der Entscheidung haben wir ausdrücklich gesagt, daß wir weiterbauen.

MARTINA PIETSCH

DAS SCHLESISCHE LANDESMUSEUM GÖRLITZ

Sehr verehrter Herr Ordenskanzler Prof. Dr. Albach,
sehr verehrte Ordensmitglieder des »Pour le mérite«,
sehr verehrte Damen und Herren,

nachdem Ihnen Herr Prof. Dr. Kiesow heute bei Ihrem Rundgang durch Görlitz die »schönste Stadt Deutschlands« präsentieren wollte, möchte ich Sie im sogenannten Schönhof – einem der schönsten und wertvollsten Gebäude in Görlitz – herzlich begrüßen. Er gilt als eines der ältesten profanen Renaissancegebäude in Deutschland und beeindruckt durch seine reichen Wand- und Deckenmalereien sowie durch die originalen Wandputze aus dem 16. Jahrhundert. In diesem prächtigen architektonischen Rahmen eröffneten wir am 13. Mai 2006 unsere ständige Ausstellung, in der wir auf 2000 qm Fläche die Geschichte Nieder- und Oberschlesiens vom Mittelalter bis in die Nachkriegszeit behandeln. Vor kurzem eröffneten wir bereits unsere vierte Sonderausstellung in diesem Haus; eine fünfte folgt im Dezember 2006. Bis in das Jahr 2008 hinein liegt ein dichtes Ausstellungsprogramm vor uns. In den viereinhalb Monaten seit der Eröffnung des Hauses fanden wir in der großen öffentlichen Resonanz

eine erfreuliche Bestätigung für unsere Arbeit: Ungefähr 22.000 Besucher kamen schon hierher.

Mit der Entscheidung, hier in Görlitz das Museum zu errichten, hat man es in Schlesien angesiedelt, in der größten Stadt des bei Deutschland verbliebenen schlesischen Territoriums westlich der Neiße. Seit 1815 gehörte dieser nordöstliche Teil der Oberlausitz zur preußischen Provinz Schlesien. Seit 1945 ist Görlitz eine geteilte Stadt: Die Vertreibung der Deutschen nach dem Krieg zwang Tausende Menschen aus dem Innern Schlesiens, sich hier niederzulassen. Die Neiße schnitt sie von ihrem bisherigen Leben ab. Am anderen Ufer entstand eine polnische Stadt, entstand ein neues polnisches Land, das immerhin noch den Namen Schlesien in seiner polnischen Landesbezeichnung trug: Dolny Śląsk. Für die dort lebenden Menschen, von denen viele selbst aus den ostpolnischen Gebieten vertrieben worden sind, war es eine »von oben« verordnete Heimat. Hier wurde das deutsche Erbe jahrzehntelang überdeckt oder gar getilgt. Mit der Frage nach Schlesien rührte man mindestens bis zum Ende des Kalten Krieges in Europa und der Wende im Osten Deutschlands und in Polen immer auch an Grundsatzfragen im deutsch-polnischen Verhältnis. In der DDR wurde Schlesien aus dem deutschen Geschichtsbild getilgt.

Nun ist hier in Görlitz ein Museum für die Geschichte und Kultur Schlesiens entstanden. Zu der größten Besuchergruppe in unserem Museum gehören Vertriebene sowie Reisende von und nach Schlesien. Herbert Hupka, der vor einigen Wochen verstorben ist, erlebte noch die Museumseröffnung und beschloß sein Grußwort auf der Festveranstaltung mit den Worten: »Mit diesem Museum in Görlitz (...) sind wir nach Schlesien eingeladen.« Weiterhin zählen wir eine steigende Zahl von Touristen, die vor allem durch die Kulturhauptstadtbewerbung auf die Stadt aufmerksam geworden sind. Die Görlitzer selbst haben über lange Jahre hinweg mit großem Interesse das Schicksal des Schönhofes und die Entwicklung unseres Museums verfolgt. Sobald sich die Tore des Hauses wieder öffneten, nahmen sie die restaurierten Räume und die Ausstellung in Augenschein. Und unser Museum lädt gleichermaßen das polnische Publikum ein.

Wir möchten ein Ort sein, an dem sich polnische Besucher über die Vorgeschichte Schlesiens bis zum Ende des Krieges informieren können. Deshalb sind alle Texte in der Ausstellung und unsere Publikationen in deutscher und polnischer Sprache verfaßt.

Viele deutsche Pressekommentare hoben anläßlich unserer Museumseröffnung hervor, daß die Differenziertheit, Sachlichkeit und Zweisprachigkeit der Ausstellung für beide Länder ein Novum sei. In seiner Festrede zur Museumseröffnung bezeichnete Prof. Dr. Andrzej Tomaszewski, der führende Denkmalpfleger Polens und Vorsitzender des ICOMOS, das Museum als einen »Wegbereiter für einen übernationalen, europäischen Blick«.

Andere Pressereaktionen aus Deutschland und Polen auf die Eröffnung zeigen jedoch, daß wir die schöne architektonische Hülle des Museums – sicher nicht mit Sprengstoff – zumindest aber mit leicht entzündlichem Geschichtsstoff gefüllt haben. Die Darstellung der Geschichte Schlesiens ist noch immer geeignet, zu polarisieren und zum tagespolitischen Streitthema zu werden: Das zeigen Äußerungen von seiten der Landsmannschaft Schlesien einerseits und von führenden polnischen Zeitungen andererseits. Anders als Herbert Hupka hat sich sein Nachfolger Rudi Pawelka öffentlich gegen das Museum gestellt. In den »Schlesischen Nachrichten«, der Verbandszeitung der Landsmannschaft Schlesien, formulierte er in den letzten Wochen seine grundsätzliche Kritik und Ablehnung. Über weite Strecken dominiere nach seiner Auffassung eine »polnische Sicht« die Ausstellung. Die Vertreibung der Deutschen scheint ihm untergewichtet, die nationalsozialistische Epoche überbetont zu sein. In polnischen Zeitungen wurde hingegen das Gegenteil behauptet und dem Museum zur Last gelegt. Der Journalist Piotr Jendroszyk schreibt in der polnischen »Rzeczpospolita« von einer Ausstellung »unter dem Patronat von Rudi Pawelka«. Er bescheinigt dem Museum: »Zła lokalizacja, zły pomysł«, »schlechte Verortung, schlechte Idee«.

Um diese Reaktionen zu beurteilen, mag ein Blick auf die Geschichte des Museums dienen, denn in ihr widerspiegelt sich das jahrzehntelange und weiter andauernde Ringen im Umgang mit dem Erbe

ehemals deutscher Territorien, die nach dem Zweiten Weltkrieg von Deutschland abgetrennt wurden und deren Bevölkerung vertrieben wurde: Die Idee zur Errichtung eines schlesischen Museums entstand bereits in den 1970er Jahren. Drei Jahrzehnte lang war vor allem die Landsmannschaft Schlesien in der Bundesrepublik Deutschland die treibende Kraft in diesem Vorhaben. Sie verfolgte das Ziel, das kulturelle Erbe des verlorenen Schlesiens an einem Ort zu bewahren und zugleich einen Ort der Erinnerungen, die für viele Vertriebene die Erinnerung an die Heimat ist, zu schaffen. Diese Bestrebungen waren auch eine Reaktion auf die Situation der Heimatstuben der Vertriebenen, die sich als erste im Nachkriegsdeutschland um schlesisches Museumsgut bemühten, dessen Erhaltung immer schwieriger wurde. Heute existieren nur noch etwa 85 schlesische Heimatstuben. Einige von ihnen besitzen nur wenige Erinnerungsstücke; bei anderen handelt es sich um regelrechte kleine Museen. Allerdings richtet sich ihr Blick meist auf eine einzige Stadt oder einen Landkreis, nicht aber auf das ganze Land, die Kulturlandschaft Schlesien. Dieses Defizit ist früh beanstandet worden. Als Konsequenz wurde schon in den 1970er Jahren in Kreisen der Landsmannschaft Schlesien über die Errichtung eines zentralen Museums für Schlesien auf dem Boden der Bundesrepublik Deutschland gesprochen. Die Einrichtung sollte die lokale Begrenzung überwinden und nun das ganze Land museal repräsentieren, und zwar Nieder- und Oberschlesien.

Zu Beginn der 80er Jahre nahm sich der Bundestag dieser und ähnlich gelagerter Bestrebungen aus anderen Landsmannschaften an. 1982 beschloß er eine »Grundsatzkonzeption zur Weiterführung der ostdeutschen Kulturarbeit«. Hierin wurde die Zersplitterung des ostdeutschen Kulturgutes in der Bundesrepublik beklagt, der gefährdete Fortbestand der Heimatstuben und der enge Gesichtskreis der bestehenden Museen und Sammlungen. Man forderte »leistungsfähige Einrichtungen, in denen die großen Kulturlandschaften des deutschen Ostens umfassend dargestellt werden«. Diese Museen sollten zugleich Sammelstellen für Kulturgut sein, das andernorts nicht mehr sachgerecht aufbewahrt werden konnte. Sie sollten den Charakter von Landesmuseen haben, vergleichbar den gleichnami-

gen Einrichtungen in den westdeutschen Bundesländern, und einen breiten kulturgeschichtlichen Ansatz verfolgen: Politische und wirtschaftliche Entwicklung, Sozialgeschichte, Geistesleben und Kunst sollten Berücksichtigung finden und zusätzlich – da das Land selbst ja nicht unmittelbar erlebbar ist – Landschaft, Baudenkmale und Baustile. Auf dieser Grundlage sind seitdem Museen für West- und Ostpreußen, für Pommern und für die ehemaligen deutschen Siedlungsgebiete in Südosteuropa entstanden. Sie befinden sich in Münster, Lüneburg, Greifswald und Ulm. 1998 eröffnete das Oberschlesische Landesmuseum in Ratingen bei Düsseldorf.

Das Museum für Schlesien sollte in Niedersachsen entstehen, dem Patenland der Schlesier. 1985 konstituierte sich die Arbeitsgruppe »Schlesienmuseum« beim niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst – eine Arbeitsgruppe, die wesentlich von Vertretern der Landsmannschaft Schlesien geprägt war. Ihr Konzept sah die Errichtung eines neuen Museums in Hildesheim vor, dann aber stieg 1990 die rot-grüne Koalition in Hannover unter Ministerpräsident Schröder aus dem Projekt aus. Ein Neuanfang wurde nötig. Die politische Wende im Osten Deutschlands eröffnete die Chance, das Museum in Schlesien anzusiedeln, eben hier in Görlitz. Im April 1991 begann hier ein Aufbaustab seine Arbeit. Die Stadt Görlitz stellte den ebenso prächtigen wie sanierungsbedürftigen Schönhof als Museumsgebäude zur Verfügung.

In den ersten Jahren kam das neue Görlitzer Museumsprojekt jedoch nur schleppend voran. Die Personalsituation war lange Zeit völlig unbefriedigend: Über Jahre bestand der Aufbaustab nur aus ein oder zwei Personen. Einen Aufschwung erfuhr das Museumsprojekt erst, als sich 1996 die Stiftung Schlesisches Museum gründete, in der sich vier Partner zusammengeschlossen haben: die Bundesrepublik Deutschland, der Freistaat Sachsen, die Stadt Görlitz und die Landsmannschaft Schlesien. Unter den vier Stiftern spielen der Bund und der Freistaat Sachsen eine besondere Rolle, da sie mit paritätischem Anteil die Finanzierung des Museums bestreiten.

Der zielstrebige Aufbau des Museums war aber schließlich erst seit Januar 1999 möglich, als ein handlungsfähiger Arbeitsstab seine Tä-

tigkeit begann. Erst seit diesem Zeitpunkt konnte der Aufbau einer Sammlung zielstrebig betrieben werden. Heute besteht das Mitarbeiterteam aus zehn festangestellten Kräften, darunter fünf Wissenschaftlern, und einer großen Gruppe von befristet und geringfügig beschäftigten Mitarbeitern in der Verwaltung, am Empfang, bei der Aufsicht und im Museumsladen.

Im Dezember 2001 fand bereits eine Teileröffnung des Museums in einem benachbarten, ebenfalls frisch sanierten Gebäude statt, dem Haus zum Goldenen Baum. Seither war das Schlesische Museum in der Öffentlichkeit präsent: Hier zeigten wir bis Anfang des Jahres 2006 ca. 15 Sonderausstellungen, boten den Besuchern zudem Veranstaltungen, Führungen und Exkursionen an. Unsere erste Ausstellung auf 300 qm Fläche trug den Titel »Auf der Suche nach Schlesien«. Dieser Titel war auch als Motto unserer Arbeit zu verstehen, denn parallel zu diesem Museumsbetrieb liefen unsere Vorbereitungen für den Aufbau einer ständigen Ausstellung und vollzog sich der Umbau des historischen Schönhofs zu einem modern ausgestatteten Museumsgebäude.

Die Sicherung des bestehenden Baus, die Freilegung, Restaurierung und behutsame Ergänzung baulicher Befunde aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit, die schonende Einbringung technischer Installationen für die Verkehrserschließung, Klimatisierung und Elektrifizierung des Gebäudes erwiesen sich als sehr viel schwieriger und langwieriger, als anfangs vermutet wurde. Zwei Architektenteams sind dabei auf der Strecke geblieben, ein drittes hat den Bau jetzt zu Ende gebracht. Die Leitung des Umbaus hatte das Staatshochbauamt Bautzen inne (heute Sächsischer Staatsbetrieb Immobilien- und Baumanagement). Für die Gestaltung der ständigen Ausstellung konnte Professor H. G. Merz gewonnen werden, dessen Büro in Berlin etwa für die Alte Nationalgalerie und das Museum für Kommunikation verantwortlich zeichnet.

Hinter dieser Bilanz bis zur Eröffnung des Schönhofes stehen die zum Teil unterschiedlichen Erwartungen der vier Stifter im Hinblick auf das Museum und seine Aufgaben. Konflikte sind dabei nicht zu vermeiden, konnten allerdings bislang begrenzt und kon-

struktiv bewältigt werden. Namentlich das Verhältnis zur Landsmannschaft Schlesien ist nicht ohne Spannungen, die sich nun nach der Museumseröffnung mit den öffentlichen Stellungnahmen Rudi Pawelkas verschärft haben. Die Landsmannschaft unterstützte das Museumsprojekt und hielt zugleich eine kritische Distanz. Einzelne Persönlichkeiten wie etwa Herbert Hupka hatten große Verdienste um den Aufbau des Museums. Andererseits wünschte man sich eine andere inhaltliche Akzentuierung bei der Museumskonzeption.

Die Stadt Görlitz unterstützt das Museum rückhaltlos mit den allerdings nur schwachen Kräften, die der notleidenden Kommune zur Verfügung stehen. Die Stadt setzt große Hoffnungen auf das Museum und erwartet eine Bereicherung für das städtische Kulturleben und den Tourismus. Im Rahmen der Bewerbung von Görlitz als Kulturhauptstadt Europas 2010 spielte das Schlesische Museum eine wichtige Rolle. Es sollte gemeinsam mit dem Städtischen Museum die zentrale Ausstellung im Kulturhauptstadtjahr zum Thema »Via Regia – Königsweg durch Europa« ausrichten. Dieses Projekt soll nun 2010 als 3. Sächsische Landesausstellung in Görlitz realisiert werden.

Bund und Freistaat Sachsen bekennen sich unabhängig von politischen Mehrheiten und tagespolitischen Tendenzen zur Errichtung und zum Betrieb des Schlesischen Museums. Während der Bund von Anfang an am Aufbau des Museums beteiligt war, mußte der Freistaat in den 1990er Jahren erst für diese Aufgabe gewonnen werden. Bei der Entscheidung der Landesregierung, in die Stiftung des Museums und seine Finanzierung einzutreten, spielten die in der sächsischen Verfassung festgeschriebenen Verpflichtungen des Freistaats Sachsen gegenüber den schlesischen Traditionen auf seinem Territorium eine besondere Rolle. Sachsen machte aber von Anfang an deutlich, daß es auch die Beziehungen zur benachbarten niederschlesischen Woiwodschaft im Auge hatte. Bezeichnend war der Namensstreit Mitte der 90er Jahre. Gegen den bis dahin verwendeten Namen »Landesmuseum Schlesien« hatten sich in Polen Bedenken erhoben, da man hierin eine Art musealen Allein- oder Hauptvertretungsanspruch sah. Die Landesregierung machte sich diese Sorgen zu eigen und bestand auf der Umbenennung in »Schlesisches Museum zu Görlitz«.

Aber nicht nur in unserer Namensgebung, sondern vor allem in unserer Tätigkeit wird deutlich, daß wir einen anerkannten Platz unter all den bestehenden schlesischen Museen in Deutschland, Polen und Tschechien einnehmen wollen. Sind wir dem Ziel, zur zentralen Institution für die Sammlung, Präsentation und Erforschung schlesischen Kulturguts in Deutschland heranzuwachsen, mit der Eröffnung der ständigen Ausstellung ein gutes Stück näher gerückt, so ist damit zugleich die Grundlage für eine Kooperation mit den polnischen und tschechischen Einrichtungen gegeben. Ein wichtiges Ergebnis dieses Engagements war unsere Sonderausstellung »Museumsland Schlesien«, in der sich anlässlich unserer Museumseröffnung 32 Einrichtungen aus Polen, Tschechien und Deutschland gemeinsam vorstellten. Sollte ein schlesisches Museum mit dieser Zielstellung in Görlitz tatsächlich am falschen Ort sein, wie es in der zitierten polnischen Pressestimme behauptet wurde? Ist die Bewahrung schlesischen Kulturgutes und die Vermittlung schlesischer Geschichte in einem Museum an der Grenze zu Polen nicht vielmehr als eine Chance der Begegnung, des Kennenlernens und der Kooperation über die Grenze hinweg zu sehen? Und das, obwohl oder gerade weil es die deutschen Traditionslinien in der schlesischen Kulturgeschichte nachzeichnet? Ein schlesisches Museum zu Beginn des 21. Jahrhunderts kann nicht mehr ausschließlich oder auch nur hauptsächlich ein Museum für die vertriebenen Schlesier und ihre Nachkommen sein, sondern muß weitere Zielgruppen für sich erschließen. Gerade hier in den neuen Bundesländern, wo bis 1989 die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder und Neiße tabuisiert wurde und eine ideologische Distanzierung der Menschen von der deutschen, der eigenen Geschichte in den neuen polnischen Westgebieten aufgebaut wurde, ist ein neues Interesse an diesem Land erwacht. Doch nimmt die Zahl der im deutschen Schlesien geborenen oder aufgewachsenen Menschen kontinuierlich ab; bald wird es keine lebenden Repräsentanten dieser Geschichte mehr geben. Hier wird dem Museum zunehmend eine tragende Rolle bei der Bewahrung des schlesischen Kulturgutes und bei der Kenntnisvermittlung über schlesische Geschichte zukommen.

Vor dem Hintergrund der europäischen Einigung muß es auch darum gehen, die altostdeutschen Kulturtraditionen in eine europäische Perspektive zu stellen und neu zu interpretieren. Die eingangs wiedergegebenen kritischen Pressestimmen verweisen uns darauf, wie wichtig eine historische Analyse der bis heute andauernden, immer wieder aufflackernden Konflikte zwischen Deutschland und Polen ist. Hier liegt eine große Herausforderung für das Museum. Zugleich haben sich in den letzten Jahren hierfür neue Chancen eröffnet. Im polnischen Schlesien lebt ein starkes landesgeschichtliches Interesse auf, entsteht eine Bereitschaft, die deutschen Anteile in der schlesischen Kulturtradition anzuerkennen, ja sich sogar positiv darauf zu beziehen. Seit längerem verfügen wir über gute Arbeitskontakte zu Museen im polnischen, teils auch im tschechischen Schlesien, die nun für gemeinsame Projekte genutzt werden können. Anfängliche Sorgen und Vorbehalte gegenüber unserem Museum sind inzwischen weitgehend überwunden.

Doch nicht nur die Pflege von Sammlungen und die Durchführung von Ausstellungen gehören in das Aufgabenspektrum des Schlesiens Museums. In Zukunft wird es eine breite Palette von kulturellen Angeboten entwickeln und vielfältige Informationen bereitstellen. Hierzu gehören der Aufbau von Datenbanken zu Kultur, Geschichte und Gegenwart Schlesiens mit lokalen und regionalen Bibliographien, Bereitstellung von Informationen über Museen und andere Kultureinrichtungen mit ihren derzeitigen Angeboten, Durchführung von Tagungen, Vortragsveranstaltungen, kulturgeschichtlichen Exkursionen nach Schlesien. Dieses Arbeitsfeld ist nicht zuletzt die Domäne des Kulturreferenten für Schlesien. Er organisiert ausstellungsbegleitende Exkursionen, Vorträge und andere Veranstaltungen und leistet eine allgemeine, auf Schlesien bezogene Informations- und Bildungsarbeit, auch unabhängig vom Museum. Wir möchten mit unserer Arbeit erreichen, daß die Geschichte und Kultur dieses Landes zunehmend als ein gemeinsames europäisches Erbe verstanden und angenommen werden. Und dafür ist Görlitz ein guter Ort und das Museum hier eine gute Idee.

HORST FUHRMANN

SCHLESIEN – ŚLĄSK –
EINE PRIVATE EINLASSUNG

Am Anfang eine persönliche Bemerkung. Die folgenden Ausführungen sind privater Art; sie waren nicht dazu bestimmt, einen über Familie und Freunde hinausgehenden Kreis zu bedienen. Sie waren als Dank verfaßt, denn vor wenigen Monaten feierte ich einen hochzahligen Anniversartag; den Gratulanten schickte ich als Dank eine kleine Privatbroschüre »Ausflug in eine ferne Zeit. Reise nach Kreuzburg/Kluczbork im Oktober 2005«. Auch bei Herrn Albach, Kanzler des Ordens Pour le mérite, hatte ich mich für seine Glückwünsche mit diesem Bericht bedankt, und er schlug vor, das Heft zu reproduzieren und an die nach dem deutsch-polnischen Görlitz kommenden Ordensmitglieder zu verteilen: So kam Pilatus ins Credo. Den Anstoß zur Reise und zur Abfassung der kleinen Schrift hatten unsere beiden allmählich ins Alter gekommenen Kinder gegeben, die noch nie östlich der Oder gewesen waren und plötzlich – die biographische Neugier ist ein Altersphänomen – den Wunsch verspürten, die Herkunftslandschaft des Vaters kennenzulernen, für die sie das Urteil des Tacitus gelten ließen: Wer sollte da schon wohnen, nisi si patria sit, dort wohnt nur, wer dort zu Hause ist.

I

Ich gehöre zur Flakhelfergeneration wie Günter Grass und Joachim Fest, deren Juvenil-Autobiographien zur Zeit soviel Aufmerksamkeit finden. Wie Fest wurde ich 1926 geboren, allerdings nicht in Berlin, sondern in Kreuzburg/Oberschlesien, der »lieben, alten Stadt« des hier zur Welt gekommenen Gustav Freytag (1816-1895), unseres Ordensmitglieds (1887), dessen Kleinod jetzt der Allgäuer Hans Magnus Enzensberger trägt. Mit 16 Jahren wurde ich im Klassenverband zur Luftabwehr auf den Militärflughafen Gleiwitz geschickt und diente als Richtkanonier zur Seite bei der 3,7 cm Flak, danach zum Arbeitsdienst nach Deutsch-Krawarn bei Ratibor auf den einstigen Besitz derer von Eichendorff beordert (der Vater des Dichters, ein Leichtfuß, hatte es verspekuliert) und schließlich nach Tarnowitz zur Wehrmacht eingezogen, zu einer Truppe, die hauptsächlich aus Oberschlesiern, wenn man so will, aus Deutschpolen bestand, im Volksmund »Beutegermanen« genannt. Die Kommandosprache war zwar Deutsch, aber es wurde polnisch nachgeholfen: »Kompanie halt. Stoj.« Bei »stoj« stand man.

Unsere »journey to the roots« ging allein nach Kreuzburg und seinem Kreis. Kreuzburg, 1253 nach deutschem Recht gegründet, liegt knapp 100 km östlich von Breslau/Wrocław, nach Norden und Osten nicht einmal 20 km von der früheren polnischen Grenze entfernt. Treffort für uns war Breslau/Wrocław, Susanne kam aus Brüssel, Carsten (nach 8 Jahren China noch etwas europafremd) aus Frankfurt a. M., wir aus München. In Breslau zu sein, nicht den Ring und das herrliche Rathaus gesehen, nicht im Schweidnitzer Keller gegessen und nicht die Universität am Oderufer besucht zu haben, das alles (und noch vieles mehr, das nur angestippt wurde, wie die Bonhoeffer-Gedächtnisstätte, das Seminar, in das Wilhelm und Joseph von Eichendorff gingen, die Jahrhunderthalle u.a.m.) sind Besichtigungssünden, die wir zu vermeiden suchten.

II

Das Ziel jedoch war Kreuzburg bzw. Dörfer in seinem Kreis: das Elternhaus, der mütterliche Bauernhof und der väterliche Hof. Manches konnte noch im Vorbeifahren mitgenommen werden, Jakobsdorf (Jakubowice) z.B., wo meine Eltern über zwei Jahre in einem Arbeitslager festgehalten waren, zum Glück in einem landwirtschaftlichen, so daß man nicht hungerte. Wer für Polen »optierte«, erhielt seinen Besitz zurück und durfte bleiben, wer sich weigerte, blieb im Lager bis zu einer immer wieder hinausgezögerten Ausreise nach Ost- oder Westdeutschland. Bezeichnend für das »Oberschlesische« in diesem Lager war (die Oberschlesier galten für die Polen als »Autochthone«, als Menschen, die immer hier gewohnt hatten, die nur nicht ihres Polentums innegeworden waren), daß eine resolute deutsche Gefangene den polnischen Aufseher auf »Wasserpolsch« angefahren hat, er solle sie gefälligst respektvoll behandeln: »Mój chłop jest »Staatsbeamter«« (Mein Mann ist Staatsbeamter). Der Satz soll Wirkung gezeigt haben.

Oberschlesien und das Wasserpolsch ist ein eigenes Kapitel. Meine Eltern sprachen untereinander und mit Verwandten und Freunden ihrer Generation »Wasserpolsch«, beherrschten auch das Hochpolsche ganz leidlich. Mir haben sie verboten, Polnisch, auch Wasserpolsch, zu lernen und zu sprechen; es steckte ihnen das Erlebnis der sogenannten polnischen Aufstände von 1920 und 1921 zu tief in den Knochen und auch die von den damaligen Alliierten angenommene Gleichung, wer Polnisch spräche, sei Pole. Bei der Frage nach der Muttersprache haben bei der ersten amtlichen Erhebung 1890 im Kreis Kreuzburg rund 69 % Polnisch, nur etwa 31 % Deutsch als Muttersprache angegeben. Dennoch entschieden sich bei der Abstimmung 1921 95,8 % für den Verbleib bei Deutschland.

Wer freilich auf den Markt ging, wo die Bäuerinnen ihre Waren anboten, hatte es mit Polnisch leichter, und an der Hand meiner Mutter durfte ich mit einem bereitgehaltenen Löffel (der im breiten Rock der Bäuerin jeweils nach Gebrauch abgewischt wurde) die Butter schmecken, die masło (dobrze smakuje, um es phonetisch in furcht-

barem Wasserpolnisch zu sagen, dem deutsche Wörter beigemischt waren: schmeckt gut), so ging es fort mit den Eiern (jajka), der Ente (kaczka), dem Huhn (kura). Überhaupt war das Alltagsleben stark vom Wasserpolnischen bestritten: Hotttek hol den motek (hochpolnisch młotek: Horst, hol den Hammer) war ein Zuruf, den ich als Jüngster der Familie häufig hörte wie die liebevolle Anrede Guptasin und Hopek, Dümmerchen und Jungchen. Dieses Polnisch, in das sich zuweilen auch jiddische Einsprengsel mischten («was secht de Seeger?» – Was zeigt der Zeiger, wie spät ist es?), war Landschafts- und Zugehörigkeitsindiz. Das Flucharsenal war nahezu unerschöpflich, und wie kraftvoll furchterregend klangen die Ausrufe: pieronie jasny! psiokrew! (heißt wörtlich: »Hundeblut«) cholera jasna! Ein Kreuzburger Stadtschreiber führte gegen den Kreuzburger Rat im 17. Jahrhundert einen Beleidigungsprozeß; man hatte ihn ausgliedernd »Niemiec« (Deutscher) genannt, was er als Schimpfname empfand.

Umgekehrt blickten manche »Reichsdeutsche« auf die Oberschlesier verächtlich herab, auf diese »Pollaken«, die »Wasserpollaken«, die ihr »Wasserpolnisch« sprachen. »Wasserpolnisch« ist ein streng umgangssprachlicher Ausdruck; er stammt nicht eigentlich aus dem oberschlesischen, sondern aus dem mittelschlesischen Raum um Brieg und Ohlau. Der Ausdruck leitet sich von den Flößern ab, die »auf dem Wasser von Oberschlesien aus bis nach Glogau Waren« transportierten. Die Sprachwissenschaftler sprechen nicht von »Wasserpolnisch«, sondern von »polnischen Dialekten Oberschlesiens«. Aber auch im Polnischen wird das entsprechende Wort für »Wasserpolnisch« vermieden. »In der hochpolnischen Sprache heißt diese Mundart »dialekt śląski«, die Oberschlesier sagen in aller Regel »po ślonsku«, in manchen Gegenden (Ratibor, Teschen) »po naszymu«, was soviel bedeutet wie »in unserer Sprache, auf unsere Art«. Die Polen betrachten das Oberschlesische eher abwertend, als polnisch-deutsches Kauderwelsch, für die Oberschlesier selbst handelt es sich dagegen um ein bedeutendes Zeichen ihrer Identität und Abgrenzung von den Polen. (Die Aufklärung verdanke ich Prof. Dr. Peter Chmiel, z. Zt. Opole / Oppeln, der über das Phänomen einen eigenen Aufsatz verfaßt hat: Sprache als Identifikationsfaktor. Soziolinguisti-

sche Überlegungen zur Funktion der oberschlesischen Mundart. In: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, Bd. 5, 1997; vorstehende, in Anführungszeichen gesetzte Zitate stammen aus Texten des Herrn Kollegen Chmiel).

III

Aber nicht jeder Oberschlesier nahm die in herabsetzender Absicht ausgesprochene Betitelung »Pollak« hin, es kam zu handgreiflichen Auseinandersetzungen, zumal in solchen Landschaften, die in größerer Zahl oberschlesische Zuwanderer aufgenommen hatten. An der Spitze ist hier das Ruhrgebiet zu nennen. Die Dortmunder Zeitung meldet unter dem 21. Februar 1879: »Zwischen dem in dem Hösch'schen Stahlwerk beschäftigten Fabrikarbeiter Johann Dombrowsky ..., jetzt hier wohnhaft, und dem in demselben Etablissement beschäftigten Walzmeister Wilhelm Feiler entstand am 3. Oktober vergangenen Jahres Streit, der schließlich auf beiden Seiten zu Tötlichkeiten führte. Dombrowsky, welcher von Feiler »Pollak« titulierte wurde, wurde dadurch sehr erregt, ergriff eine glühende Eisenstange und rückte mit dieser dem Feiler zu Leibe, der aber den Schlag parierte ... Dombrowsky wurde zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt.«

Die Dombrowskys rächten sich auf ihre Weise; sie waren fruchtbar, und man ist versucht, an den Schluß von Kleists Novelle »Michael Kohlhaas« zu denken, wo es heißt: »Vom Kohlhaas (dem Rechtsverletzer) aber haben noch im vorigen Jahrhundert ... einige frohe und rüstige Nachfahren gelebt.« Die jetzt gültigen Telefonbücher weisen folgenden Tatbestand aus: In Dortmund gibt es 14 Feiler, aber 44 Dombrowskys; in Düsseldorf steht das Verhältnis 4 zu 43, in Duisburg gar 2 zu 54, in Gelsenkirchen aber sind 70 »frohe und rüstige« Dombrowskys gegenüber keinem einzigen Feiler ausgewiesen.

Sicherlich brachten die Dombrowskys auch andere Qualitäten in das Ruhrgebiet mit als ihre überbordende biologische Potenz, und aus

meinen Kindheitserinnerungen möchte ich nicht streichen die Namen Kuzorra, Tibulski, Szezan, Zajons, Sobotka, Badorek, Spieler der Fußballmannschaft Schalke 04, eines Stadtteils des »Feilerfreien« Gelsenkirchen, ursprünglich einer von 14- bis 16jährigen gegründeten Straßenmannschaft, die siebenmal Deutscher Meister wurde.

IV

Nach diesen oberschlesischen Abirrungen zurück zum Reisezweck. Die drei Zielorte, die wir ansteuerten, allesamt im oberschlesischen Landkreis Kreuzburg gelegen, waren in sehr unterschiedlichem Zustand: das Elternhaus in Kreuzburg durchaus intakt, umgeben von einem üppig wuchernden, fast verwilderten Garten, der mütterliche Hof in Ludwigsdorf geradezu verfallen mit einem arbeitslosen Besitzer, der Stall, Scheune, Auszughaus hat einstürzen lassen, der väterliche Hof in Jeroltschütz hingegen sehr gepflegt und reich ausgestattet.

In Jeroltschütz hatten wir unser eigenes Erlebnis. In der Dorfmitte steht eine schöne Schrotholzkirche aus dem 17. Jahrhundert, umgeben von einem alten Friedhof aus deutscher Zeit, den die Polen weiter benutzen. Freilich sind die deutschen Grabdenkmäler so gut wie alle verschwunden; manche dieser Marmorblöcke dürften dem Wiederaufbau gedient haben, so z.B. der Warschauer Altstadt, die die Deutschen dem Erdboden gleichgemacht hatten. Es gab, so kürzlich der polnische Generalkonservator Andrzej Tomaszewski, »phasenweise einen organisierten Vandalismus, der sich als staatliche ›Aktion zur Beschaffung von Baumaterialien‹ für den Wiederaufbau Warschaus und anderer Städte ausgab.«

Vor ca. 35 Jahren war ich auf dem Jeroltschützer Friedhof und irrte um die alte Schrotholzkirche herum auf der Suche nach der Grabanlage der Familie meines Vaters, als mich ein uraltes Mütterchen in leidlichem Deutsch ansprach, was ich denn suche. Als ich mein Ziel nannte, führte sie mich zu einer kahlen, aufgewühlten Stelle, das sei der Grabplatz gewesen: »Von den Fuhrmanns gibt es keine Spur

mehr, niestety (leider).« Melancholisch gingen wir also über diesen ramponierten Gottesacker, als Susanne plötzlich rief, hier läge eine Platte mit einer Susanna Fuhrmann und einem Heinrich. Die Identifizierung war einfach. Es war Teil der Familienlegende, daß Großmutter ihre drei Söhne bei Kriegsausbruch am 1. August 1914 ausgestattet und gesegnet hatte, sich dann erschöpft hingesetzt habe und tot umgesunken sei: Der Schlag hatte sie getroffen. Kurz: es war die offenbar durch Jahrzehnte auf dem Friedhof vagabundierende Grabplatte der Großeltern. Mit polnischer Hilfe und auf mancherlei Umwegen gelangte die Platte zu uns: Sie hängt in unserer Diele in einer kapellenähnlichen Ecke. Wir hingegen fuhren nach Breslau zurück; von hier flog jeder an seinen Wohn- und Wirkungsort.

V

Schlesien, speziell Oberschlesien, hat im 20. Jahrhundert ein dramatisches Schicksal durchlitten, von dem auch Kreuzburg betroffen war. Durch Jahrhunderte jedoch, bis zur Reichsgründung 1871, dämmerte der Ort verschlafen dahin, mögen auch politische und verwaltungsmäßige Veränderungen, auch Umbrüche, stattgefunden haben. War es deutscher oder mehr polnischer Geist? Von dieser Zeit vor dem Kultur- und Nationalitätenkampf gibt es ein ungewöhnlich aussagestarkes Zeugnis: 1868 bis 1870 unterrichtete ein Schweizer Gymnasiallehrer an Kreuzburgs »Höherer Bürgerschule«; er war ein äußerst mitteilbarer Mensch und hat in diesen zwei Jahren fast dreißig »Schreibbriefe« (so der Terminus für die mehr oder minder ausführlichen Schilderungen des kleinstädtischen Lebens) an seine Familie in Basel geschickt. (Ediert und kommentiert in meinem Band: »Fern von gebildeten Menschen«. Eine oberschlesische Kleinstadt um 1870, München 1989).

Der Mann war kein Nobody, er war es durch sich nicht und noch weniger wegen des Verdienstes um das Werk eines Großen der europäischen Geistesgeschichte. Es handelt sich um Jacob Oeri (1844-1908), den Neffen Jacob Burckhardts (1818-1897), der ebendiesem

Jacob Oeri einen wichtigen Teil seines Nachlasses anvertraut hat mit der ausdrücklichen Anweisung, ihn nach Lektüre zu vernichten. Oeri setzte sich über Burckhardts Weisung hinweg und stellte mit großer Umsicht die »Weltgeschichtlichen Betrachtungen (1905)« aus dem mehrschichtigen Material einer Vorlesung »Über das Studium der Geschichte« zusammen, die Burckhardt von 1868 an mehrmals hielt. Zu den Hörern gehörte auch Friedrich Nietzsche, der sich über die Weisheit des Vortrags enthusiastisch und mit dem ihm eigenen Hochmut (kaum jemand – außer ihm – habe die Gedankentiefe erfaßt) äußerte.

Daß die intellektuelle Wucht dieser Vorlesung auf uns gekommen ist, verdanken wir eben unserem Jacob Oeri; er hat den Titel »Weltgeschichtliche Betrachtungen« eingeführt und eine fortlaufende Lektüre gestaltet. Diese reflexionsdurchtränkten Sentenzen wurden zu einer Art Brevier der Historiker. Gerade die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs, die die gefügte Ordnung durcheinanderbrachte, ließ viele Historiker und Geschichtsinteressierte in einer fast religiösen Sympathie zu dem Band greifen. 1982 ist eine minutiöse kritische Edition des Vorlesungsmaterials »Über das Studium der Geschichte« erschienen, und sie ließ erkennen, »wie taktvoll und verantwortlich Burckhardts Neffe gearbeitet« hat (G. Seibt); er erst hat aus den verwirrenden Zetteln, den Einschüben, den Veränderungen, auch den Verschlinkungen einen lesbaren Text gestaltet. Die Strahlkraft von Jacob Burckhardt wäre geringer gewesen ohne Oeris Redaktionstat.

VI

Dieser Jacob Oeri berichtet an seinen von ihm verehrten Patenonkel Jacob Burckhardt in einem »Schreibebrief«, für den er sich fast ein halbes Jahr Zeit gelassen hat. »Das Nest, in dem ich mich befinde, hat den besten Willen, eine große Stadt zu werden, hat es aber bis jetzt noch nicht über fünftausend Einwohner und, was schlimmer ist, noch zu keinem rechten Straßenpflaster gebracht. Außer einem großen Dampfmühlenétablissement ist nichts hier, was an Industrie

erinnerte, es ist das reine Landstädtchen. Aber freilich ein Landstädtchen, wie sie in Wasserpodolien zu sein pflegen, eines, wogegen Liestal [Hauptort des Kantons Basel-Land] noch großstädtischen Charakter zeigt! Ueberall stehn noch ganz erbärmliche Baraquen, vor zwanzig Jahren muß es hier noch schlimmer als bei uns im schmutzigsten Dorfe ausgesehn haben. Doch allmählig wird es auch besser. Man muß es den Leuten lassen, daß sie zur Hebung ihres Ortes Etwas thun, und besonders der Bürgermeister ist ein tüchtiger Beamteter, der bei seinen Pappenheimern durch moralischen Zwang Vieles durchzusetzen versteht. So ist ein ziemlich großes Schullehrerseminar [das Lehrer ausbildet, die auf deutsch und auf polnisch unterrichten können] hergekommen, auch ein Kreisgericht und ein ziemlich großes Zuchthaus beweisen, daß man sich an einem der Hauptorte des Regierungsbezirkes befindet.

Die Leute hier sind eine gutmüthige, aber nicht eben allzu geistreiche Race. Die, mit denen ich zu thun habe, d.h. die Beamten und tiers état sind lauter Deutsche, die untern Stände in der Stadt aber und die Bauern der Umgegend durchweg Pollaken, die im Begriffe stehn, germanisiert zu werden. Als ich her kam, glaubte ich, ich würde gezwungen werden, das Polnische zu lernen, aber außer ein paar nothwendigen Redensarten kann ich davon noch absolut nichts. Die hiesigen Polen sind größtentheils protestantisch, sprechen ihren besonderen Dialect [das »Wasserpölnische«] und halten sich glücklicherweise von jeder nationalen Agitation fern, der große Grundbesitz ist längst nicht mehr in ihren Händen.

Der Handel in der Stadt wird größtentheils von Juden betrieben, welche hier die erste Phase der Civilisation durchmachen, um später in Breslau resp. Berlin die höchste Culturstufe zu erreichen. Das eigentliche total schmutzige polnische Judenthum beginnt zum Glück erst jenseits der russischen Gränze; diese Sorte zeigt sich hier bloß an Markttagen in ihrer Glorie.

Deutsch, resp. germanisiert sind Grundbesitzer, Beamtete, Handwerker etc. Geistig, wie gesagt, nicht sehr hervorragend, halten die Herren Etwas auf gutes Essen und Trinken – und man lebt hier viel besser als in Berlin –, gehn fleißig auf die Jagd und entwickeln sehr

geringe ökonomische Tugenden; es scheint fast, als ob das viele polnische Blut in ihnen noch nachwirkte. Ein Hauptvergnügen für die hiesige Gesellschaft ist es nun, wenn irgendwo irgendein Scandal vorfällt. Hat einer einem eine Grobheit gesagt, so ist man sicher, daß vierzehn Tage lang in Creutzburg von nichts Andreem gesprochen wird; das Volk ist so klatschsüchtig, daß das geheime bellum omnium contra omnes nie aufhört. Was würde denn auch sonst aus dem unentbehrlichen gesunden Aerger? ...

Unsere Schule leistet unter ungünstigen Verhältnissen das Mögliche. Es ist dummerweise eine Realschule, wo Griechisch gar nicht und Latein nur in den drei untern Classen ernstlich dociert wird. Auch ist es augenscheinlich den meisten Eltern und Schülern nur darum zu thun, daß die Classen bis tertia absolviert werden. Sobald die nothdürftigste Bildung vorhanden ist, muß der junge Herr, zumal wenn er Jude ist – und 33 % sind Juden – ins Geschäft, und anderseits gehn viele der bessern Jungen von uns auf die Gymnasien der Umgegend ab. Auch der Mangel einer prima macht sich vielfach fühlbar. Nichtsdestoweniger läßt sich besonders in den untern Classen etwas Ordentliches erreichen und ich speciell bin froh darüber, daß ich jetzt im Lateinischen einmal mit den Elementen anfangen kann, obschon die Dummheit, womit ich zu kämpfen habe, oft zum Verzweifeln ist. Es muß das eben einmal durchgemacht werden. In den obern Classen gebe ich preußische, mittelalterliche und neuere Geschichte, ich bin an unserer Schule der Historiker par excellence und ärgere mich dabei, daß ich so Vieles vergessen habe. Es ist jedenfalls gut, daß ich gezwungen bin, mich wieder einmal tüchtig mit Geschichte zu beschäftigen.

Im Ganzen sind auch die Jungen ein sehr mäßig begabter Schlag; an einzelnen guten Köpfen muß man sich eben schadlos halten. ... Im nächsten Frühjahr werde ich, wo möglich, eine kleine Reise nach Galizien machen, was man von hier aus sehr leicht haben kann. Eine so originelle Stadt wie Krakau darf man nicht zu sehn versäumen, wenn man einmal in der Pollakei ist ... Hier zu sein, ist gerade kein Vergnügen, doch muß es ertragen werden, und ewig wird auch hoffentlich mein Hiersein nicht dauern.«

Es ist eine Lust, in den fast dreißig »Schreibebriefen« zu wandern, denn Oeri ist von ungewöhnlichem Berichtseifer, und ihm, dem in begüterten und gesitteten Verhältnissen Aufgewachsenen, kommt das Leben in dieser Kleinstadt zwar primitiv, aber interessant vor. »Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches«, das hat Goethe der oberschlesischen »Knappschaft zu Tarnowitz« 1790 ins Gästebuch geschrieben, zugleich aber Schlesien »ein zehnfach interessantes Land« genannt. Und Jacob Burckhardt hat dem chronisch unzufriedenen Patenneffen Kreuzburg gleichsam als Therapeutikum verschrieben: es sei durchaus von Wert, »einmal ein paar Jahre an den äußeren Rändern der Culturwelt gelebt zu haben«.

VII

In einem Brief an die Eltern stöhnt Oeri auf und beschreibt das Erscheinungsbild der verschiedenen Bevölkerungsgruppen: »Und die Bevölkerung! Ich hatte wohl gewußt, daß hier schon viel polnisch gesprochen wird, aber daß das sämtliche Landvolk polnisch ist, hatte ich doch nicht gedacht. Da sieht man denn die Männer mit kurzen blauen Jacken, die Kanonen über blaue Hosen gezogen und bei kaltem Wetter einen blauen, bis weit unter die Kniee reichenden Mantel tragend, die Weiber mit blau und weiß gestreiften Röcken und Halskrausen ... Und wie ganz bodenlos besoffen können diese Polen sein! Und die allgemeine Barfüßigkeit! Man sieht diesen Leuten wirklich nach Onkel Jacobs Ausdruck *misère et compagnie* an. Immerhin aber ist es interessant, einmal an einem solchen Orte die Vermengung von Polen, Deutschen und Juden kennen zu lernen.« Und wenig später legt er nach: »Die Bewohner gefallen mir ... und das Studium derselben ist ethnologisch interessant. Heute als am Sonntag wimmelt wieder Alles von geputzten polnischen Bauern mit ihren Gemahlinnen; gestern dagegen war auf der Promenade ... die ganze Judenschaft zu treffen, und das wie aufgedonnert! Am schönsten waren zwei hübsche Jüdinnen, die eine von Kopf zu Fuß orangegelb, die andre blitzblau gekleidet. Hier sieht man auch sehr

häufig eigentliche polnische Juden mit dem langen Kaftan und den geringelten Haaren. Man ist dem Orient um ein merkliches Stück näher. Polen habe ich noch wenig kennen gelernt, da die obere Stände hier durchweg deutsch oder germanisiert sind. In der Schule habe ich allerdings verschiedene Polenjungen, die fast durchweg gute Schüler sind.«

VIII

Das jüdische Element spielt in der Schule und im städtischen Leben eine erhebliche Rolle. Oeri gibt den Anteil der jüdischen Schüler mit 33 % an, und man mag die Angabe angesichts eines jüdischen Bevölkerungsanteils von lediglich 7 % für entschieden zu hoch halten, aber die Schulprogramme der Jahre 1868 bis 1870 bestätigen andeutend das Zahlenverhältnis; bei rund 160 Schülern sind gegen 90 evangelisch, 20 katholisch und fast 50 jüdisch. Fraglos trugen die Juden zur Hebung der städtischen Kultur bei und nicht minder zur Wohnqualität des Ortes. Es war der jüdische Armeelieferant Simon Cohn (1833-1892), der 1873 die materiellen Voraussetzungen zur Errichtung eines humanistischen Gymnasiums in Kreuzburg stiftete und wenig später sich auch am Bau einer mächtigen Synagoge beteiligte: Er war der größte Wohltäter der Stadt.

Dennoch: die halyonischen Zeiten des friedlichen Zusammenlebens von Deutschen, Polen und Juden wurden nach der Reichsgründung von 1871 erheblich gestört durch die preußische Provinzialverwaltung, speziell die Schulgesetzgebung, die nur noch das Deutsche als Unterrichts- und Amtssprache zuließ, und durch den bald einsetzenden Kulturkampf, der die meist katholischen Polen von den überwiegend evangelischen Preußen entfremdete. Für die Zeit vor 1870 jedoch gilt die Beobachtung Oeris: Die Polen »halten sich ... von jeder nationalen Agitation fern«, eine Tugend, die heute links und rechts der Lausitzer Neiße in Görlitz/Zgorzelec geübt wird. – Gott sei Dank, chwała Bogu!

ERWIN NEHER

SIGNALMECHANISMEN
DES NERVENSYSTEMS¹

Vortrag vor Schülerinnen und Schülern
des Augustum-Annen-Gymnasiums

Seit etwa 1900 ist die Feinstruktur des Zentralnervensystems (ZNS) weitgehend bekannt. Ramon y Cajal hat in sehr schönen Zeichnungen dargestellt, daß unser Gehirn ein Netzwerk von Milliarden miteinander verbundener Neuronen ist, wobei jede einzelne mit einer großen Zahl anderer Zellen Kontakt macht.² Er hat, basierend auf seinen scharfsinnigen Beobachtungen, Richtungspfeile in die Nervennetze eingefügt, welche die Richtung des Signalflusses darstellen sollten. Dabei hat er weitgehend recht behalten. Heute, 100 Jahre später, kennen wir die Mechanismen und die Moleküle, die zum einen die elektrischen Signale des ZNS generieren und weiterleiten und zum anderen die Verknüpfungen zwischen den Rechenelementen, den einzelnen Neuronen, bewerkstelligen.³

- 1 Der Vortrag folgt partiell einer im Juni 2002 gehaltenen ›Bursfelder Universitätsrede‹. Dieser Artikel ist daher in vielen Teilen identisch mit dem einschlägigen Text aus dieser Schriftenreihe.
- 2 De Felipe und E. G. Jones: Cajal on the cerebral cortex. An annotated translation of the complete writings. Oxford Univ. Press, Oxford 1988.
- 3 Siehe z.B.: Kandel E. R., J. H. Schwarz und T. M. Jessell. Principles of Neural Science, 4th Ed., McGraw Hill, New York, N.Y. 2000.

Wenn wir die Funktionsweise unseres Gehirns mit der einer modernen elektrischen Datenverarbeitungsanlage vergleichen, so fallen einige gravierende Unterschiede auf. Unser Gehirn hat etwa eine Million mal mehr Schaltelemente als ein Supercomputer unserer Zeit. Dafür arbeiten die Schaltelemente im Rechner eine Million mal schneller. Im Prinzip könnte daher der Computer dieselbe Rechenleistung erbringen wie unser Gehirn. Trotzdem sind wir ihm noch in den meisten Aufgaben weit überlegen. Der Grund dafür ist, daß in unserem Gehirn die Informationsverarbeitung hochparallel, d.h. auf sehr vielen Bahnen gleichzeitig, verläuft und daß die Verbindungen zwischen den Neuronen unseres Gehirns ›plastisch‹ sind, d.h., sie verändern ihre Stärke in Abhängigkeit vom Signalfluß. Es ist diese Plastizität, in der die meisten Neurobiologen heute die spezifischen Fähigkeiten unseres Gehirns verankert sehen. Plastizität findet auf allen relevanten Zeitskalen (Sekunden bis Jahre) statt, und das Gehirn bedient sich bei der Veränderung der Verknüpfungen praktisch aller Regulationsmechanismen, die im Laufe der Evolution für die verschiedensten Zwecke entwickelt wurden. Ein Schwerpunktthema der derzeitigen neurobiologischen Forschung ist es daher, die Plastizität – ihre Mechanismen und ihre Rolle bei der Informationsverarbeitung des Gehirns – zu verstehen. Im Prinzip kann man dabei in zwei gänzlich unterschiedlichen Weisen vorgehen (Abb. 1). Ausgangspunkt des einen, des ganzheitlichen Ansatzes ist die Beschreibung der höheren Hirnfunktionen und ihrer Eigenschaften, z.B. der Fähigkeit zu lernen, des Speicherns von Gedächtnisinhalten, des Erkennens, des Klassifizierens von Gegenständen, des Denkens und des Bewußtseins. Vor allem das Studium von Defi-

Deutsche Ausgabe: Neurowissenschaften. Eine Einführung. Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg, 1996.

Mehrere Aspekte der neuronalen Signalverarbeitung sind in kurzen Kapiteln abgehandelt in ›Kosmos Gehirn‹, H. Kettenmann und M. Gibson, Hrsg., erhältlich bei der Neurowissenschaftlichen Gesellschaft e.V., Robert-Rössle-Str. 10, 13092 Berlin, Tel.: 030/94063133

ziten in diesen Eigenschaften bei Krankheiten oder bei Hirnverletzungen erlaubt Aufschluß über die Arbeitsweise des Gehirns.⁴

Der zweite, ›reduktionistische‹ (oder ›bottom up‹) Ansatz beginnt heute natürlich bei den Molekülen. Nachdem das menschliche Genom weitgehend ausgelesen ist, wissen wir, daß etwa 1300 Gene für Proteine kodieren, die im weiteren Sinne für Signale, Signalerkennung und Signalverarbeitung verantwortlich sind. Davon sind etwa 200 Bauanleitungen für Ionenkanäle – also diejenigen Moleküle, die primär für elektrische Signale verantwortlich sind.⁵ Als wir vor 30 Jahren hier in Göttingen begannen, die elektrischen Signale einzelner solcher Moleküle zu messen, dachten wir⁶, es gäbe etwa 5 bis 10 verschiedene Typen davon. Dies erschien als ausreichend, um die Nervenreizleitung und die elektrische Erregbarkeit von Neuronen, Muskeln und Drüsenzellen zu erklären. Man weiß inzwischen vieles über die Mechanismen, wie diese Moleküle zusammenwirken, um ein elektrisches Signal zu erzeugen, das sich auf der Nervenfaser fortpflanzt. In diesem Sinne ist der Nervenimpuls entschlüsselt. Man kennt viele der Details, wie der ›Funke‹ an der Nervenendigung auf die nachgeschaltete Zelle – sei es ein weiteres Neuron oder eine Muskelzelle – überspringt. Man weiß, daß in diesen Verbindungen zwischen den Neuronen ein Großteil der plastischen Veränderungen stattfindet, von denen ich vorher gesprochen habe. Dabei wird davon ausgegangen, daß Gedächtnisinhalte durch ein bestimmtes Verschaltungsmuster repräsentiert sind, was sich im Lernvorgang durch plastische Veränderungen der Verbindungsstärken zwischen Neuronen bildet.

Die Neuroanatomie zeigt, daß die bevorzugten und immer wiederkehrenden Strukturen im Zentralnervensystem Schichtstrukturen sind, in

4 Weiskrantz, L. Warrington, E. K., Sanders, M.D. und J. Marshall, 1974. Visual capacity in the hemianopic field following a restricted occipital ablation. *Brain* 97, 709-728.

5 Hille, B.: *Ion Channels of Excitable Membranes*, 3rd Ed., Sinauer, Sunderland, Mass. 2001, S. 700.

6 ›wir‹ soll hier die langjährige Zusammenarbeit mit Bert Sakmann ansprechen.

denen sehr viele ähnliche Elemente – nämlich Nervenzellen eines bestimmten Typs – parallel in Schichten angeordnet sind und ihre Signale an die Neuronen nachfolgender Schichten weitergeben. Dabei erhält jede Zelle einer Schicht Signale von vielen Zellen der vorgelagerten Schicht und gibt ihrerseits Signale an viele Zellen der nachfolgenden Schicht weiter. Dieses Prinzip der sowohl konvergenten als auch divergenten Verschaltung kann man in vielen Bereichen des ZNS beobachten, und technische Systeme, die solche Strukturen nachbilden, können heute schon erstaunliche Leistungen erbringen, z.B. in der Mustererkennung und auf dem Gebiet der assoziativen Speicher.⁷ Ein gutes Stück im Weg von ›unten nach oben‹ ist also schon zurückgelegt.

Signale des Nervensystems

Lassen Sie mich nach dieser Standortskizze der Neurobiologie kurz eingehen auf die Fragen, die uns nun speziell in unserer Arbeitsgruppe am MPI interessieren. In unserer Abteilung beschreiten wir den Weg von unten nach oben; ich muß sie also mit molekularen und zellulären Details konfrontieren. Wie bereits erwähnt, haben wir vor etwa 30 Jahren begonnen, uns für die Mechanismen der Entstehung elektrischer Signale in unseren Nervenzellen zu interessieren. Wir konnten zeigen, daß die Ströme in unseren Nervenzellen diskret und schrittartig zunehmen und abnehmen, was wir als das Öffnen und Schließen einzelner Poren – sogenannter Ionenkanäle – in den Membranen (den Außenhüllen) unserer Nervenzellen interpretieren konnten.⁸ Ich hatte bereits erwähnt, daß wir damals glaubten, daß es vielleicht 5 bis 10 verschiedene Typen solcher Ionenkanäle gibt, womit die damals bekannten Phänomene der Bioelektrizität erklärt werden konnten. Das Interesse konzentrierte sich auf den Nervenimpuls, auf die elektrische Erregung der Muskelfasern, welche die Kontraktion

7 Siehe auch: Müller, B. und R. Rittmann, Gehirn, Gedächtnis, Neuronale Netze. Chip Spezial, Vogel-Verlag, Würzburg 1996.

8 Neher, E. und B. Sakmann, 1976, Single-Channel Currents Recorded from Membrane of Denervated Frog Muscle Fibres. Nature, 260, S. 799-802.

des Muskels auslöst, und auf die Wirkung von Neurotransmittern, den Signalstoffen, die das Signal von einer Nervenzelle auf die nächste übertragen. Inzwischen sind Hunderte solcher Kanalmoleküle bekannt, und es hat sich herausgestellt, daß sie eine Fülle von verschiedensten Funktionen in nahezu allen Zelltypen des Tier- und Pflanzenreiches vermitteln – so z.B. bei der Regulation des Elektrolyt-haushalts in der Niere und beim Öffnen und Schließen der Spaltöffnungen zum Gasaustausch in pflanzlichen Zellen. In allen Fällen vermitteln sie Stromflüsse über die Zellwände hinweg.⁹ Chemisch gesehen sind diese Ionenkanäle Proteine, große Makromoleküle, die in die Membrane der Zellen eingebaut sind. Dort führen sie in Antwort auf adäquate Reize Konformationsänderungen durch, die sich funktionell als Öffnen und Schließen von Poren für den Stromfluß darstellen (Abb. 2). Eine Vielzahl solcher Kanäle wurde in der Zwischenzeit kloniert, d.h., sie sind in ihrer Primärstruktur genau bekannt und können in Bakterien oder Zellkulturen nachgebaut werden. Es hat sich herausgestellt, daß die Kanäle bevorzugte Angriffspunkte der wirksamsten Toxine und auch von Pharmaka sind – dies wahrscheinlich deswegen, weil eine kleine Anzahl von Ionenkanälen das Verhalten ganzer Zellen bestimmt; d.h., man kann mit sehr wenigen Molekülen eine große Wirkung erzielen, wenn diese sich an die Ionenkanäle anlagern und dadurch deren Funktion beeinflussen. Aus diesem Grund ist die Ionenkanalforschung zu einem wichtigen Zweig der gegenwärtigen Pharmaforschung geworden, und Ionenkanäle werden als vielversprechende Zielorte für neue Arzneimittel angesehen.

Mein Kollege Bert Sakmann hat sich über viele Jahre mit der Molekularbiologie von Ionenkanälen beschäftigt und Wesentliches zum molekularen Verständnis der Funktion solcher Kanäle beigetragen.¹⁰ Mein eigenes Interesse hat sich im Laufe der Jahre von den Ionenkanälen wegbewegt, hin zu den Mechanismen, die durch die Aktivität

9 Neher, E. und B. Sakmann, 1992. Die Erforschung von Zellsignalen mit der Patch-Clamp-Technik. Spektrum der Wissenschaft, Mai 1992. S. 48-56.

10 Sakmann, B., 1992. Elementary steps in synaptic transmission revealed by currents through ion channels. Science 256, S. 503-512.

von Kanälen in den Zellen reguliert werden. Insbesondere interessieren mich dabei Prozesse der Freisetzung von Signalstoffen – z.B. Freisetzung von Hormonen aus Drüsenzellen oder die Freisetzung von Neurotransmittern aus Nervenendigungen. Für solche Freisetzungsprozesse verschiedenster Art bedient sich die Natur ein und desselben Mechanismus, nämlich der sogenannten Exozytose. Die Signalstoffe sind dabei im Inneren der Zellen in kleinen Membranbläschen, sogenannten Vesikeln, verpackt. Die Vesikel verschmelzen auf bestimmte Signale hin mit der Außenmembran der Zelle und schütten dadurch ihren Inhaltsstoff in den Zellaußenraum aus. An den Synapsen, d.h. den Kontaktstellen von zwei Nervenzellen, geschieht dies in weniger als einer Tausendstel Sekunde nach Eintreffen eines Nervenimpulses an der signalgebenden Zelle. Dies findet meist am Ende einer langen Nervenfasers, d.h. der Nervenendigung, statt (Abb. 3). Das Signal, das die Ausschüttung auslöst, ist ein mit dem Nervenimpuls verbundener kurzzeitiger Einstrom von Kalziumionen (Ca^{++}) in die Zelle. Die freigesetzte Substanz ist der sog. Neurotransmitter, meist eine niedermolekulare Verbindung, z.B. Acetylcholin oder die Aminosäure Glutamat. Diese diffundiert von der Nervenendigung zur nachgeschalteten Zelle – einem zweiten Neuron – und öffnet dort Ionenkanäle. Dies führt schließlich zum Stromfluß in der nachgeschalteten Zelle. Somit schließt sich ein Kreis: ein elektrisches Signal in der Nervenendigung führt zur Freisetzung eines Signalstoffes, und dieser wiederum bewirkt ein elektrisches Signal in der nachgeschalteten Zelle. Dabei sind an vielen Schritten Ionenkanäle beteiligt: Bei der Fortleitung des Nervenimpulses in der Nervenendigung, beim Einstrom von Ca^{++} in die Nervenendigung und bei der Wirkung des Transmitters auf die nachgeschaltete Zelle. Ihre Funktionsweise ist relativ gut verstanden. Was weniger gut charakterisiert ist, ist der Freisetzungsprozeß selbst, z.B. die Frage, wie ein Einstrom von Ca^{++} zur Verschmelzung von Speichervesikeln mit der Membran führt. Dieser Frage widmen wir uns unter anderem in unserer Forschungsarbeit.¹¹ In den letzten Jah-

11 Neher, E., 2001. Calciumsignale und Synaptische Kurzzeitplastizität im Zentralnervensystem. Jahrbuch Leopoldina 46, S. 317-329.

ren wurde eine Vielzahl von Proteinen identifiziert, welche an diesem Prozeß beteiligt sind. Wie sie exakt zusammenwirken, um zwei Membranen zum Verschmelzen zu bringen – und dies in Ca^{++} -abhängiger Art –, ist gegenwärtig ein Thema intensiver Forschungsarbeit. Wenn wir heute diese Fragen bearbeiten, so interessiert uns nicht nur der molekulare Mechanismus dieses Prozesses, sondern wir wollen auch verstehen, was der eingangs angesprochenen Plastizität der synaptischen Verbindungen zugrunde liegt. Plastizität heißt ja, daß das in der nachgeschalteten Zelle ausgelöste Signal nicht konstant ist, sondern sich bei wiederholter Aktivierung einer Verbindung verändert – und dabei hat jeder Typ von Synapsen seine eigene Identität. Manche Synapsen erhöhen ihre Verbindungsstärke, wenn sie repetitiv in schneller Folge gereizt werden, andere zeigen das genau gegensätzliche Verhalten.

Signalverarbeitung im Gehirn

Mit elektrophysiologischen Methoden und modernen Bildgebungsverfahren kann man heute Signale im Gehirn über viele Stationen verfolgen. Die Funktion mancher ›Schaltkreise‹ ist bekannt, häufig können wir jedoch die Mechanismen nur erahnen, da selten alle beteiligten Signalwege gleichzeitig erfaßt werden können. Ein besonders gut erforschtes Beispiel ist das visuelle System, in dem sich der Weg der Signale von der Retina in verschiedene Schichten des Zentralnervensystems besonders gut verfolgen läßt. Ich möchte dieses Beispiel auch deswegen erläutern, weil viele der Details der visuellen Signalverarbeitung seit etwa 1971 an unserem Institut in der Abteilung von O. Creutzfeldt erarbeitet wurden.¹²

Die Linse projiziert ein Abbild der Außenwelt – ein Hell-Dunkelmuster – auf die Rezeptorzellen der Retina. Diese stellen sozusagen die erste Schicht der Signalverarbeitung des visuellen Systems dar.

¹² Eine detaillierte Darstellung der visuellen Signalverarbeitung ist in Fußnote 3 enthalten, S. 523-547. Deutsche Übersetzung: S. 431-457

Die Photorezeptoren setzen als lichtempfindliche Zellen die lokale Lichtintensität in elektrische Signale um. Die Retina ist die einzige Stelle innerhalb unseres Nervensystems, in der es eine strenge Beziehung zwischen einer Zelle und der Lichtintensität an einem bestimmten Ort der Außenwelt gibt. Die Signale der Photorezeptoren stellen eine »Landkarte« der uns umgebenden Lichtintensität dar.

Innerhalb der Retina senden die Photorezeptoren ihre Signale durch ein kompliziertes neuronales Netzwerk weiter an eine zweite Schicht, die der Ganglionzellen, welche die Ausgangselemente der Retina darstellen (Abb. 4). Obwohl die Ganglionzellen wiederum eine Landkarte der Außenwelt darstellen, kodieren sie nicht mehr direkt die Lichtintensität, sondern vielmehr lokale Kontrastverhältnisse. So gibt es z.B. eine Klasse von Ganglionzellen, die besonders heftig reagieren, wenn hohe Lichtintensität im Zentrum des zugehörigen »rezeptiven Feldes« und niedrige Lichtintensität in der unmittelbaren Umgebung vorherrscht. Gleichförmige Beleuchtung, unabhängig davon, ob sie intensiv oder schwach ist, ruft nur wenig Aktivität hervor. Jede Ganglionzelle schickt eine Nervenfasern durch den Sehnerv zur nächsten Station der visuellen Datenverarbeitung, nämlich dem Genikulatum.

Im Genikulatum finden sich wiederum schichtartig angeordnete Neurone, wobei jede Zelle auf lokalen Kontrast an einer bestimmten Stelle der Außenwelt reagiert. Die Charakteristik einer gegebenen Zelle ist ähnlich derjenigen, welche in den Ganglionzellen gefunden wurde. Die Fasern des Sehnervs spalten sich jedoch auf und innervieren parallel angeordnete Zellschichten. Dabei stellt jede Schicht den Ausgangspunkt eines separaten Signalweges dar, der in späteren Schichten jeweils einen bestimmten Aspekt der visuellen Wahrnehmung wie z.B. Farbe, Form oder Bewegung repräsentiert. Außerdem erhalten die Zellen des Genikulatums vielerlei weitere Eingangssignale aus anderen Hirnregionen. Diese, so glaubt man, steuern den Informationsfluß zwischen Retina und Gehirn. Auf diese Weise hat das Zentralnervensystem eine Handhabe, um Überflutung durch gewaltige Informationsmengen zu verhindern, wenn diese als irrelevant eingeschätzt werden, oder aber Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Bereich zu konzentrieren.

Die Nervenfasern, welche vom Genikulatum ausgehen, projizieren auf Zellschichten im primären visuellen Kortex. Dort finden sich dann Zellen, wiederum schichtartig angeordnet, welche nicht mehr optimal auf Lichtpunkte und lokale Kontraste reagieren, sondern vielmehr auf Kanten und Linien, die sich über das Gesichtsfeld bewegen. In einer von mehreren Zellklassen, den »einfachen Zellen«, reagiert eine vorgegebene Zelle optimal auf eine Linie, die in einer bestimmten Orientierung über eine bestimmte Stelle des Gesichtsfeldes bewegt wird. Für eine weitere Zellklasse (die komplexen Zellen) sind wiederum Linien optimal. Die Orientierung dieser Linien ist dabei noch von Bedeutung, allerdings kommt es nicht mehr so sehr auf den genauen Ort des Lichtreizes an.

Es ist also ersichtlich, daß die Repräsentation der Umwelt immer abstrakter wird, wenn wir uns Schritt für Schritt durch die ersten Stationen der Signalverarbeitung im visuellen System bewegen (Abb. 5). In jedem Stadium wird eine Eigenschaft oder Spezifität verloren, während eine andere – meist kompliziertere – dazugewonnen wird. So wird z.B. beim Schritt von den Photorezeptoren zu den Ganglionzellen Kontrastempfindlichkeit gewonnen, während die Information über die absolute Beleuchtungsstärke teilweise verlorengeht. Auf dem Weg von den Ganglionzellen zu den Zellen des Genikulatums wird das Prinzip aufgegeben, daß eine Region der Außenwelt durch eine bestimmte Stelle des Netzwerkes repräsentiert wird, während parallele Datenverarbeitung in getrennten Schichten dazugewonnen wird. In den »einfachen Zellen« des visuellen Kortex ist die punktförmige Beziehung verlorengegangen, während Richtungsselektivität entsteht. Schließlich ist bei den »komplexen Zellen« der Ortsbezug fast ganz aufgegeben zugunsten einer Empfindlichkeit über weite Bereiche des Gesichtsfeldes hinweg. Wir erkennen, daß in den ersten Stadien der visuellen Datenverarbeitung Kantenkontraste herausgearbeitet werden. Dies ist möglicherweise der Grund dafür, daß wir Objekte in Bildern mühelos wahrnehmen, selbst wenn sie nur skizzenartig in einer Strichzeichnung festgehalten sind.

Neuronale Netze können erstaunlich komplizierte Aufgaben ausführen. Das Beispiel der visuellen Datenverarbeitung zeigt, daß schichtartig angeordnete Neuronen sehr wohl in der Lage sind, komplizierte Verrechnungen durchzuführen. Da wir viele Eigenschaften der Signalweiterleitung einzelner Neuronen kennen, können wir die Frage stellen: Wie müssen die Neuronen einer Schicht oder verschiedener Schichten miteinander verbunden werden, um die genannten Formen der Signalverarbeitung zu bewerkstelligen, z.B. um Kantenkontraste hervorzuheben? Es stellt sich heraus, daß es nicht schwierig ist, Verbindungsdiagramme anzugeben – auf der Basis der beobachteten Morphologie und auf der Kenntnis funktioneller Eigenschaften –, von denen man die geforderten Signalmuster erwarten kann. In mehreren Fällen wurden in der Tat alternative Schemata angegeben, welche als geeignet erschienen, wobei die Frage im Augenblick offen ist, welche Variation von der Natur an welcher Stelle benutzt wird.¹⁵

Man kann somit feststellen, daß die neurobiologische Forschung der letzten 20 bis 30 Jahre auf dem Weg von ›unten nach oben‹ zu einem Verständnis vieler Eigenschaften unseres Zentralnervensystems geführt hat. Die Hoffnung ist natürlich, daß sich der reduktionistische Ansatz irgendwann auf breiter Front mit dem ganzheitlichen Ansatz trifft und wir somit zu einem durchgängigen Verständnis von Eigenschaften und Wirkungsweise unseres ZNS gelangen. Moderne Bildgebungsverfahren, die eine Vielzahl von Funktionen bestimmten Hirnregionen zuweisen können, werden dazu sicher Wesentliches beitragen. Man muß jedoch sehen, daß in den meisten Bereichen – vor allem in denen, die uns als denkende Menschen am meisten interessieren – die Defizite gewaltig sind und keineswegs ein lückenloses Verständnis, eine Erklärung höherer Hirnfunktionen auf der Basis von Molekülen und zellulären Signalen, in Reichweite liegt.

15 Eine kurze Darstellung praktischer Anwendungen neuronaler Netze ist in Fußnote 7, S. 30 zu finden.

Die Neurowissenschaften: "Top-Down" und "Bottom-Up" Ansatz

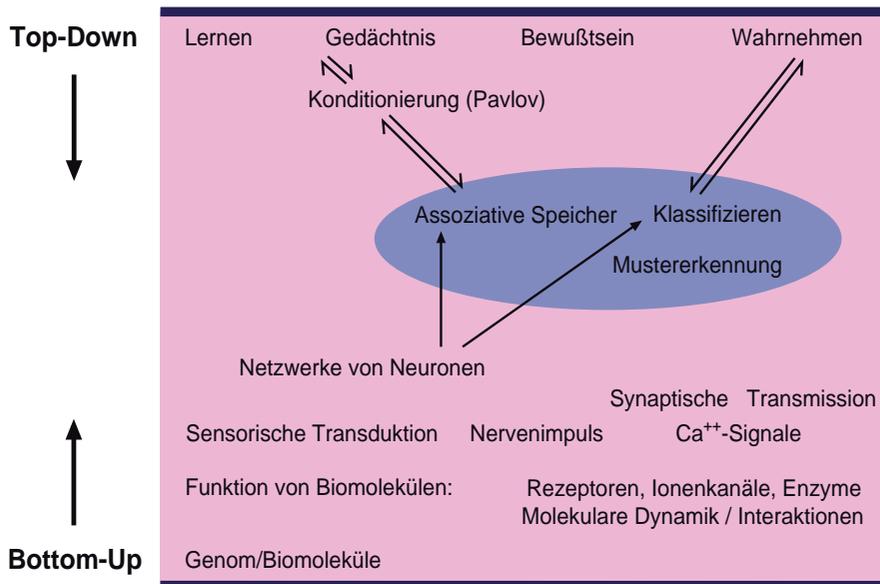


Abb. 1: *Zwei komplementäre Ansätze zum Studium des Gehirns.*

Top-Down: Von einer Analyse der höheren Leistungen zu Strukturprinzipien und Mechanismen. Bottom-Up: Von den Molekülen zu Signalen und Verschaltungsprinzipien.

Der »Blaue Bereich« weist auf höhere Leistungen des Gehirns hin, die sich bereits in technischen Systemen durch Nachbildung von Nervennetzen realisieren lassen.

Ionenkanäle sind Membranproteine

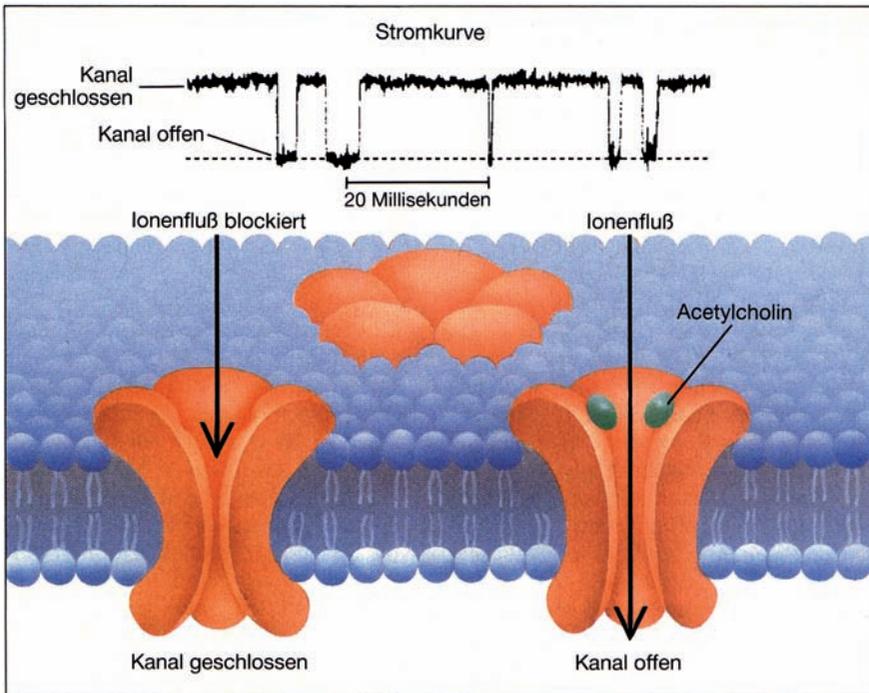


Abb. 2: *Ionenkanäle sind Membranproteine.* Die »Stromkurve« im oberen Bildteil zeigt die typischen schrittartigen Änderungen im Strom durch die Membran, wenn ein einzelner Ionenkanal öffnet und schließt. Die Zeichnung stellt dar, wie man sich die Membran (eine Doppelschicht von Lipidmolekülen) und die darin eingebetteten Membranproteine vorstellen muß. Die spezielle Art von Proteinen, die als Ionenkanäle dienen, ändern – entweder, wie hier dargestellt, bei Anlagerung von Azetylscholin oder aber bei Änderung der Membranspannung – ihre Gestalt und öffnen dabei einen porenartigen Kanal für den Durchtritt von Ionen.

Synaptische Übertragung

Ein Nervenimpuls führt an der Nervenendigung zur Freisetzung des Neurotransmitters

Der Neurotransmitter diffundiert zur nachgeschalteten Zelle und öffnet dort Ionenkanäle, was wiederum ein ..
.. elektrisches Signal auslöst

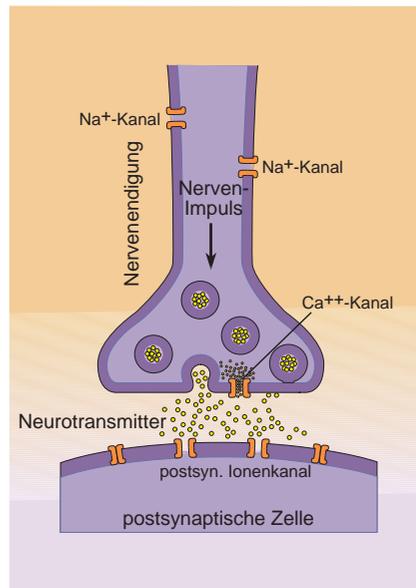


Abb. 3: *Synaptische Übertragung.*

Rezeptive Felder in der Retina

Die Linse im Auge projiziert ein Bild der Umwelt auf die Retina

Nur hier, in der Ebene der Rezeptorzellen, ist das Hell-Dunkelmuster der Aussenwelt in der Form elektrischer Signale repräsentiert

In der Ebene der Ganglienzellen, die den Sehnerv versorgen, ist das Signal bereits weitgehend ‚vorverarbeitet‘

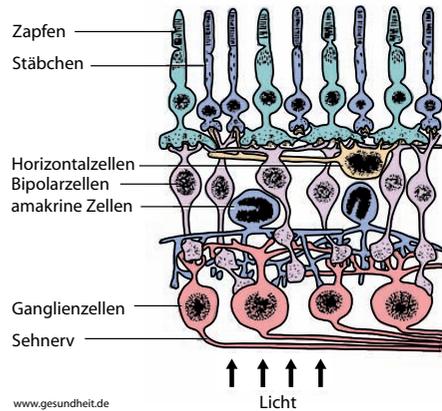


Abb. 4: *Die Netzhaut*. Lichtsignale erzeugen elektrische Signale in den Rezeptorzellen. Diese werden über mehrere Stationen (Horizontalzellen, Bipolarzellen, Amakrine Zellen) an die Ganglienzellen weitergegeben. Dabei findet weitgehende Signalverarbeitung statt, die vor allem darauf ausgerichtet ist, Lichtkontraste (d.h. Unterschiede in der Beleuchtung benachbarter Rezeptorzellen) hervorzuheben.

Auf dem Weg von den Lichtrezeptoren im Auge zur Hirnrinde wird die Information über die Umwelt zunehmend abstrakter; bestimmte Aspekte gehen verloren, andere werden hinzugewonnen

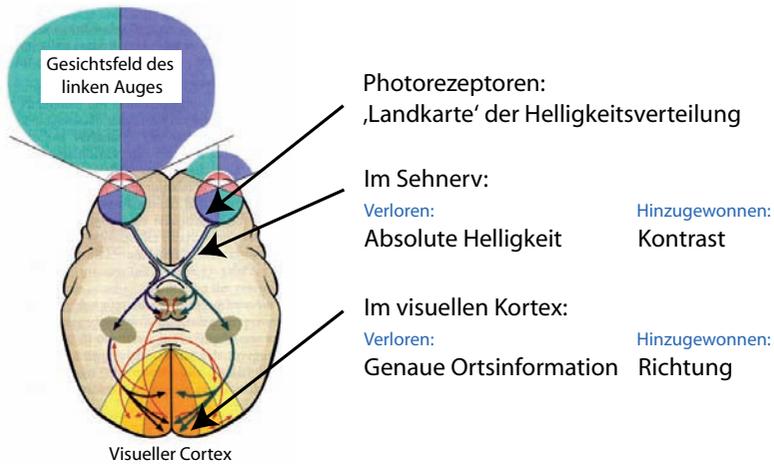


Abb. 5: *Der Weg der Lichtsignale vom Auge in die Hirnrinde.*
Von der Netzhaut über den Sehnerv zum Genikulatum und zum visuellen Kortex.

ZWEITER TEIL

DIE JAHRESTAGUNG DES ORDENS
VOM 2. BIS 5. JUNI 2007
IN BERLIN

ERSTES KAPITEL
BERICHT ÜBER DIE INTERNE SITZUNG

OLIVER GÜNTHER, DEKAN DER FAKULTÄT

BEGRÜSSUNG IN DER HEILIG-GEIST-KAPELLE
DER WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTLICHEN
FAKULTÄT DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT
ZU BERLIN

Sehr geehrter Herr Ordenskanzler,
sehr geehrte Ordensmitglieder,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
sehr geehrte Damen und Herren,

zunächst ein ganz herzliches Willkommen in der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin und in unserem Schmuckstück, der über 800 Jahre alten Heilig-Geist-Kapelle, deren Renovierung vor etwa zwei Jahren abgeschlossen wurde und die wir nun als Veranstaltungsort für erfreuliche Anlässe wie den heutigen nutzen können. Es ist uns eine große Ehre, Sie nun schon zum zweiten Mal in der Fakultät zu Gast zu haben, ebenso wie es uns eine große Ehre ist, mit Herrn Kollegen Albach einen der Unsrigen in Ihren Reihen zu wissen.

Als Sie uns vor ziemlich genau einem Jahr zum ersten Mal besuchten, hatten Sie mich gebeten, Ihnen einen kurzen Einblick zu geben in das, was uns hier bewegt. Ich bin dieser Bitte sehr gerne nachgekommen, da wir uns damals wie heute in einer Situation befanden

bzw. befinden, in der an den deutschen Universitäten vieles im Umbruch, ja: im Aufbruch ist.

Mein heutiges Grußwort ist eine gute Gelegenheit, einen kurzen Rückblick vorzunehmen, um zu sehen, wie es im letzten Jahr mit den geplanten Reformen voranging. Für eine endgültige Bilanz ist es noch zu früh – wir sind ja noch mittendrin in den Reformen. Sie wissen es, wir sind im Exzellenzfeber, an dieser Universität in seiner akuten Phase, denn in neun Tagen findet die entscheidende Begehung statt, und natürlich wollen wir es diesmal Karlsruhe und den beiden Münchner Universitäten nachtun, die den Exzellenzstatus bereits in der ersten Runde erzielt haben. Aber einige wichtige Etappenziele wurden unabhängig vom endgültigen Ausgang des Exzellenzwettbewerbs bereits erreicht.

Die Föderalismusreform liegt hinter uns, und es ging für die Bildung noch einmal glimpflich ab. Die größten Torheiten wurden in der letzten Phase der Verhandlungen zwischen Bund und Ländern aus dem Gesetzestext gestrichen. Dennoch, die Unterschiede zwischen den Bundesländern werden größer werden und für das notorisch klamme Berlin wird es trotz seiner intellektuellen Grundsubstanz schwer werden, hier nicht ins Hintertreffen zu geraten.

Finanziell hat sich unsere Situation hier in Berlin nämlich nicht wesentlich verbessert. Nur im Drittmittelbereich zeigen die Entwicklungskurven stetig nach oben, und die Richtungsentscheidungen von seiten DFG und Bundesregierung, Drittmittel zunehmend mit einer Overheadzahlung aufzuwerten, die dem Universitätshaushalt direkt zugute kommt, sind hier durchaus von Bedeutung. Aber dies wird nicht reichen, um langfristig international konkurrenzfähig zu bleiben bzw. zu werden.

Schon deshalb hoffen wir auf für Berlin positive Entscheidungen im Exzellenzwettbewerb – und natürlich hätten wir an der Humboldt-Universität überhaupt nichts dagegen, wenn neben uns auch die Freie Universität Erfolg haben würde – aber eben nur neben uns.

Die Studienreform ist im Wesentlichen beschlossene Sache, und die Mehrzahl der deutschen Studienanfänger nimmt ihr Studium bereits nach den neuen Regeln auf. Aus vielen Gesprächen mit Indu-

strievertretern weiß ich: Die Industrie bringt dem Bachelorabschluß großes Interesse entgegen und freut sich über das jugendliche Alter der neuen Absolventen. Natürlich gibt es auch noch Bedenken gegen die neuen Abschlüsse – nicht nur bei den Professoren übrigens, sondern auch bei vielen von Unsicherheit geplagten Studierenden. Ich bin persönlich allerdings überzeugt davon, daß sich auch die Skeptiker in den kommenden Jahren eines Besseren belehren lassen, zumal sich für bestimmte Berufsbilder wie z.B. den Arzt, Sonderregelungen abzeichnen.

Uneinheitlich ist das Bild bei der Juniorprofessur als neuem Karriereweg für den wissenschaftlichen Nachwuchs. An der Humboldt-Universität ist das Konzept ein unbestrittenes Erfolgsmodell. Keine deutsche Universität hat sich entschiedener als wir auf die Einführung des Konzepts eingelassen, und ich bin sicher, auch für meinen Präsidenten sprechen zu dürfen, wenn ich sage: Wir sind über diese Entscheidung sehr glücklich, sie hat die Universität erheblich verjüngt und vorangebracht.

Bundesweit sieht es freilich anders aus. Manche Bundesländer lehnen das Konzept sogar flächendeckend ab. Für ein Resümee ist es hier zu früh, hier wird wohl der Wettbewerb entscheiden, welche Modelle langfristig die größte Akzeptanz finden.

Sehr verehrte Ordensmitglieder, sehr geehrte Damen und Herren, so weit mein kurzer Etappenbericht, den ich unter das Motto »Steter Tropfen höhlt den Stein« stellen möchte. Auch wenn immer wieder Stolpersteine zu überwinden sind, bewegen wir uns langsam in die richtige Richtung, in Richtung einer neuen Balance zwischen exzellenter Forschung und wirksamer Lehre, die den globalen Veränderungen Rechnung trägt und uns erlaubt, auch weiterhin unserem gesellschaftlichen Auftrag gerecht zu werden.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich freue mich nun sehr, das Wort an Frau Lampe übergeben zu dürfen, und wünsche Ihnen noch einen wunderbaren Abend.

1. REDEN BEIM MITTAGESSEN AUF EINLADUNG DES
STAATSMINISTERS FÜR KULTUR UND MEDIEN

GÜNTER BLOBEL*

DIE SINNLOSE ZERSTÖRUNG WICHTIGER
DEUTSCHER KULTURSTÄTTEN UND
KULTURLANDSCHAFTEN AM BEISPIEL
DER GEPLANTEN »WALDSCHLÖSSCHENBRÜCKE«
IN DRESDEN

Ich möchte beginnen mit einem Zitat von Hermann Hesse aus dem Jahre 1949 zum Anlaß der Rekonstruktion des im 2. Weltkrieg völlig zerstörten Goethehauses in Frankfurt/Main:

»Vielleicht ist die Zahl der Menschen in Deutschland wie außerhalb heute noch nicht so sehr groß, welche vorauszusehen vermögen, als welcher vitaler Verlust, als welcher trauriger Krankheitsherd sich die Zerstörung der historischen Stätten erweisen wird. Es ist damit nicht nur ein großes, edles Gut vernichtet, eine Menge hoher Werte an Tradition, an Schönheit, an Objekten der Liebe und Pietät zerstört: es ist auch die bildende und durch Bilder erziehende Umwelt der künftigen Geschlechter und damit die Seelenwelt dieser Nachkommen eines unersetzlichen Erziehungs- und Stärkungsmittels, einer Substanz beraubt, ohne welche der Mensch zwar zur Not leben, aber

* *Günter Blobel, Bemerkungen am 30. Mai 2007 während der Tagung des Ordens Pour le mérite in Berlin*

nur ein hundertfach beschnittenes, verkümmertes Leben führen kann.«

Zu der durch »Bilder erziehenden Umwelt« und zu dem »unersetzlichen Erziehungs- und Stärkungsmittel« gehört auch die Dresdner Elblandschaft. Anders als in den meisten Städten, wo ein durchströmender großer Fluß in ein Betonbett gezwungen wurde oder von vielbefahrenen, von Lärm und Luftverschmutzung geprägten Uferstraßen begleitet wird und daher ihres Erholungswertes beraubt wurde, fließt die Elbe, von bis zu 1000 Meter weiten Auen begleitet, durch Dresden. Diese elysiumähnlichen Elbwiesen, wild und unkultiviert, und zudem noch letzte Heimat in Mitteleuropa für eine gefährdete Fauna und Flora, sind den meisten Dresdnern in wenigen Minuten leicht zugänglich und daher eines ihrer wichtigen »Stärkungsmittel«.

Besonders der Blick vom »Waldschlößchen«, drei Kilometer flußaufwärts von der wiederaufgebauten Frauenkirche gelegen, wo sich die Elbe nach einem großen Bogen stracks der wiederhergestellten Stadtsilhouette zuwendet, hat viele Generationen inspiriert.

Heinrich von Kleist schrieb im Juli 1801 an Karoline Schlieben, die Braut des Malers Heinrich Lohse: »Was macht auch mein liebes Dresden? Ich sehe es noch vor mir liegen in der Tiefe der Berge, wie der Schauplatz in der Mitte eines Amphitheaters – ich sehe die Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu rücken wagten, gelagert sind und gleichsam von Bewunderung angewurzelt sind, eine Elbe, die schnell ihr rechtes Ufer verläßt, ihren Liebling Dresden zu küssen, die bald zu dem einen, bald zu dem anderen Ufer flieht, als würde ihr die Wahl schwer, und in tausend Umwegen, wie vor Entzücken durch die freundlichen Fluren wankt, als wollte sie nicht ins Meer.«

Zwölf Jahre später bezog E.T.A. Hoffmann in Dresden Quartier und begann hier sein Zaubermärchen »Der Goldene Topf« zu schreiben. Hoffmann wohnte »draußen« auf der Bautzner Straße. E.T.A. Hoffmann schreibt im Juli 1813 in einem Brief: »Aus meinem Fenster übersehe ich einen großen Teil der herrlichen Elbgegend ... Gehe ich nur zwanzig Schritte von der Türe fort, welches ich, sooft ich

will, in Mütze und Pantoffeln mit der Pfeife im Mund tun kann, so liegt das herrliche Dresden vor mir ausgebreitet.« Die Ansicht der Stadt unten vom Flußufer überläßt er dem Studenten Anselmus in seinem Zaubermärchen. »Dicht vor ihm plätscherten und rauschten die goldgelben Wellen des schönen Elbstroms, hinter demselben streckte das herrliche Dresden kühn und stolz seine lichten Türme empor in den duftigen Himmelsgrund.«

Und Heinrich Magirius, Doyen der Dresdner Denkmalpflege, sagte 2005: »Es handelt sich hier – anders als in anderen Städten – um eine hoch sensible Situation. An einem sanften Bogen des Flusses stehen der Talaue Hänge gegenüber, die elbabwärts den Blick auf die Innenstadt, elbaufwärts auf ansteigend bergiges Gelände frei lassen. Der berühmte Waldschlößchen-Blick ist einer der wenigen, der die einzigartige Lage der Stadt in der Landschaft zu erfassen gestattet. Sie ist von großzügiger Weite einerseits und maßvoller Überschaubarkeit andererseits geprägt. Ihre Mitte ist wieder die Kuppel der Frauenkirche, für deren Wiedererstehen sich Menschen in aller Welt eingesetzt haben. Die Frauenkirche ist immer wieder als Herz und Seele der Stadt Dresden bezeichnet worden. Was die Steinernerne Glocke zum Schwingen bringt, ist die Weite der Elbland-schaft. Herz und Seele brauchen Raum. Den Dresdnern ist die landschaftliche Situation, in die die historischen Bauten hineinkomponiert worden sind, geschenkt worden. Viele Generationen haben dieses Geschenk zu nutzen gewusst. Selbst dem traditionsfeindlichen 20. Jahrhundert mit seinen Zerstörungen und absichtsvollen Verfremdungen ist es nicht gelungen, den Klang der Stadtkomposition ganz und gar zum Verstummen zu bringen.«

Diese landschaftliche Situation, in die die historischen Bauten hineinkomponiert wurden, soll nun endgültig durch den Bau einer vier-spurigen, 30 Meter hohen, einer Panzersperre gleichen Autobrücke zerstört werden.

Warum?

Hier ist eine kurze Chronik:

- 1908: Rat der Stadt Dresden kauft die Wiesen am Waldschlößchen, um diesen »einzigartigen, herrlichen Aussichtspunkt auf die Stadt und ihre Umgebung« am Waldschlößchen zu schützen. »Wenn man die Bebauung des Geländes sicher verhindern will, ist nur der Ankauf möglich«, überzeugte Oberbürgermeister Beutler seine Räte.
- 1933 – 1989: Nazi- und DDR-Diktatoren wollen am Waldschlößchen eine große Autobrücke bauen. Werden aber wegen Krieg und finanzieller Probleme davon abgehalten.
- 1994: Die Dresdner Stadtverordnetenversammlung beschließt das Verkehrskonzept für die Landeshauptstadt. Darin enthalten ist auch der Bau einer Waldschlößchenquerung. Allerdings heißt es in dem Papier, es bleibe offen, »ob die Elbe als Tunnel, Brücke oder Kombination von beiden gequert werden soll«.
- 1995: Der sächsische Wirtschaftsminister Kajo Schommer (CDU) erklärt, der Freistaat würde nur eine Waldschlößchenbrücke fördern, die Entscheidung sei endgültig.
Nach dem Standortdiktat der sächsischen Staatsregierung weist Oberbürgermeister Herbert Wagner (CDU) seine Planungsdezernate an, nur noch die Waldschlößchenbrücke zu planen.
- 1996: Der Stadtrat beschließt mit 41 zu 22 Stimmen den Bau einer Waldschlößchenbrücke.
- 1999: Die Jury eines internationalen Brückenwettbewerbs, Jury-Vorsitzender Professor Dr. Volkwin Marg, wählt aus 27 Entwürfen die Arbeit der Berliner Architekten Kolb und Ripke aus.
- 2001: Die Bürgerinitiative »Verkehrsfluß« schlägt statt der Brücke einen Tunnel vor. Die Innsbrucker Tunnelbaufirma ILF legt eine Machbarkeitsstudie vor.
- 2002: Nach der Jahrhundertflut werden die Pläne für die Brücke überarbeitet, um sie hochwassersicher zu machen.
- 2003: Deutschland reicht bei der UNESCO den Antrag ein, das Dresdner Elbtal in die Liste der Welterbestätten aufzunehmen.
- Februar 2004: Baurecht für die Brücke wird erteilt.
- Juni 2004: Nach der Neuwahl des Stadtrates verliert die CDU ihre

Mehrheit im Stadtrat. Die Mehrheit des neuen Stadtrates ist gegen den Brückenbau.

Juli 2004: Das UNESCO-Welterbe-Komitee erklärt auf seiner Tagung in China das Dresdner Elbtal zum Welterbe.

September 2004: Der neue Stadtrat beschließt, kein Geld mehr für den Brückenbau zu genehmigen.

Auf Initiative von CDU, FDP und ADAC wird ein Bürgerbegehren zur Waldschlößchenbrücke gestartet.

Februar 2005: Bürgerentscheid zur Waldschlößchenbrücke: Bei einer Wahlbeteiligung von 50,8 Prozent stimmen 67,8 Prozent für den Brückenbau.

September 2005: Die Bauleistungen für die Brücke werden europaweit ausgeschrieben.

Francesco Bandarin, Direktor der Welterbezentrale, verleiht in einem Brief an die zuständigen Stellen in Deutschland seiner Sorge Ausdruck, die Brücke könnte das Weltkulturerbe Dresden beschädigen. Er regt an, ein neues Visualisierungsgutachten zu erstellen.

November 2005: Fehlerhafte Details aus den Bewerbungsunterlagen für den Welterbetitel werden bekannt. Die Lage der Brücke ist mit »fünf Kilometer flußabwärts vom Zentrum« falsch angegeben, sie liegt etwa 2,5 Kilometer flußaufwärts. Zudem steht in dem Papier: »Aus den Darstellungen der Verkehrsflächen geht hervor, daß keine das Orts- und Landschaftsbild beeinträchtigenden Hauptverkehrsstraßen im Elbraum geplant sind.«

Deutsche UNESO-Kommission rät Dresden, den Baubeginn auf Eis zu legen.

April 2006: Das unabhängige Visualisierungsgutachten, erstellt von der Technischen Hochschule Aachen, geht von einer Unvereinbarkeit von Welterbe und Waldschlößchenbrücke aus. In dem Papier ist von einer »irreversiblen Schädigung der besonderen Qualitäten des Elbtals« die Rede. Außerdem heißt es: »Weitegefühl wäre zerstört und langfristig verloren«.

Juli 2006: Das UNESCO-Welterbe-Komitee setzt auf seiner Jahres-

sitzung in Vilnius das Welterbe Dresdner Elbtal auf die rote Liste der gefährdeten Welterbestätten. Hinzugefügt wird ein verschärfender Passus, nachdem der Titel ohne weitere Diskussion aberkannt würde, sobald mit dem Brückenbau begonnen wird.

Das Regierungspräsidium, ausführende Behörde der sächsischen Staatsregierung, teilt mit, den Brückenbau am Stadtrat vorbei durchsetzen zu wollen. Falls der Stadtrat sich gegen einen sofortigen Brückenbau ausspreche, könne es zu einer »Ersatzvornahme« durch das RP kommen.

Dr. Brigitta Ringbeck, Vertreterin der deutschen Kultusministerkonferenz, dort verantwortlich für Welterbefragen und Delegierte bei der Welterbekonferenz in Vilnius, sagt: »Die Streichung des Dresdner Elbtals von der Liste der Welterbestätten wäre eine nationale Schande.«

Der Dresdner Stadtrat weigert sich, die Bauvergabe für die Waldschlößchenbrücke zu vollziehen.

August 2006: Rechtsgutachten von Professor Dr. Ulrich Fastenrath, TU Dresden, Lehrstuhl für Europarecht und Völkerrecht: Der Bau der Waldschlößchenbrücke verletzt die Verpflichtungen, die aus der Welterbekonvention auf den Bund, das Land und die Kommune zukommen; der Planfeststellungsbeschluß ist vom Regierungspräsidium aufzuheben; die Vergabe von Bauaufträgen wäre rechtswidrig.

Der in Frankfurt/Oder lehrende Verwaltungsrechtler Franz-Joseph Peine: »Rechtlich gesehen gibt es in Deutschland kein Weltkulturerbe.«

Das Regierungspräsidium Dresden erklärt die Stadtratsbeschlüsse vom 20. Juli und 10. August 2006 als »rechtswidrig« und ordnet die Vergabe der Bauleistungen bis zum 24. August 2006 an.

Auf der Stadtratssitzung am 24. August werden mehrere Beschlüsse gefaßt, um den sofortigen Baubeginn zu verhindern. Bereits einen Tag später ordnet das Regierungspräsidium den »Sofortvollzug« an.

Das Verwaltungsgericht Dresden stoppt in einer vorläufigen Entscheidung die Anordnung des Regierungspräsidiums vom 25. August zum sofortigen Vollzug der Bauvergabe. Im vorgezogenen Eilverfahren erkennt das Dresdner Verwaltungsgericht die Stadtratsbeschlüsse, wonach noch nicht mit dem Bau begonnen werden soll, als rechtmäßig an. In seiner Entscheidung anerkennt das Gericht, daß mit der Ankündigung der UNESCO, den Titel abzuerkennen, eine neue Sachlage entstanden sei. Mit der Ersatzvornahme, die Bauaufträge anstelle der Stadt zu vergeben, habe das RP falsch gehandelt. Die Welt-erbekonvention entfalte nicht nur völkerrechtliche Verpflichtungen für den Bund, auch das Land Sachsen sei zur völkerrechtsfreundlichen Auslegung des Grundgesetzes verpflichtet, entscheidet das Gericht. Damit kann bis zu einer Entscheidung des sächsischen Verwaltungsgerichts der Ersatzvornahmebescheid des RP vorerst nicht vollzogen werden. Intendanten und Direktoren von Dresdner Theatern und Kultureinrichtungen warnen in einem offenen Brief vor den weitreichenden Folgen, falls der Welterbetitel verlorengehe. In einer Stadt, in der auf den Weltkulturerbetitel verzichtet wird, könne sich keine Form der Kultur mehr sicher fühlen, heißt es in dem Brief.

September 2006: Der Stadtrat fordert den amtierenden Oberbürgermeister auf, notfalls bis vors Bundesverfassungsgericht zu ziehen, um den Welterbetitel zu retten. Zudem beschließt der Rat erneut, die Planfeststellung für den Bau zurückzuziehen.

März – Mai 2007: Die Dresdner Intendanten protestieren gegen einen Baustart. In einer Erklärung schreiben sie: »Der Baubeginn der Waldschlöbchenbrücke nach der Entscheidung des Oberverwaltungsgerichtes in Bautzen ist ein Schwerthieb in die Kulturstadt Dresden, der eine tiefe Wunde schlägt. Der Eingriff in die Kulturlandschaft des Elbtals, die zu erwartende Ab-erkennung des Welterbetitels und die Beschädigung des Rufes Dresdens als Kulturstadt berühren uns zutiefst. Als Bürger der Stadt fühlen wir uns getäuscht und hintergangen und glauben,

daß die Mehrheit der Dresdnerinnen und Dresdner, als die im Bürgerentscheid für die Brücke stimmten, den Verlust des Welt-erbetitels nicht erahnt haben und heute nicht gutheißen.«

In einem Schreiben an die Kultusministerkonferenz äußert das Auswärtige Amt seine Bedenken zum Streit um das Welt-erbe und deutliche Kritik. Für die Bundesrepublik Deutschland und die Bundesländer könne erheblicher Schaden entstehen. Es mahnt die Verantwortung der Länder und Kommunen an, die freiwillig die Verantwortung über die Welterbestätten übernommen hätten.

Bundesverkehrsminister Tiefensee drängt in einem Brief an Sachsens Regierungschef die Landesregierung dazu, eine Lösung des Konflikts Brücke gegen Welterbe zu finden. Er habe »erhebliche Zweifel, ob der Bund zulassen kann, daß die Wald-schloßchenbrücke in der vom Welterbekomitee abgelehnten Form mit Mitteln finanziert wird, die aus dem Bundeshaus-halt stammen«.

In der Stadtratssitzung wird erneut die Rücknahme des Plan-feststellungsantrages für den Verkehrszug beschlossen.

Die Beschwerde der Stadt Dresden gegen den Beschluß des Oberverwaltungsgerichts (OVG) vom März 2007 wird vom Sächsischen Verfassungsgericht zurückgewiesen.

Das Regierungspräsidium Dresden teilt mit, man werde der Stadt Dresden keine Zeit für eine Suche nach einem Kompromiß geben.

29. Mai 2007: In einem offenen Brief kritisiert Professor Dr. Volkwin Marg die 1995 alternativlos vorgegebene Standortfestlegung durch die Sächsische Staatsregierung. Er sieht den Elbtunnel als »mit einem dem Brückenbau vergleichbaren Kostenbud-get« technisch machbar.

6. Juni 2007: Die Beschwerde des Dresdner Stadtrates gegen den Be-schluß des Sächsischen Oberverwaltungsgerichts (OVG), die Aufträge für den Brückenbau zu vergeben, wird vom Bundes-verfassungsgericht nicht angenommen; das OVG habe die Rechte Dresdens nicht verletzt.

14. *Juni 2007*: Das Regierungspräsidium ordnet die Auftragsvergabe für den Bauabschnitt 1 (Hochstraßen über den Elbauen und eigentliche Elbbrücke) an. Die Kompromiß-Suche des Stadtrates wird zurückgewiesen.
22. *Juni 2007*: Das Regierungspräsidium Dresden entscheidet, das Vergabeverfahren für alle Bauabschnitte des Verkehrszugs Waldschlößchenbrücke selbst in Gang zu setzen.
25. *Juni 2007*: Das Dresdner Elbtal bleibt auf der roten Liste der gefährdeten Weltkulturerbestätten. Das beschließt das Welterbekomitee in Christchurch, Neuseeland. In der Debatte legt das Gremium aus 21 Ländervertretern zugleich fest, daß Dresden von der Welterbeliste gestrichen wird, wenn der Bau der Brücke nach den Plänen von 1997 realisiert wird. Bis zum 1. Oktober soll Dresden Alternativvorschläge vorlegen, die den »einzigartigen, universellen Wert dieser Landschaft nicht kompromittieren«. 19 von 21 Komitee-Mitgliedern sprechen eine klare Präferenz für eine Tunnelvariante aus. Ministerpräsident Georg Milbradt kommentiert das UNESCO-Votum mit dem Satz: »Die Nachricht aus Neuseeland kommt einer Erpressung nahe.«
15. *Juli 2007*: Umweltschützer sehen durch den Brückenbau den Lebensraum der vom Aussterben bedrohten Tierart Kleine Hufeisennase gefährdet, berichtet das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel«. Mit einem Eilverfahren beim Verwaltungsgericht Dresden soll erreicht werden, daß der Freistaat den Bau verhindert. In einem ähnlichen Verfahren beim Bundesverwaltungsgericht untersagten Richter bereits eine Autobahnumfahrung bei Halle aus Tierschutzgründen.
18. *Juli 2007*: Das Sächsische Oberverwaltungsgericht entscheidet, daß das Regierungspräsidium die Stadt Dresden anweisen darf, die Bauaufträge für den Bauabschnitt 1 für die Waldschlößchenbrücke zu vergeben. Der Dresdner Stadtrat hatte die Bauaufträge nicht auslösen und statt dessen weiter nach einem Kompromiß suchen wollen.
- Vor der Bundespressekonferenz sagt Bundeskanzlerin Merkel zum Dresdner Brückenstreit, »... daß es sich wirklich um eine

regionale Entscheidung handelt und es manchmal gut sein kann, auch im Lichte dieser regionalen Entscheidung die Akteure ihre entsprechenden Schlußfolgerungen ziehen zu lassen«.

26. Juli 2007: Der Architekt Professor Dr. Volkwin Marg sagt gegenüber dem Kunstmagazin »art«, bei der Abstimmung für die Brücke im Februar 2005 seien die Dresdner »mit einer manipulierten Frage hinters Licht geführt worden.« Den Bürgern sei damals unterschlagen worden, daß alternativ zur Überbrückung auch eine Untertunnelung der Elbe möglich sei.

Friedrich Hölderlin, *Hyperion*:

»Es ist auf Erden alles unvollkommen«, ist das alte Lied der Deutschen. Wenn doch einmal diesen Gottverlaßnen einer sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihns, die göttliche Natur nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schal und sorgenschwer und übervoll von kalter stummer Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähn, der Kraft und Adel in ein menschlich Tun, und Heiterkeit ins Leiden und Lieb und Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt.«

Aldous Huxley, *Brave new world*:

»Primroses and landscapes have one grave defect: they are gratuitous. A love of nature keeps no factories busy. It was decided to abolish the love of nature, at any rate among the lower classes; to abolish the love of nature, but not the tendency to costume transport.«

Ich danke meinen Dresdner Freunden, besonders Frau Heidrun Hannusch, für die große Hilfe bei der Vorbereitung meiner Bemerkungen und des Postskripts.

STAATSMINISTER BERND NEUMANN

KULTURPOLITIK IM FÖDERATIVEN STAAT

Sehr geehrter Herr Ordenskanzler,
verehrte Frau Dr. Albach,
sehr geehrter Herr Professor Blobel,
meine sehr verehrten Damen und Herren,
ich möchte Sie sehr herzlich in Berlin willkommen heißen und freue mich, daß wir uns – wie jedes Jahr – hier über den Dächern der Hauptstadt zum Gedankenaustausch versammelt haben. Die Teilnahme am Jahrestreffen des Ordens »Pour le mérite« gehört sicherlich zu den besonders angenehmen Pflichten des Kulturstaatsministers. Die Gespräche im Kreise so – im Wortsinn – »ausgezeichneter« Wissenschaftler und Künstler sind stets eine besondere Bereicherung für mich.

Verehrter Herr Professor Blobel, für Ihren so kundigen und engagierten Beitrag möchte ich Ihnen danken. Uns alle, so denke ich, eint die Verpflichtung für den Erhalt des kulturellen Erbes in Deutschland und darüber hinaus. Die Zukunft unseres Landes als europäische Kulturnation liegt Ihnen genauso am Herzen wie mir, dem sie darüber hinaus von Amts wegen anvertraut ist.

Sie, verehrter Herr Professor Blobel, haben eben in Ihrer Rede den

aktuellen Streit um die »Waldschlößchenbrücke« in Dresden geschildert und damit den Finger in eine offene Wunde gelegt.

Ich teile Ihr Bedauern und verstehe Ihre Empörung. Eine Streichung des Dresdner Elbtals aus der Welterbeliste würde das Ansehen Deutschlands und das Verhältnis Deutschlands zur UNESCO beeinträchtigen. Aus diesem Grund hat sich die Bundesregierung immer wieder für den Dialog der zuständigen Behörden vor Ort mit der UNESCO eingesetzt, mit dem Ziel, einen Kompromiß zu finden, der den Welterbestatus des Dresdner Elbtals sichert und gleichzeitig auch den notwendigen Verkehrsmaßnahmen angemessene Rechnung trägt. Diese Diskussion ist noch nicht abgeschlossen. Es bestehen nach wie vor alle Chancen, das Elbtal als UNESCO-Weltkulturerbe zu erhalten. Derzeit wird geprüft, welche weiteren Schritte erforderlich sind, um die Welterbekonvention stärker in nationalem Recht zu verankern, so daß Konflikte wie jetzt in Dresden nicht entstehen können. Hierbei sind aber in erster Linie die Länder aufgefordert, denen nach der Kompetenzverteilung des Grundgesetzes die Zuständigkeit für den Denkmalschutz eindeutig zugeordnet ist. Die Bundesregierung sieht ihre wesentliche Aufgabe darin, alles zu tun, um sicherzustellen, daß entsprechende schwierige Situationen künftig vermieden werden, aber ohne die Bereitschaft aller Bundesländer, hieran mitzuwirken, geht es nicht!

Meine Damen und Herren, das Beispiel Dresden zeigt, daß die Verantwortlichkeiten im föderalen Staat nicht immer ganz einfach wahrzunehmen sind, vor allem wenn es auch um gesamtstaatliches, nationales Interesse geht. Und doch ist die im Grundgesetz verankerte föderale Struktur unseres Gemeinwesens – davon bin ich überzeugt – ein Gewinn für unser Land.

Der Föderalismus hat in Deutschland eine große Tradition und Großartiges bewirkt. Dabei ist er nicht einmal eine Erfindung des Grundgesetzes, sondern Ausdruck einer spezifischen Entwicklung deutscher Geschichte.

Bis heute profitiert dieses Land – so merkwürdig das klingt – von seinen historisch gewachsenen kleinteiligen politischen Strukturen. Diese haben eine unvergleichliche kulturelle Konkurrenz und damit

eine kulturelle Blüte befördert, die in der Welt ihresgleichen sucht. Die Schlösser, Gärten, Museen und Kunstsammlungen kleiner und größerer Fürstentümer, von den Königreichen ganz zu schweigen, bildeten den Kern einer Residenzkultur, von der die Kommunen, die Länder und der Bund bis heute zehren. Deshalb breche ich heute auch vor Ihnen eine Lanze *für* den Föderalismus: Ihm verdankt Deutschland seine einzigartige kulturelle Vielfalt.

Natürlich leiden wir Kulturpolitiker manchmal auch unter den Einschränkungen, die uns der Föderalismus auferlegt. Der Vorgang »Waldschlößchenbrücke in Dresden« ist ein beredtes Beispiel dafür. Aber ich bleibe dabei: Die Vorteile dieses föderalen Systems wiegen dessen Nachteile bei weitem auf. Deutschland ist eine Kulturnation nicht trotz, sondern vor allem wegen des Föderalismus. Die Welt beneidet uns um unsere Kulturlandschaft mit ihrer Vielfalt und ihrem Reichtum.

Sie ist das Fundament, auf dem unsere Gesellschaft, unsere Nation aufbaut. Sie stiftet gerade in dieser Zeit der Globalisierung und der weitverbreiteten Orientierungslosigkeit jenen Zusammenhalt und jene Werte, die für unser Zusammenleben und unsere Identität unverzichtbar sind.

Sie lehrt uns, daß es eine Welt jenseits der Funktionalität und jenseits von Nützlichkeitsabwägungen oder gar von Profit gibt. Kultur, das ist die Summe all der Lebensäußerungen, mit denen wir unsere Welt gestalten und verändern.

Ohne dieses »Reich der Künste und der Wissenschaften«, dem ja auch Sie, die Ordensmitglieder, angehören, wäre Deutschland ein armseliges Land.

In diesem Sinne erhebe ich mein Glas auf den Orden und auf Sie, die verdienstvollen Mitglieder. Ich wünsche Ihrem Jahrestreffen einen guten Verlauf und uns viele anregende Gespräche.

2. VERVIELFÄLTIGUNG UND SELEKTION:
DAS GRUNDPRINZIP DER BIOLOGIE

ERWIN NEHER

EINFÜHRUNG

Während der letzten Herbstsitzung in Görlitz hatte uns Herr Gehring mit seinen einzigartigen Bildern von den Galapagos-Inseln die Darwinschen Ideen nahegebracht. Er hat uns eindrucksvolle Beispiele der Artenvielfalt gezeigt, die wohl Darwin zu seiner Theorie der Entstehung der Arten angeregt haben. Darwin schloß aus seinen Beobachtungen: »In the struggle for survival, the fittest win out at the expense of their rivals, because they succeed in adapting themselves best to their environment«. In der Reflexion über Darwin wird dieses Prinzip der natürlichen Selektion in den Vordergrund gestellt. Es ist aber nur die Hälfte des wirklichen Grundprinzips der biologischen Evolution. Selektion ist im stationären oder sich entwickelnden System nur möglich als zweiter Schritt nach der Vervielfältigung. Vervielfältigung – die Fähigkeit einer Zelle, sich in zwei gleichartige Nachkommen zu teilen, oder die Fähigkeit eines Moleküls, »autokatalytisch« seine eigene Bildung zu bewirken – ist die wirklich treibende Kraft. Sowie ein System, sei es ein Makromolekül, ein Organismus oder ein Computerprogramm, die Fähigkeit erlangt hat, sich selbst zu reproduzieren, sind die normalen Gesetzmäßigkeiten der unbelebten Materie außer Kraft gesetzt. Sofern und

solange die Bedingungen zur Vervielfältigung gegeben sind, kommt es zur lawinenartigen Vermehrung, die natürlich an ihre Grenze stößt – z.B. wenn bei einer autokatalytischen Reaktion das Substrat verbraucht ist und die beteiligten Moleküle zum Großteil als Produkt vorliegen oder wenn im Computer der verfügbare Speicherplatz belegt ist.

Was wir heute diskutieren wollen, ist die große Tragweite des Prinzips Vervielfältigung und Selektion, was bei weitem nicht auf Evolution im Sinne der Entstehung der Arten beschränkt ist. Vielmehr kommt es in breiter Form in biologischen Systemen zum Tragen, da diese ja die Fähigkeit zur Vervielfältigung auf vielen Ebenen haben: Auf der molekularen, der zellulären und der organismischen Ebene. Ich finde es hochinteressant, zu betrachten, wie die Natur mit dem daraus resultierenden ›Reproduktionsdruck‹ umgeht, wie sie ihn nutzt und oft Mühe hat, ihn in Schach zu halten. Es ist ja der Reproduktionsdruck, aus dem bei Beschränktheit von Ressourcen der Selektionsdruck entsteht. Man könnte dabei viele Beispiele diskutieren, z.B. das Ausbrechen und die Bekämpfung von Infektionen oder das Entstehen unseres Immunsystems, wobei eine Art Evolution auf zellulärer Ebene stattfindet, oder die Bekämpfung von Computerviren. Oder wir könnten die ›Biblischen Plagen‹ diskutieren, wovon sieben (aus insgesamt 10) auf die massenhafte Vermehrung von Fröschen, Heuschrecken, verschiedenem anderen Getier und von Mikroorganismen zurückzuführen sind.

Die Vielfalt der Themen ist groß, die Selektion, die wir für den heutigen Nachmittag getroffen haben, beschränkt sich auf zwei Prozesse: zum ersten, die Entstehung biologischer Information, so wie sie in unserem Genom als Ergebnis eines viele 100 Millionen Jahre andauernden Prozesses der ›fehlerhaften‹ Reproduktion kombiniert mit Selektionsdruck niedergelegt ist. Darüber wird uns Manfred Eigen berichten.

Beim zweiten Beitrag von Robert Weinberg geht es um die Frage, wie unser Körper dem Vervielfältigungsdruck seiner eigenen Zellen standhält. Jede unserer Körperzellen ist ja im Prinzip reproduktionsfähig. Damit aus einer Eizelle ein funktionsfähiger Organismus ent-

steht, muß jede Zelle einem ausgeklügelten Regulationsprozeß unterworfen sein, der ihr genau vorgibt, wann, wie oft und unter welchen Bedingungen sie sich teilen soll und darf. Jedes fehlerhafte Signal in diesem Prozeß kann zu ungebremstem Wachstum und damit zur Tumorentstehung führen. Um dem Reproduktionsdruck standzuhalten, hat die Natur vielfältige Schutzmechanismen entwickelt. Daher ist ein tatsächlich wachsender Tumor das Ergebnis einer Vielzahl von Mutationen und Anpassungen, die im Endeffekt all diese Schutzmechanismen außer Kraft setzen. Gäbe es diese Schutzmechanismen nicht, würden in unserem Körper täglich Tausende von Tumoren entstehen.

MANFRED EIGEN

ÜBER DEN BEGRIFF DER INFORMATION
IN PHYSIK UND BIOLOGIE
– SYNOPSIS –

Ein quantitatives Maß für die Information wurde zuerst von Claude Shannon¹ 1949 in die Nachrichtentechnik eingeführt. Tatsächlich hat Shannon selber den Begriff »Information« zunächst nicht benutzt. In seinen ursprünglichen Veröffentlichungen, die sich allein mit der Kommunikation vorgegebener Nachrichten, dagegen nicht mit deren Inhalt oder deren Entstehung befaßten, nannte er die entsprechende Größe »uncertainty«. Es war vor allem der Physiker Leon Brillouin², der (in seinen in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den USA gehaltenen Vorlesungen) den Informationsbegriff für die Naturwissenschaften erschloß. Wir sollten uns aber darüber im Klaren sein – was Brillouin auch in seinem Buch hervorhebt – daß Shannons Theorie allein den quantitativen Aspekt der Information berücksichtigt, indem er die Menge der in einer Nachricht enthaltenen Information durch einen Mittelwert ausdrückt.

Mit anderen Worten: Shannon geht von einer durch die Struktur der Sprache vorgegebenen Wahrscheinlichkeitsverteilung für die Verwendung der verschiedenen Sprachsymbole aus und berechnet den Mittelwert aller möglichen sich daraus ergebenden Symbolkombi-

nationen einer Nachricht gegebener Länge. Der Physiker nennt einen solchen Mittelwert die Entropie der Wahrscheinlichkeitsverteilung. So geht die Geschichte, daß der Physiker John von Neumann, dem Shannon seine Ideen vortrug, gleich eingewandt haben soll: Warum nennen Sie Ihre »uncertainty« nicht Entropie. Das gibt Ihnen in jeder Diskussion einen Vorteil, da nur die wenigsten Menschen wirklich wissen, was Entropie ist. Shannons Theorie ist eine Theorie der Kommunikation, und den Nachrichtentechniker interessiert nicht der Inhalt irgendeiner Nachricht. Er muß ein Netz konstruieren, das für alle möglichen Nachrichten geeignet ist. Vor allem muß die Nachricht fehlerfrei übertragbar sein, eine Forderung, die von besonderer Bedeutung für die Benutzung eines Computers ist, der in kürzester Zeit Milliarden von Rechenoperationen ausführen muß, was eine automatische Fehlerkorrektur erfordert.

Ich möchte auf diese interessanten Folgerungen, die den eigentlichen Wert von Shannons Theorie ausmachen, hier nicht näher eingehen, sondern statt dessen die Frage nach dem anderen Aspekt des Informationsbegriffes, nämlich nach dem semantischen Gehalt der Information, aufwerfen. Dieser ist es ja, der in unserer sprachlichen Verwendung des Begriffs die größere Rolle spielt. Wenn ich die Telefonauskunft anrufe und nach einer bestimmten Nummer frage, dann werde ich mit der Antwort: »dreiundzwanzig bits« kaum etwas anfangen können. Damit habe ich zwar meine Ungewißheit (uncertainty) quantifiziert, aber nicht die von mir benötigte »Information« erhalten.

Hier muß ich aber gleich ein mögliches Mißverständnis ausschließen. Eine allgemeine Theorie der Semantik einer gegebenen Sprache gibt es nicht, ja, kann es nicht geben. Mithilfe einer Sprache lassen sich alle nur möglichen Situationen zum Ausdruck bringen oder wenigstens umschreiben, wenn auch nicht immer erklären. Mit einer allgemeinen Theorie der Sinnzuweisung müßte man aber alles – wenigstens im Prinzip – auch erklären können. Eine solche Theorie wäre dann wirklich eine »theory of everything«, die es aber im wörtlichen Sinne gar nicht geben kann. Dagegen sollte es aber sehr wohl möglich sein, eine allgemeine Theorie der Sinnentstehung zu formulieren.

Was sind die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Informationsentste-

hung? Welche Mechanismen werden hierzu benötigt? Gleich wieder eine Einschränkung: Unsere sprachliche Information entsteht in den Gehirnen von Menschen. Wir benötigten also eine vollständige Kenntnis der Funktionsweise unseres Gehirns. Trotz spektakulärer Erfolge in der Erforschung neuronaler Prozesse sind wir aber von einem solchen Ziel noch weit entfernt. Ich habe dennoch diese Frage aufgeworfen, weil ich damit zu meinem eigentlichen Thema komme, nämlich der Frage nach dem Ursprung des Lebens, die eine Frage nach dem Ursprung der genetischen Information der Lebewesen ist.

Natürlich würde eine erschöpfende Behandlung dieser Frage den Rahmen dieser Mitteilung sprengen. Ich habe sie zum Hauptthema eines Buches gemacht, dessen Bearbeitung nahezu abgeschlossen ist und das in näherer Zukunft erscheinen wird.⁵ Ich will die zugrundeliegende Theorie hier nur kurz anhand von drei Begriffen skizzieren, die in dieser Theorie eine Schlüsselrolle spielen, nämlich Informationsraum, Quasispezies und Hyperzyklus. Diese drei Begriffe möchte ich zunächst kurz umreißen:

Informationsraum: Der Raum, in dem Information entsteht, ist nicht der physikalische Raum, der aus Orts- und Zeitkoordinaten besteht, sondern ein diskreter mathematischer Raum, in dem alle möglichen Symbolkombinationen zum Ausdruck kommen. Und zwar muß jeder (diskrete) Punkt in diesem Raum eindeutig einer bestimmten Symbolkombination zugeordnet und die Nachbarschaft der verschiedenen Punkte eindeutig definiert sein. Es läßt sich leicht zeigen, daß bei Verwendung binärer Symbole (wie dies im Computer geschieht) der Punktraum einer Nachricht ein hochdimensionaler nicht-Euclidischer Raum ist, in dem die Zahl der Dimensionen mit der Zahl aller in der Nachricht erscheinenden Symbole übereinstimmen muß. Da im binären Alphabet jeder Punkt zwei Besetzungsmöglichkeiten (z.B. null oder eins, oder Schalter »auf« oder »zu«) hat, gibt es bei N Symbolen insgesamt 2^N Kombinationen aller Symbole. Das ist für große Werte von N eine riesige Zahl, was bedeutet, daß die Wahrscheinlichkeit für jede zufällige Besetzung einer gegebenen Kombination beliebig klein wird.

Das Problem der Informationsentstehung ist nun, die Wahrscheinlichkeit für eine Trajektorie von einem beliebigen Punkt, der einer sinnlosen Kombination von Symbolen entspricht, bis zu einem Punkt, der einen Sinngehalt repräsentiert, zu bestimmen. Das erfordert zweierlei: die durchlaufene Trajektorie muß sinnvoll angeordnet sein, und es muß einen dynamischen Prozeß geben, der eine Bewegung längs einer solchen Anordnung möglich macht. Genau das muß bei der Entstehung einer sinnvollen genetischen Nachricht geschehen. Die biologische Nachricht macht Gebrauch von einer Alphabet, das anstelle von nur zwei vier Symbole enthält. Das ist notwendig, weil es »von allein« entstehen muß und nicht von intelligenten Wesen gehandhabt wird. Der biologische Raum enthält also 4^N oder 2^{2N} mögliche Punkte entsprechend den möglichen Symbolkombinationen der genetischen Sprache. Die Nachbarschaft aller Punkte ist so geordnet, daß alle Punkte, die sich nur um ein Symbol unterscheiden, den Abstand »eins« voneinander haben. Das läßt sich eben nur in einem N - oder $2N$ -dimensionalen Raum durchführen. Nun müssen wir uns nach Mechanismen umsehen, die eine »sinnvolle Bewegung« im Informationsraum, d.h. das Ansteuern einer sinnvollen Symbolkombination, ermöglichen. Der einfachste Mechanismus führt uns zum Begriff der Quasispezies.

Quasispezies: Bewegung im Informationsraum bedeutet Entstehen und Vergehen von Symbolkombinationen, die jeweils einer Bewertung unterzogen werden. Biologische Information ist materiell in Genen, das bedeutet Sequenzen von Nucleinsäuren, gespeichert. Wir müssen also zunächst die Mechanismen der Synthese und des Zerfalls von Nucleinsäuren untersuchen. Dabei erinnern wir uns an die ungemeine Vielfalt möglicher Symbolkombinationen: z.B. 4^N , für $N = 1000$ (das ist etwa die Größe eines Gens:), gleich ca. 10^{600} , eine eins mit sechshundert Nullen.

Eine so große Zahl wäre viel mehr als das Äquivalent der gesamten Materie des sichtbaren Universums, das »nur« etwa 10^{80} Massen des kleinsten Atoms, des Wasserstoffatoms, entspricht. Die Konsequenz lautet: Die zufällige Entstehung einer bestimmten Symbolkombina-

tion innerhalb der ca. 10^{16} Sekunden, die seit dem Urknall vergangen sind, ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auszuschließen. Zufällige Synthese bedeutet das Herumirren in einem Raum unermeßlicher Ausdehnung. Um zusammenhängende Trajektorien zu erzeugen, benötigt man den Prozeß der Selbstreproduktion. Völlig fehlerfreie Selbstreproduktion bedeutet Stillstand in einer bestimmten Region – im Idealfall sogar in einem einzigen Punkt – des Sequenzraumes. Doch Fehler, sprich Mutationen, sind allgegenwärtig. Unter den in der Biologie in Frage kommenden Molekülklassen sind nur die Nucleinsäuren, DNA und RNA, mit dieser, einer »inhärenten« Fähigkeit der Selbstreproduktion, begabt. Proteine sind hervorragende Funktionsvermittler. Sie können dank ihrer adaptiven Struktur nahezu jede im Molekularbereich gewünschte katalytische Funktion vermitteln; aber sie können weder »lesen« noch »schreiben«. Genau diese Fähigkeit wird zur Selbstreproduktion benötigt, und sie ist nur den Nucleinsäuren »inhärent«.

Wir haben eine Theorie ausgearbeitet⁴ und diese in zahllosen Experimenten an Nucleinsäuren (und auch vollständigen Viren) überprüft⁵. Ja, wir haben Maschinen entwickelt, die auf dieser Basis automatisch arbeiten und damit eine neue »Evolutive Biotechnologie« begründen, mit deren Hilfe sich neue biologische Katalysatoren entwickeln lassen. Natürlich schließt diese Technologie eine »Übersetzung« der Information in funktionelle Proteinstrukturen ein, wozu das in der Molekularbiologie angehäufte Wissen⁶ über diesen Vorgang herangezogen werden muß. Die Theorie stellt Darwins Überlegungen auf eine solide mathematische Grundlage, sodaß Selektion heute ein klar definierter Begriff ist, der auch für selbst-replizierende Moleküle ähnliche Anwendungen findet wie für Lebewesen, denen die Eigenschaft der Selbstreproduktion, basierend auf den genannten molekularen Mechanismen, inhärent ist. Man mag die Frage stellen, was ist denn eigentlich die Zielstruktur der Selektion. Es geht um Existenz, »to be or not to be«. Die Trajektorie im Informationsraum führt automatisch zu solchen Strukturen, deren Reproduktion am besten an die bestehenden Umweltbedingungen angepaßt ist. Ich will hier nicht auf Einzelheiten der Theorie eingehen. Es handelt sich (wie für die Quan-

tenmechanik) um eine Matrixtheorie. Was überlebt, ist nicht die einzelne Spezies, sondern eine durch einen Eigenwert charakterisierte relativ breit gestreute Verteilung, die den relevanten Teil des Informationsraums abdeckt. Die Mathematik zeigt uns, daß unter den vielen möglichen Eigenwerten nur einer, nämlich der maximale, die Selektion bestimmt. Die Theorie erklärt das von Darwin postulierte Verhalten, aber sie sagt noch nichts über den Ursprung (origin) solchen Verhaltens aus. Dazu brauchen wir noch den »Hyperzyklus«.

Hyperzyklus: Der Hyperzyklus basiert auf der Tatsache, daß wir in der Biologie einen Genotypus und einen Phänotypus benötigen. Der Genotypus stellt die Information dar, während der Phänotypus die durch den Genotypus repräsentierte (abstrakte) Information in konkrete materielle Funktion übersetzt. In der Biologie handelt es sich tatsächlich um eine »sprachliche« Übersetzung der Nucleinsäure in die Proteinstruktur, die auch allgemein als »Translation« bezeichnet wird. In Bezug auf die Selektion geht es um eine Rollenverteilung, die ich als Genotyp-Phänotyp Dichotomie bezeichnet habe. Die Selektion fixiert die in der Nucleinsäure niedergelegte Information, jedoch auf Grund von funktionellen Eigenschaften, die in den Proteinen lokalisiert und auf dieser Ebene dem Selektionstest unterworfen sind. Das gilt im Prinzip auch noch, wenn Genotyp und Phänotyp aus der gleichen Molekülklasse – z.B. den Ribonucleinsäuren (RNA) – rekrutiert werden. Das war wahrscheinlich in der sogenannten »RNA-Welt« der Fall, die der »DNA-RNA-Protein-Welt« vorausging. Auch hier waren Genotyp und Phänotyp zwei individuelle Träger, Genotyp ein RNA-Molekül, das die Information für den Phänotyp enthält und der Replikation unterworfen wird, die von einem zweiten RNA-Molekül, das mit der Struktur der ersten identisch sein kann, katalysiert wird, und als »Ribozym« Träger der Funktion ist. Beiden Fällen gemeinsam ist ein nicht-linearer Ansatz (in dem zum Beispiel das Produkt zweier verschiedener oder das Quadrat einer Variablen erscheinen). Dies ist für den Ursprung einer neuen Eigenschaft eine notwendige Voraussetzung und von uns auch bei der Virusreplikation experimentell untersucht worden.

Was ist nun ein »Hyperzyklus«? Ich habe den Begriff hergeleitet aus dem Reaktionsmechanismus, der eine hierarchische Überlagerung mehrerer Zyklen beinhaltet, sozusagen ein Zyklus von Zyklen. Das Wort ist nicht meine Erfindung, wie ich zunächst dachte. Es findet sich bereits in einem Brief von Carl Friedrich Gauß an seinen ungarischen Freund und Kollegen Wolfgang Bolyai (1832) im Zusammenhang mit seinen Gedanken zu einer nicht-Euclidischen Geometrie. Allerdings ist er dort im abstrakt-mathematischen Sinne gebraucht, indem er eine geometrische Eigenschaft symbolisiert. Unser Hyperzyklus⁷ dagegen, keineswegs im Widerspruch zur Gaußschen Interpretation, beschreibt das dynamische Prinzip einer Rückkopplung bei der Entstehung der genetischen Information, das sich durch das Schaltbild einer hierarchischen Überlagerung von Reaktionszyklen darstellen läßt. Der einfachste Fall eines Hyperzyklus läßt sich in einer RNA-Welt realisieren. Die Replikation von den beiden komplementären Plus- und Minus-Strängen muß zur Erreichung einer hinreichend hohen Erzeugungsrate katalytisch befördert werden. In der RNA-Welt kann der Katalysator ein RNA-Molekül, ein Ribozym, sein. Die Replikation des Ribozym-Gens führt zu seiner eigenen Verstärkung. Der Ratenumsatz enthält einen quadratischen Term der RNA-Konzentration, da die Replikation zwei RNA-Stränge erfordert, von denen der eine als Matrize für die »Kopierung«, der anderen als Ribozym funktioniert. Beide rekrutieren sich aus der gleichen Molekülklasse und haben dadurch eine erhöhte Chance für den Ursprung der Replikation. Einen analogen Mechanismus finden wir bei der RNA-Virusvermehrung in der Wirtszelle wieder. Die Infektion der Wirtszelle geschieht durch ein einzelnes Virusgenom, also ein einzelnes RNA-Molekül. Dieses kann sich nicht von allein vermehren. Es muß erst von den Proteinfabriken der Wirtszelle, den Ribosomen, »übersetzt« werden. Eins der Übersetzungsprodukte ist das Enzym, also in diesem Falle ein Protein-Molekül, das die Replikation der Virus RNA katalysiert. Auf diese Weise konnten wir nicht nur den Mechanismus der Virus-Replikation mit seinen verschiedenen Schritten genau untersuchen, sondern auch das Prinzip der hyperzyklischen Verstärkung in allen Einzelheiten studieren⁸.

Was ist die Quintessenz all dieser Untersuchungen? Natürlich wollen wir »Leben an sich« näher verstehen. Wir haben schon gesehen, daß Leben eng mit dem Begriff der Information verknüpft ist. Aber wir fragen nicht einfach: »Was ist Leben“? Das ist nicht einmal eine gute Frage, und zwar wegen der überaus reichen Fülle von Lebensformen, jede für sich ein Wunderwerk der Natur. Wir wollen vielmehr wissen: Was ist allen Lebensformen gemeinsam, oder was unterscheidet ein belebtes von einem unbelebten System vergleichbarer chemischer Komplexität? Ja, das ist die Information, nicht einfach die Menge, die in der Shannon'schen Entropie zum Ausdruck kommt, sondern der Sinngehalt der in ihr wohnenden Semantik, der in der Bewertung der Information und daher für ihre Selektion eine so große Rolle spielt. Hier finden wir auch einen Teil der Antworten auf die Frage nach unserer eigenen Existenz. Der Ursprung verlangt eine nicht-lineare »Keimbildung«, aber die lange Phase der Optimierung ist quasi-linear und nur dadurch Darwinisch.

So wie die Moleküle, die am Anfang »belebter« Materie stehen, selbstreplikativ sein mußten, sind es ihre Nachfahren, die Lebewesen, von denen Thomas Mann im Zauberberg so treffend sagt: »während kein Lebewesen aufzuweisen war, das nicht einer Elternzeugung sein Dasein verdankt hätte.« Die Theorie der »Quasispezies« hat uns ein quantitatives Verständnis ermöglicht, das weit über zeitgenössische Darstellungen hinausgeht und uns neue tiefe Einblicke beschert hat. Aber es ist im Grunde Darwinisch (nicht Darwinistisch, was ich für eine Ideologie halte). Ihr wichtigstes Resultat ist die Unbegrenztheit, die bis zur menschlichen Existenz geführt hat. Das Leben selbst ist vor ca. 4 Milliarden Jahren entstanden, wie wir aus einer Analyse der Adaptoren des genetischen Codes quantitativ herleiten konnten⁹. Unser Universum existiert seit etwa 15 Milliarden Jahren, das ist ungefähr die Zeit, die seit dem Urknall verstrichen ist. Man nimmt heute an, daß es in einem Multiversum zufälligerweise die Kombination von Naturkonstanten hatte, die ein stabiles Universum, das die Entstehung des Menschen möglich machte, zuließ. Eine solche Apologetik des reinen Zufalls wurde in vergangenen Zeiten auch auf die biologische Evolution angewandt.

Sie ist durch die hier diskutierten phänomenologischen Theorien von Hyperzyklus und Quasispezies (und deren experimentelle Bestätigung) nicht mehr relevant. Theorien einer Evolution des Universums wurden von Physikern ebenfalls bereits vorgeschlagen, doch sind sie mir zu dicht am biologischen Vorbild konzipiert. Die hier genannten phänomenologischen Theorien sind rein physikalischer Natur und müssen daher durch Parameter realisiert werden, die aus einer – noch nicht existierenden – allgemeinen Theorie physikalischer Wechselwirkungen gespeist werden. Eine solche Evolution hätte sich bereits in der ersten Sekunde der Evolution des Universums vollzogen. Das sind über 10^{40} kleinste Zeiteinheiten, die sogenannten »Planck-Zeiten«, und dies sind immerhin mehr »Zeiteinheiten, als für die biologische Evolution zur Verfügung standen«. »Heiße« Perioden waren die, in denen sich die verschiedenen Wechselwirkungen der Materie in »Phasenumwandlungen« selbständig machten, zuerst die Gravitation, dann die »starken Kernwechselwirkungen« und schließlich »schwache Kern-« und »elektromagnetische« Wechselwirkungen: Drei Phasenumwandlungen, die drei fundamentalen Naturkonstanten oder deren invarianten Kombinationen entsprechen. Aber das ist Zukunftsmusik, ein lohnendes Feld für zukünftige Generationen.

Anmerkungen

- 1 C. E. Shannon and W. Weaver, »The Mathematical Theory of Communication«, U. of Illinois Press, Urbana, Ill., 1949.
- 2 L. Brillouin, »Science and Information Theory«, Academic Press, New York, San Francisco, London, 1956, Second Edn., 1962.
- 3 M. Eigen, »From Strange Simplicity to Complex Familiarity«, Oxford University Press, in Vorbereitung.
- 4 M. Eigen, J. McCaskill and P. Schuster, »The Molecular Quasispecies«, Advances in Chemical Physics, Vol. 75, 1989, John Wiley and Sons, Inc, J. Phys. Chem., 1988, 92, 6881.

- 5 C. K. Biebricher, M. Eigen and W. C. Gardiner, »Kinetics of RNA Replication«, *Biochemistry*, 22, 2544, 1983; 23, 3186, 1984; 24, 6550, 1985.
- 6 B. Alberts, D. Bray, J. Lewis, M. Raff, K. Roberts, J. D. Watson, »Molecular Biology of the Cell«, Garland Publ., Inc., New York and London, 1983.
- 7 M. Eigen and P. Schuster, »The Hypercycle, A Principle of Natural Self-Organization«, Springer-Verlag, Berlin, Heidelberg, New York, 1979.
- 8 M. Eigen, C. K. Biebricher, M. Gebinoga und W. C. Gardiner, »The Hypercycle. Coupling of RNA and Protein Biosynthesis in the Infection Cycle of an RNA Bacteriophage«. *Biochemistry* 1991, 30, 11005.
- 9 M. Eigen, B. F. Lindemann, M. Tietze, R. Winkler-Oswatitsch, A. Dress, A. von Haeseler, »How old is the Genetic Code? Statistical Geometry of t-RNA Provides an Answer«, *Science* 244, 673, 1989.

ROBERT WEINBERG

THE EVOLUTIONARY ORIGINS
OF HUMAN CANCER

I want to talk today about the origins of human cancer and how the disease of cancer intersects with the process of Darwinian evolution. Much of what we know about the disease of cancer comes from epidemiology, and I thought I would give you some insights into the origins of cancer through some epidemiological studies that will eventually converge on the issue of how Darwinian evolution affects the development of human tumors.

You should know on an optimistic note that the death rate from many kinds of common cancer has actually been progressively declining. So we start off on a positive note.

I.

Here you see certain cancers which were major killers 70 years ago (Figure 1). Their death rates have been declining progressively for the last 70 years. Stomach cancer in men and women, for example, used to be very common; it has been decreasing precipitously due to the effects of refrigeration of foods and of food preservatives. So the next time you hear »Die Grünen« telling you how evil food preser-

vatives are, think about the decline of stomach cancer. Note also the decline of cervical cancer because of the Papanicolaou smear test, and of colon and rectum cancer because of colonoscopy.

This is not, however, the trend for all kinds of human cancers. Figure 1, for example, shows also male lung cancer. It has gone up enormously over the last 60 years but has started to go down. In women lung cancer exceeded breast cancer in about 1990 as the most common cause of cancer-related death.

Many other kinds of cancers have been relatively constant. Figure 2 shows breast cancer in women (green line). The mortality from breast cancer was quite constant over a period of 70 years, when allegedly we were experiencing an epidemic of breast cancer among women. In saying this I make mention of the fact that these figures are age-adjusted, that is to say that these figures have been changed to take into account the fact that the population is getting older and that, as I will argue shortly, cancer is largely a disease of old people.

In Figure 3 the mortality from one of the most common cancers is shown. It is cancer of the colon. It is relatively constant, going down slightly, but not dramatically. This is a serious problem, because it is a common cancer in the West. Perhaps the most relevant issue for my logic today comes from these graphs, which indicate the ages at which people first are diagnosed with cancer. Figure 4 shows that, with the exception of breast cancer, cancer is largely a disease of old people. This in itself teaches us some very important lessons about how the disease develops. I will investigate this in much greater detail.

Figure 5 is an example of colon cancer in more detail. The risk of colon cancer in a 70 year old man is 1000 times higher than is the risk of colon cancer in a 10 year old boy. In other words, to state the obvious, it takes a very long time for these diseases to develop. When someone is diagnosed with cancer, it is not as if the cancer began 3 or 4 years earlier. Many kinds of cancers began 40 or 50 years earlier, but we did not realize their existence in our body, because they were so small for so many years.

An important issue to understand is the fact, as we all know, that the Western populations are getting older and older. Figure 6 is an ex-

ample from the United States, where the projection is that by the year 2050 there will be almost 80 million people over the age of 65, in other words, we're now living longer and longer and as a consequence the diseases of the elderly are more and more frequent. This is also shown in Figure 7. This figure illustrates the number of cancer deaths in the American population from 1930 to 2000. Does this mean that each of us is at a greater risk for cancer? The answer is no. Instead, what is happening is that we are living long enough to get a disease of the elderly and therefore cancer is increasing in numbers, not because anyone of us has a greater risk, but because we are living long enough to be exposed to this disease. Therefore cancer, like Alzheimer's disease, will increasingly be an important public health issue in the West not because we are exposed to greater carcinogens, not because of environmental pollution, but simply because of the entropy, the disorder which occurs as the human body gets older and different components of the human body begin to malfunction. 60 or 100 years ago, cancer was relatively rare, because people did not live long enough to get cancer in the same way they did not live long enough to get, for example, Alzheimer's.

II.

We go now into issues of biology. You will excuse me if I enter into the elementary aspects of biology, but I know there are architects and film producers and philosophers and economists here, so I want to give some deference, pay some respect, to them.

Figure 8, left shows a normal human tissue and the architectural structure of this tissue at the microscopic level. There is great order here. These various cells are collaborating with one another in order to create an architecturally well-ordered structure, doing so in order to create a functioning tissue. In contrast, if one looks at a tumor under the microscope, all one sees is chaos (Figure 8, right). The normal cells are interested in collaborating with one another to construct a functional tissue, while the cancer cells have only one agenda:

to proliferate, to make more copies of themselves. They are not interested in creating normal structure and normal function. In this image we are looking at perhaps 100 cells, but in order to appreciate the scale, we have to understand that the human body at any one time has 3×10^{15} cells, in other words, 30.000 billion cells, all residing in a single adult human body. That gives one a feeling for the enormous complexity and the size of the human body.

Figure 9 (left) shows a normal retina, one of the most complex tissues of the human body. I show it to you to indicate the extraordinary structural elaboration of the retina that allows us to see. Given its complexity, it is an extremely improbable organ, yet we are looking at it right now using precisely this organ. And when one of these cells begins to grow uncontrollably, then once again one has this chaos, this disorder, which represents in this case a tumor of the eye. Figure 9 (right) shows such a tumor, which happens to occur largely in young people. Figure 10 left shows the lining of a normal stomach; once again – we see order. But in Figure 10, right there is the chaos that one begins to see when normal tissue becomes transformed into cancerous tissue. One uses the word »transformation« to indicate conversion from a normal growth state into a state of chaotic and runaway growth.

Now we arrive at the basic problem that I will be wrestling with today: If you look at how many times cells divide in the human body during the course of a life time, the number is about 10^{16} . I told you just before that we have 3×10^{15} cells in our body at any one time. What that means is that the number of cell divisions exceeds that by a factor of 300. That means that the body is turned over 300-fold during a human lifetime. In other words, there are constantly new cells formed and old cells killed at an enormous rate, and this explains why the number of cell divisions is vastly larger than the number of cells in the body at any one point in time.

Let us now look at other mammals: Figure 11 shows the smallest mammal, a bat from Thailand. It is so much smaller than we are, and it has a shorter life. It goes through only 10^{11} cell divisions in a life time. Figure 11 also shows the largest mammal – a whale. It goes

through, we imagine, 10^{20} cell divisions in a lifetime. By the way, something that is very remarkable about this: Human beings have the same number of genes and the same genes as the bat and the whale. We are actually very closely related to them, only about 85 million years apart. And so, from the same construction plan one can make all these organisms. However, when one constructs a large organism, such as humans, right away we encounter an enormous danger, because each time a cell in our body divides, there is the danger that something will go wrong. And that something that will go wrong may be, for example, the birth of a tumor.

Consequently, to refer to Darwin, you can imagine that during the course of our evolution, as we evolved from smaller organisms to larger organisms and as we came to live longer and longer (we live 60 or 80 times longer than a mouse, for example), the number of cell divisions increased and therefore there needed to be a compensatory co-evolution of defense mechanisms that would prevent the onset of cancer. Small organisms like the mouse have a far smaller risk of cancer because they experience 100.000 fewer cell divisions than we do in their lifetime. As a consequence, small organisms have far fewer anti-cancer defense mechanisms in their cells. Nobody really knows about the cancer risk of a blue whale, we really have not studied it, but we can imagine that it runs an enormous risk of cancer during its lifetime, because it goes through as many as 10^{20} cell divisions.

Another important concept in our discussion today is the fact that not only does cancer take a very long time to develop, but it develops as the endpoint of a complex series of steps, starting with a normal tissue which becomes progressively more and more abnormal. In Figure 12 the lining of a colon is depicted. The endpoint of many kinds of cancers is that cells in this localized primary tumor may eventually enter into the circulation and land in distant sites in the body (red arrow), where they form new colonies, the so-called »metastases«. These metastases are highly important, because, as I will indicate, they represent a frequent cause of cancer-associated death.

Figure 13 shows, in the context of the colon, how the tissues become progressively more and more abnormal. There is clear evidence that

each of these steps takes a very long time to occur, perhaps 10 or 20 years. You can accelerate this process. If, for example, you go to McDonalds every day or you eat Bratwurst every morning, then the steps may only take two or three years. Or if you are a vegetarian, you can extend the whole process of colon cancer development to a very long period of time, so it may take a 100 years and only reach completion long after you are gone from this earth.

III.

The reason why each of these processes, why cancer development takes so long, is that the human body is organized to erect a series of barriers to the forward progress of cancer development. Therefore, each time the next growth appears, it represents the successful surmounting of a barrier, of another defense mechanism. As you will notice from the figure, after one defense mechanism has been broken or breached, another defense mechanism will be breached and so force. And this indicates that our tissues are organized so that it is very difficult to go from here to here, or from Figure 13, left to Figure 13, right. If one could go from a normal lining of the intestine to a carcinoma in one step, we all would have colon cancer by the age of three. That is impossible, because our tissues have evolved to become extremely resistant and to erect multiple barriers against the forward development of cancer.

In Figure 14 we have one of the very few precise measurements of how long it takes to develop lung cancer. On the left is a plot of global cigarette consumption and on right is lung cancer incidence. (In the year 1900, when a doctor encountered a lung cancer patient, that patient was paraded in front of a medical school class as being a person whose disease was so rare that the medical students would be unlikely to ever see someone with this disease ever again during their careers.) What is interesting about these two curves (Figure 14) is that there is a very precise thirty year lag time between the onset of large scale cigarette consumption and the development of lung can-

cer; this probably represents the minimum period of time required for the disease to develop.

It turns out to be the case that this process of multi-step cancer development, sometimes called cancer progression, occurs in a wide variety of different tissues. Before, I was talking about the colon, but these multiple steps are found in many other kinds of human tissues as well (Figure 15), so this is not a peculiarity of the colon. Each of our tissues has evolved to erect multiple barriers against the forward progress of the tumor, against tumor development. In Figure 16, I'll show you the endpoint of tumor development, the metastases that I talked about before. These are not pretty pictures, I admit, but nonetheless they show vividly what can happen at the endpoint of cancer development. On the left of Figure 16 colon cancers have metastasized to the liver; on the right, breast cancers have metastasized to the brain. This is the last stage of cancer progression and these metastases are responsible for 90 % of cancer-associated death. In contrast, the primary tumors are only responsible for 10 % of cancer-associated death.

How do we know for example that these polyps, or adenomas (Figure 17) are the precursors of the carcinoma, of the actually invasive tumor? What scientific proof is there, or is this only a hypothesis or a theory?

In fact there is some very compelling clinical data. In Figure 18, the blue and yellow lines show the rate at which a population would be predicted over a period of 7 years to be diagnosed with colon carcinoma in a particular population. The red line shows the rate with which a population actually develops colon cancer if they went through colonoscopy and had polyps removed from their colon. In other words, if one removes the polyps from the colon by doing colonoscopy, then the actual rate of colon cancer incidence, of developing a carcinoma – an invasive tumor – is reduced by 90 % (Figure 19).

We can conclude from this if you get rid of the polyps, you never get the carcinomas (Figure 20). This represents a scientific proof that polyps are the obligatory precursors of carcinomas. It is no longer just a hypothesis or attractive idea.

Another important concept in cancer biology derives from how we

imagine tumors arise. There are in principle two logical alternative mechanisms one could imagine. They are shown in Figure 21: Here are normal cells, normal tissues. One could imagine in this scheme (right) that here are a series of normal cells, four of which crossed over the boundary from being normal to being cancerous. In other words, they passed through the process that I called transformation. The alternative is a scheme like this (left): that only one cell becomes the ancestor of all the cancer cells in a tissue. We now have very compelling proof that in fact the first theory is incorrect and that virtually all kinds of human cancers, all the cells in a tumor, derive from a single common ancestor (Figure 22).

Now, when I mention all the cells in a tumor, we must understand that a tumor of one centimeter diameter already has a billion cells in it. But they all descend from a single common ancestral cell, a founding cell, and therefore this focuses our attention on the biology of this founding cell (Figure 23). What made it grow abnormally and therefore, once it began to grow abnormally, how can we explain the biology, the behavior of all of its numerous descendants?

So, we pass through a bit more of a biology lesson to try to understand how the behavior of this single founding, ancestral cell is governed. Here is what a single human cell looks like (Figure 24). Obviously, there are many kinds of human cells. Here is the nucleus in the cell (dashed line). The nucleus is the control centre of the cell. Within the nucleus of every human cell there is a cluster of chromosomes and here is what the entire array, the entire repertoire of human chromosomes looks like (Figure 25). We have 46 of them. (For many years everybody thought that they were 48, because an expert said 48 and everybody else said it must be 48, until somebody actually had a look and it were only 46! We do just fine with 46!)

In the nucleus are the chromosomes, and within the chromosomes are the DNA molecules (Figure 26). The DNA molecules are organized schematically in the kind of plan shown in Figure 27. The different segments of the DNA molecule hold different distinct genes (red) and so we have now the hierarchy seen in Figure 28. There are a number of genes carried in the DNA molecules and each of these

genes, each of these red segments, is responsible for a distinct function inside a cell (Figure 29). Altogether in a single human cell there are about 20,000 genes and in a mouse cell there is the same number, and in a blue whale cell there is also the same number. That has not changed over the course of mammalian evolution. Our cells are almost identical to the cells of a blue whale or the cells of a tiny mouse or a tree bat.

These genes carried inside the cells control the behavior of the cell as a whole (Figure 30). In other words, these are not simply libraries of inert, inactive information. These genes have profound effects on how the cell around them behaves, when it proliferates, when it does not proliferate, when it grows larger, when it grows smaller. The genes within the cell control the behavior of that cell.

Another point is that each cell within a tissue, here they are about 10 cells (Figure 31), has the identical set of 20,000 genes. It is not as if there were different sets of genes, so there are 20,000 here, 20,000 there.

With that background I want to return to the issue of why tumor formation is so complicated, and to re-emphasize a theme that I described before, that each successful step represents the breaching, the break-down, of a pre-existing defense mechanism that is constructed in all of our normal tissues. If we look once again at the colon cancer, and here once again we have the names of each of these different kinds of intermediary growths, what we see is something interesting about the genes in these cells: Cells that have moved only a little bit on the way down through the first step have only one damaged, mutant gene (Figure 32). Cells that have moved down farther have two mutant genes. Cells that have moved down even further have three mutant genes etc. In other words, the further these cells advance, the more mutant, damaged genes they carry in their genomes. It is important to note one important fact: Each of these genes has the specialized function of controlling whether or not the cell will proliferate (Figure 33). These are not genes that determine hair color or skin color or how long fingernails are. Instead, these are genes whose focus is on governing whether or not the cell divides. Therefore, each

of these genes, once it becomes damaged and loses its proper information content, creates a degree of increasing disorder in the regulatory circuit that governs the life of the cell (Figure 34). And therefore, as one progresses in this direction to increasing degrees of biological, morphological abnormality, one accumulates increasing numbers of damaged genes. The cells on the right may have five or six damaged genes in them, whereas the cells on the left may only have a single damaged gene.

IV.

So now we arrive at Erwin Neher's »leitmotif«, Darwin. Figure 35 shows him before he grew a beard, probably when he went on the voyage of the Beagle. I would like to argue that tumor progression is indeed a form of Darwinian evolution. It goes like this: Figure 36 shows a whole group of normal cells. One of those cells sustains by accident a single mutation in a growth-controlling gene. And that single mutation, that red gene, confers an advantage on that cell. And so now this cell, this mutant, begins to proliferate more rapidly than all the grey cells around it. After a period of ten or twenty years it may have a million descendants, each of which will have proliferated more successfully than their fully normal neighbors. In one of those cells another mutation will accidentally occur. And now we have a cell that has two mutations, which grows even better than a cell with only one mutation. So these doubly mutated cells with two damaged genes grow more rapidly, and after another 10 or 20 years another mutation can happen. If this is in the colon and you eat bratwurst every day you can accelerate this process for reasons which are not totally clear. This is formally identical to the model of Darwinian evolution, mutation and selection. The mutations occur randomly, but if they happen to confer on the cell an increased ability to proliferate, you have the rapid expansion of those cells as shown in Figure 37. Here Darwinian evolution is occurring in the microcosm of, for example, a colon, rather than in the ecosphere. In other words, exactly these periods of mutation and selection back and forth create

cells that are more and more fit in the Darwinian sense. They have greater and greater competitive advantage (survival advantage), but of course, these cells are not necessarily compatible with the needs of the organism as a whole. These cells may be happy, but the organism around them clearly may not be happy because these cells will eventually end up killing the organism. So, Darwin was right in predicting how tumors arise.

Now we get to a little bit more complicated images, but we will not get into all of the details. In Figure 38 a single cell is depicted schematically with the names of various proteins that exist inside the cell. Each of these proteins acts like a resistor, or a capacitor, or a transistor inside a circuit board inside a computer. Each of these particular proteins is made by its own gene. There are 20.000 genes inside the cell, but I will only show the protein products of 100 genes. Each of these 100 proteins is made by its own gene, and each of these proteins has the specialized function of regulating cell proliferation (Figure 39). They collaborate together to form a decision-making network that ultimately decides whether the cell will grow or not. It is a mini-computer operating in all of our cells. Here is the way that some people are now hoping to study the way that our cells are organized (Figure 40). Each one of these is also a different protein, and researchers are trying to use computers to understand how these different proteins inside a single cell intercommunicate in order to converge on the decision of whether the cell should grow or not. In truth, at this stage, this attempt is »wahnsinnig«; it is much too early. We don't really understand enough about each of these components to seriously construct models that predict their behavior. But in 20 years, we will be able to use these depictions to understand and predict how a single cell grows. Right now it is vastly beyond our capabilities. Still this is the mindset of cancer biologists: trying to understand an individual cell as if it contained an electronic circuit.

Figure 41 contains another depiction of an individual cell, similar to the one I showed before. But now the individual proteins do not have names attached to them. But each of these circles is an individual protein, an individual signaling protein, that, as before, is intercom-

municating with other proteins in order to do the signal processing that will ultimately converge on the decision of growth or non-growth. And what we see here in Figure 42 is that, even if this is all one large circuit, there are multiple sub-circuits. Different groups of proteins are focused on one or another aspect of the life of the cell. The proteins in the green area are focused on cell survival. Each cell within us has a built-in suicide network – called apoptosis. These cells are involved in regulating whether or not a cell will commit suicide. The light brown proteins are involved in determining how fast the cell will grow. These proteins above are actually functioning as the brake to shut down cell proliferation when it is inappropriate. And finally, the proteins on top are focused on the motion of the cell, when does a cell move, or when does it stay quiet in one position. Therefore, different sub-circuits have different functions. Here is one of those sub-circuits that serves as the breaking apparatus of the cell. Each of these proteins intercommunicates with one another to create the circuit as a whole, and mutations that damage each one of these different proteins can be found in various kinds of human tumors. In fact, we believe that in all human tumors one or another part of this sub-circuit is damaged. Now we can begin to rationalize the Darwinian evolution, because each time there is a mutation, one or another of these sub-circuits that regulates the life and the death of a cell is perturbed or disrupted. A normal cell will not grow as a cancer cell unless five of its sub-circuits are actually disrupted. In Figure 42 only four of these circuits are shown, but we know that there are actually five distinct regulatory sub-circuits in a human cell, all five of which must be disrupted or deregulated or damaged before a normal human cell will grow as a cancer cell. So this is not a problem of unlimited complexity. Instead, it can be understood with relatively simple ideas.

V.

Leaving Darwin, I want to give you just some insights into where current cancer research is taking us. Figure 43 shows a human tumor. We used to think of a human tumor as only a collection of cancer cells, but now we come to realize that often in a human tumor the bulk of the cells may be normal cells that have been recruited into the tumor mass by the cancer. Why have they been attracted into the tumor? Because the tumor needs these normal cells for its own sustenance. They are sometimes called »stromal« cells. Often the bulk of the cells in a human tumor are not the cancer cells at all. Why does the cancer need normal cells? One explanation is given in Figure 44 left. It shows a human melanoma. It also shows a normal capillary made of normal cells, which has grown into the tumor mass. Why? Because the cells around the capillary are alive, but here and there are cancer cells have died, because they did not have close access to the blood (Figure 44, right). Figure 45 depicts this much more dramatically: It shows a tumor mass. Each of the light green things is a capillary, through which blood is flowing. Immediately around the capillary is a black area where there is a lot of oxygen; here the cells are thriving. In the red areas there is very little oxygen, because the cells are far away from the capillaries, and cancer cells out there are dying, because they do not have close access to the oxygen supplied by the blood.

In Figure 46 you see how the breast cancer cells (dark blue) have attracted a vessel to grow in here so that the breast cancer cells are provided with fresh blood and fresh nutrients in order to survive. Figure 47 shows a much more dramatic situation: To the right is a dark tumor mass. The tumor has attracted these normal blood vessels to grow in from the left and provide it with blood, with oxygen, to get rid of carbon dioxide, to bring in glucose and so on. In Figure 48 you can see what happens if you use a drug not to kill the tumor cells, but to kill the blood vessels that have been attracted to grow into a group of tumors, which appear red in the Figure. The animal bearing these tumors was treated with a drug that killed the blood

vessels that were attracted to grow into the tumor mass. The tumors then disappeared, illustrating a very attractive form of therapy.

One final idea: The endpoint of cancer development is the process of metastasis, which represents the successful completion of an extraordinarily complicated series of steps. There has always been a major puzzle about metastasis: How are cancer cells clever enough to figure out how to accomplish the complex steps that yield metastases? How do cancer cells learn how to spread throughout the body? The answer lies in the early embryo.

Figure 49 shows an early fly embryo of the fruit fly, *Drosophila*. Flies are not so distantly related to us as one may think. The early developmental mechanisms that have developed in a common ancestor of flies and us are still used by flies and still used by our cells. In fact, many of the important mechanisms of cancer development were not learned by cancer researchers who have dedicated their lives to curing cancer. Instead, these lessons were learned by the fly geneticists. They came to the cancer agencies and said: »Give us money, we will help you cure cancer.« And we said : »Ach, Quatsch mit Soße! We know that these people just want our money, but what they are doing has nothing to do with cancer research«. But we were wrong, because much of what we now understand about the development of cancer comes from the study of the genetics of flies and worms and even bakers' yeast. The brown cells at the bottom of Figure 49 start invading into the centre of the embryo. They invade not because they are malignant. Rather, this behavior is part of normal embryologic development, and cancer cells resurrect this early developmental program. They turn on a program of behavior that is normally active only early in the embryo, resurrecting this previously silent behavioral program. By turning it on, they acquire in one step many of the attributes, many of the powers that are required to initiate the process of invasion and metastasis.

In Figure 50 is another example of this behavior. This is a sea urchin. Believe it or not, they are more closely related to us than are the flies. Exactly the same thing is going on here. Cells in the outer layer of the embryo are not moving around, but at the bottom are cells that

have left the outer layer, rounded up, and begun invading into the center of the embryo. Once again, they use exactly the same genes and the same developmental programs that cancer cells use when they want to learn how to become invasive and metastatic.

So, cancer cells are not so clever. They don't invent or assemble this complex behavioral program on their own. Instead, they just reach back into the library of genes that they carry and turn on a gene or several genes that otherwise have been silent since early development of the embryo. Once they turn on such genes, they acquire this trait of being able to invade and to metastasize. The cancer cells are only exploitative, by resorting to cell biological programs that are usually operative in the normal development of the embryo. By studying biological development at the very beginning of life, we learn how the lives of many human beings are ended many decades later.

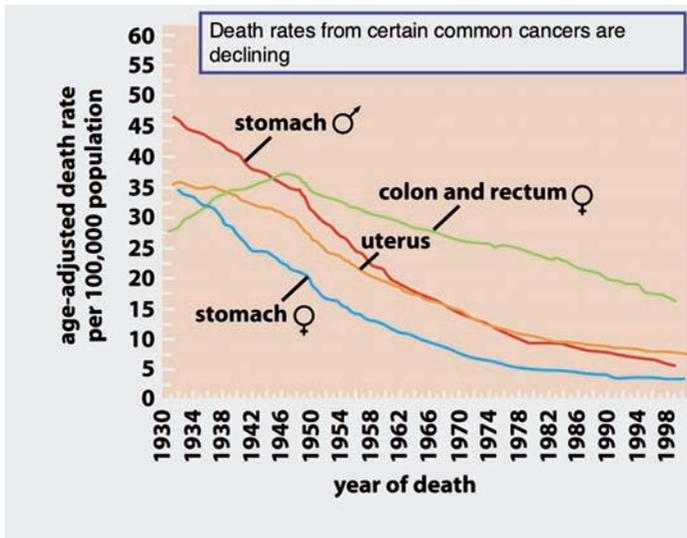


Figure 1: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

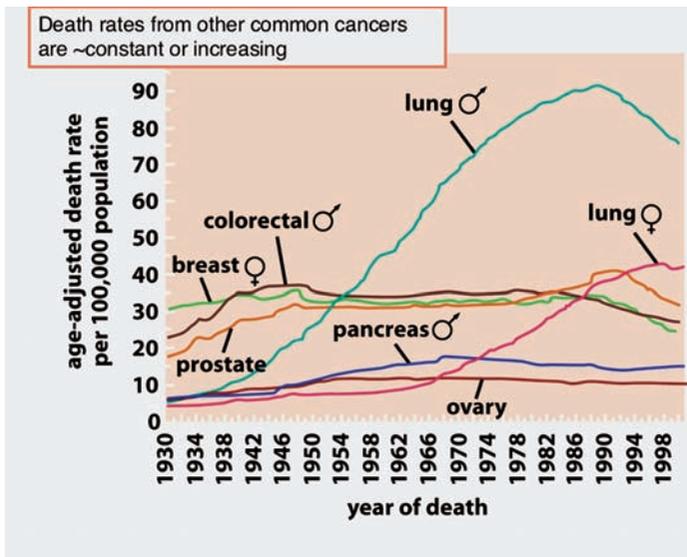


Figure 2: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

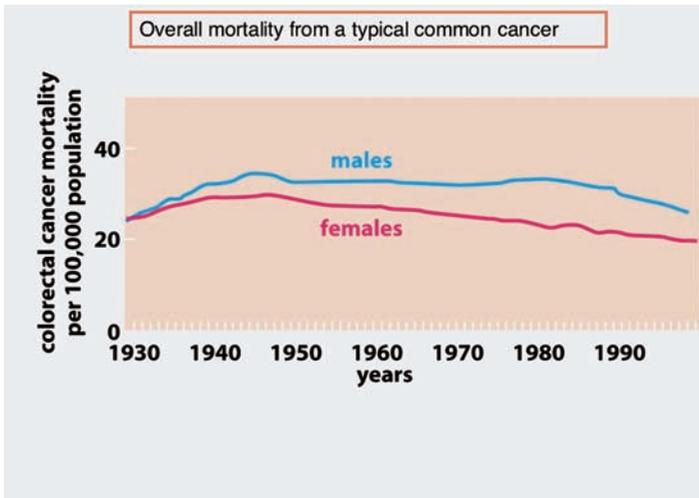


Figure 3: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

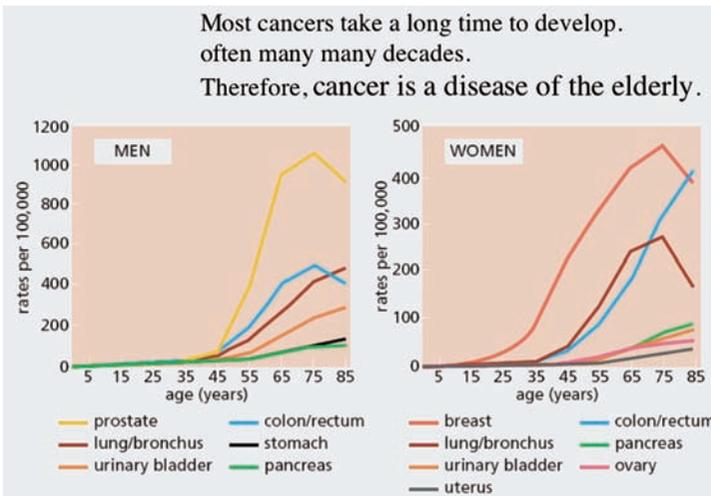


Figure 4: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

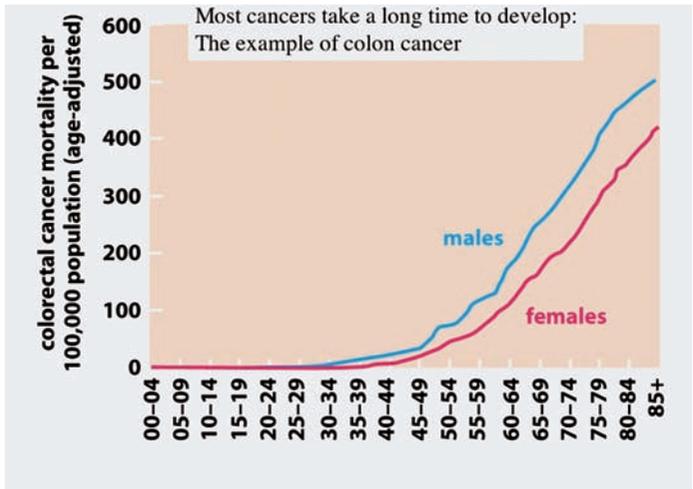


Figure 5: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

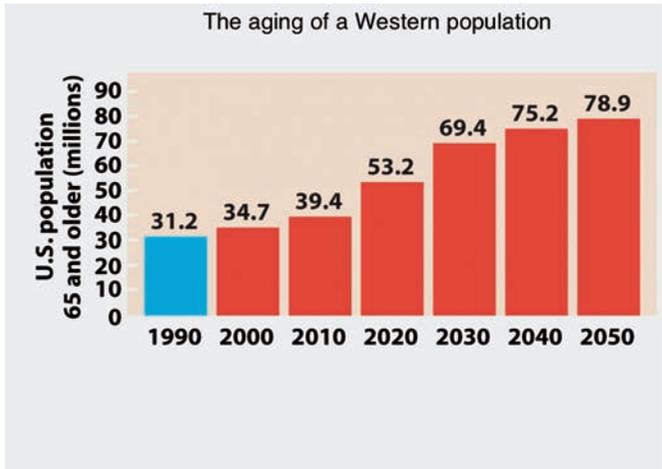


Figure 6: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

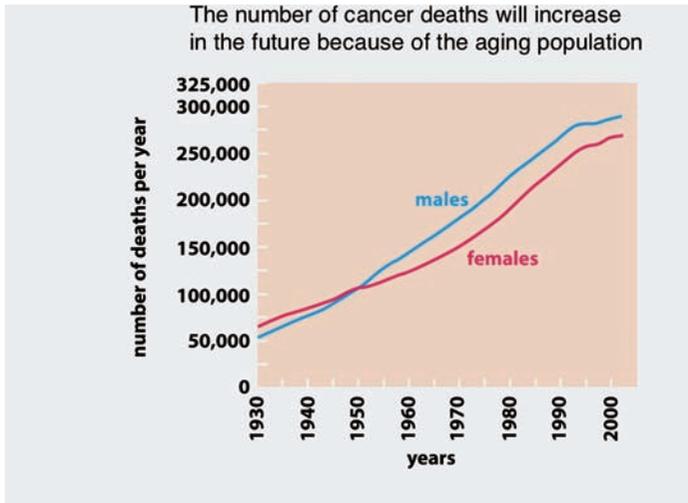


Figure 7: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

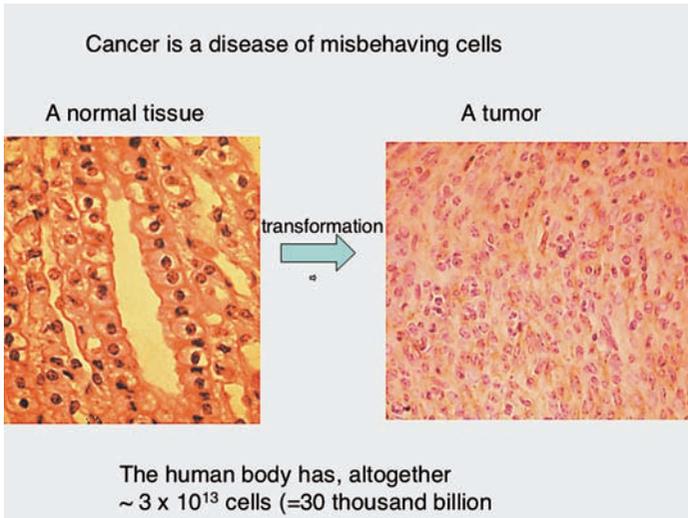


Figure 8: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

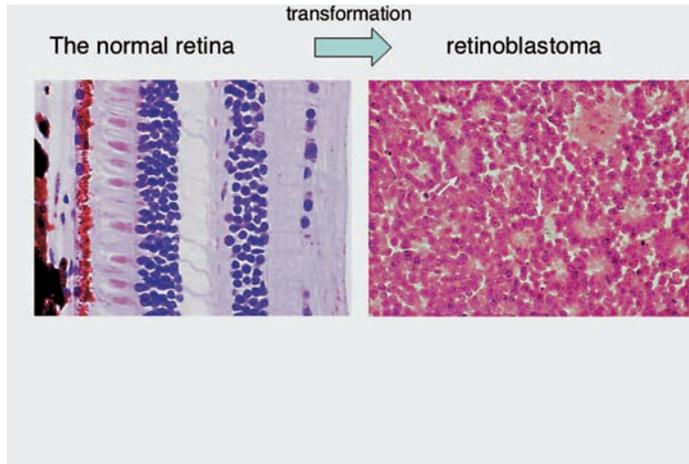


Figure 9: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

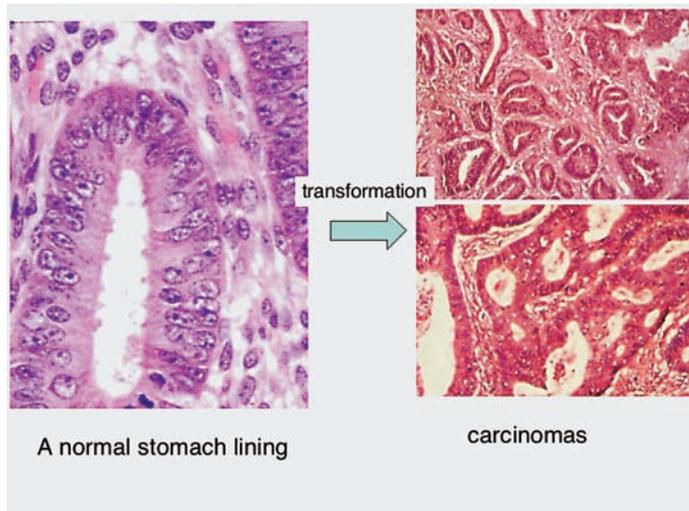


Figure 10: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

The basic problem:

Each cell division is an **opportunity for disaster** -- genetic disasters that may ultimately lead to tumor development.

We **humans** go through 10^{16} cell divisions during a normal lifespan.

Short-lived, smaller mammals have 10^5 fewer cell divisions than humans, while long-lived larger mammals have $\gg 10^3$ more cell divisions than humans.

Somehow, the bodies of each species have needed **to evolve defenses against the formation of cancers** triggered by endless rounds of

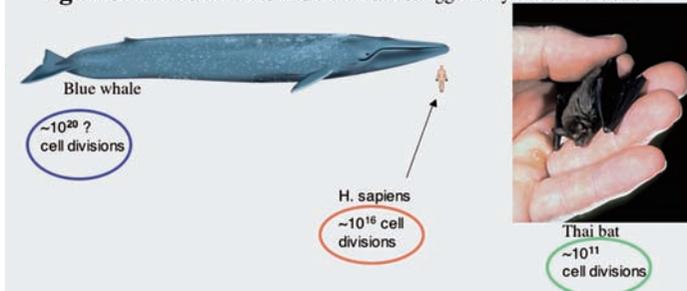


Figure 11: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

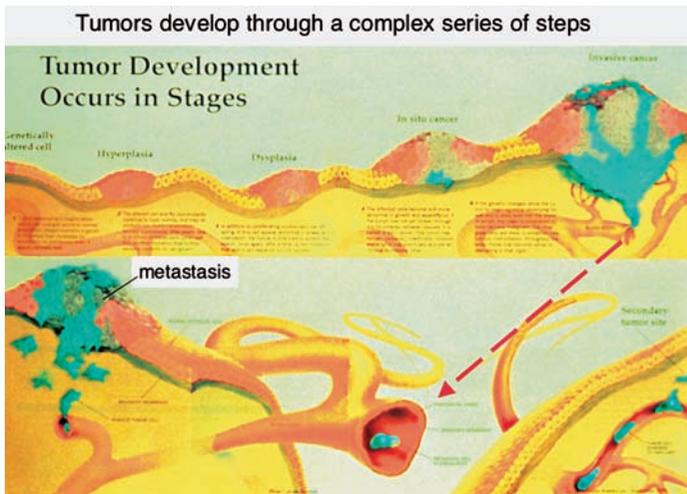


Figure 12: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

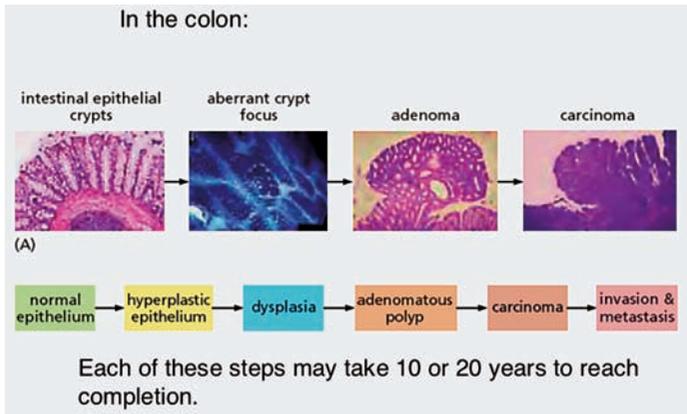


Figure 13: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

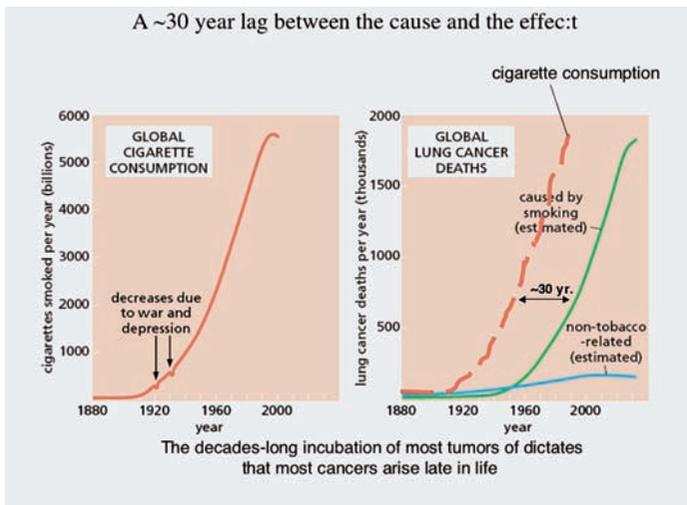


Figure 14: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

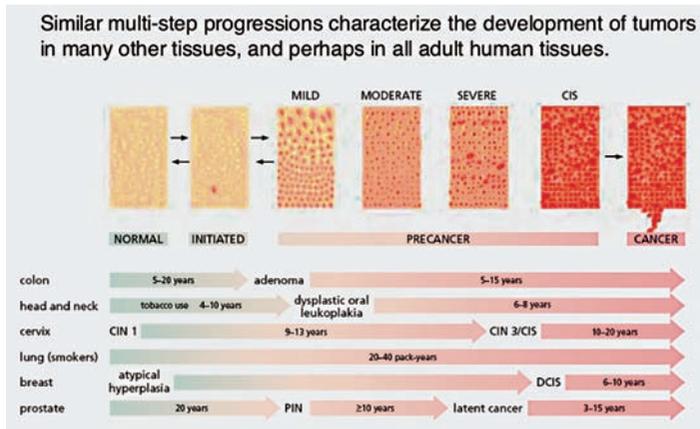


Figure 15: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

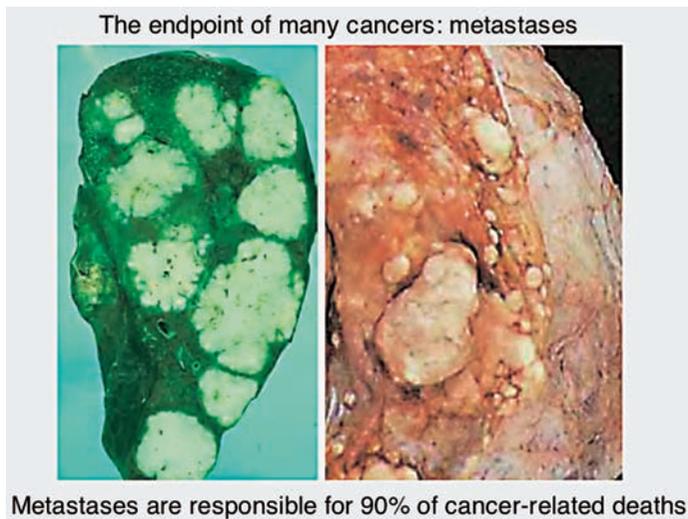


Figure 16: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

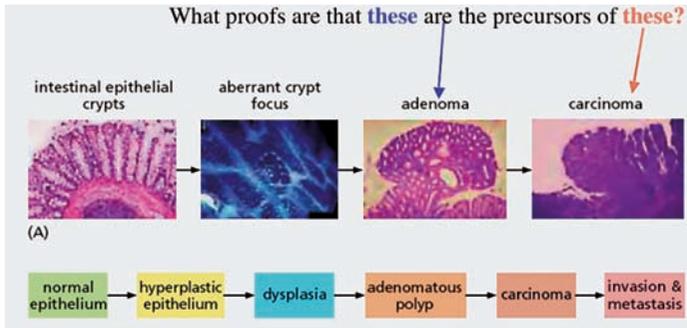


Figure 17: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

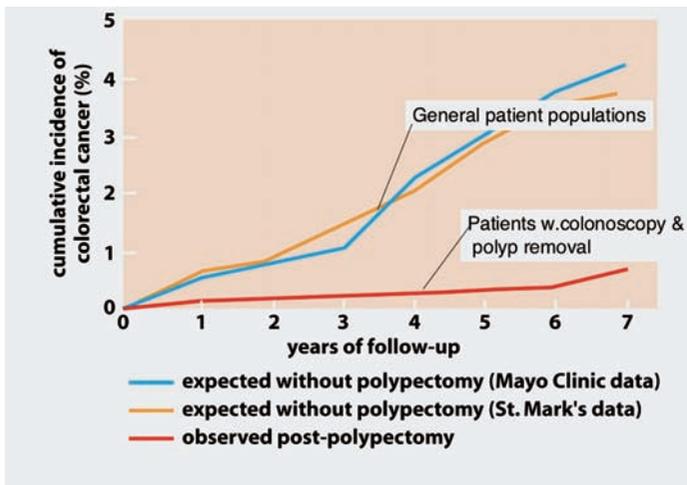


Figure 18: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

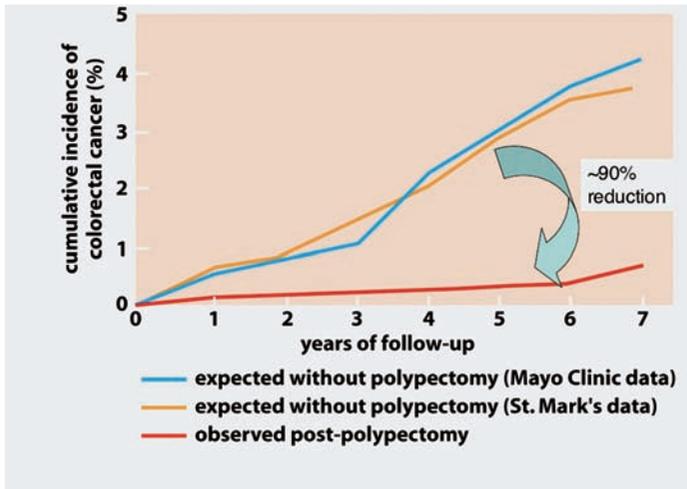


Figure 19: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

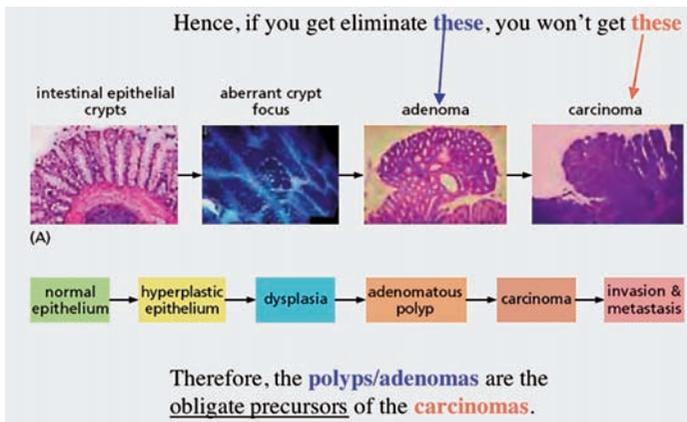


Figure 20: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

Another important fact about tumors: all the cells in a tumor are the descendants of a **single founder cell**

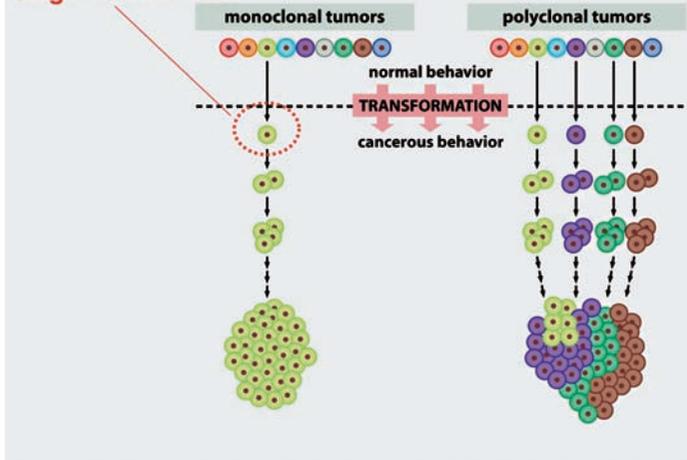


Figure 21: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

Another important fact about tumors: all the cells in a tumor are the descendants of a **single founder cell**

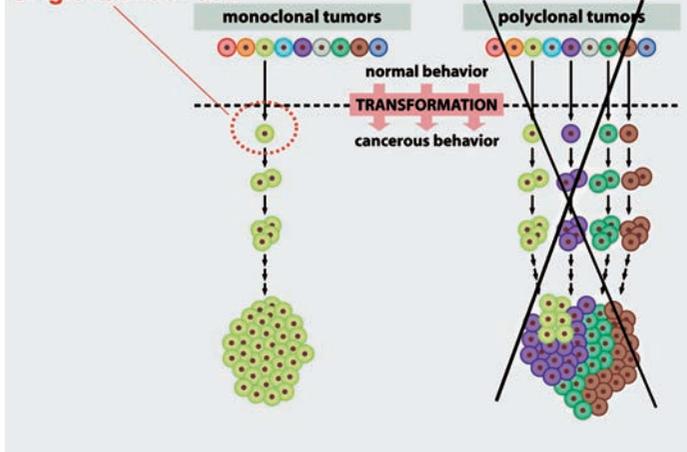


Figure 22: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

If true, what governs the behavior of this **single founder cell** and thus its descendants?

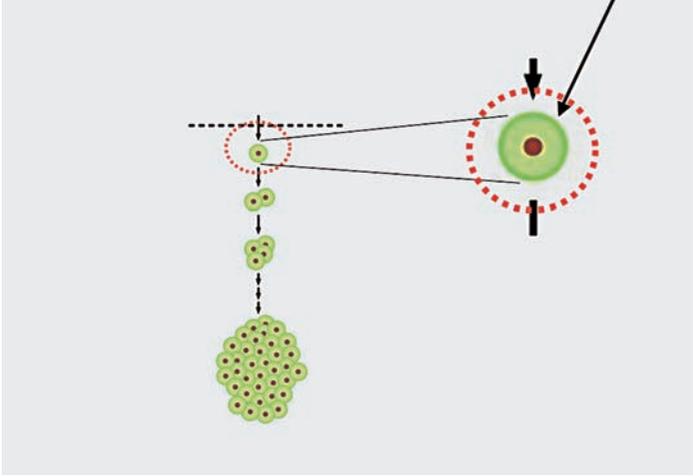


Figure 23: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)



Figure 24: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

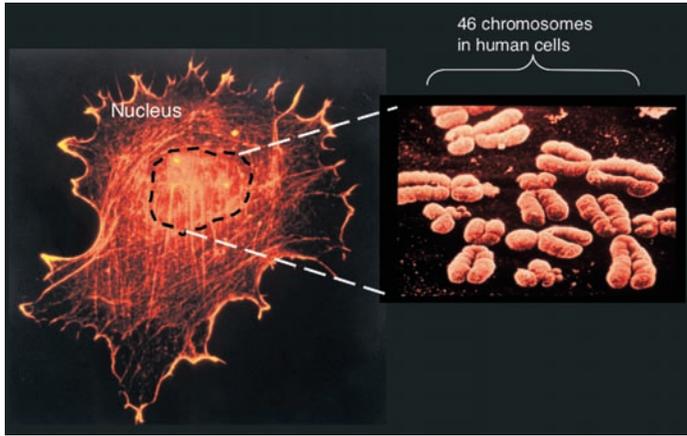


Figure 25: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

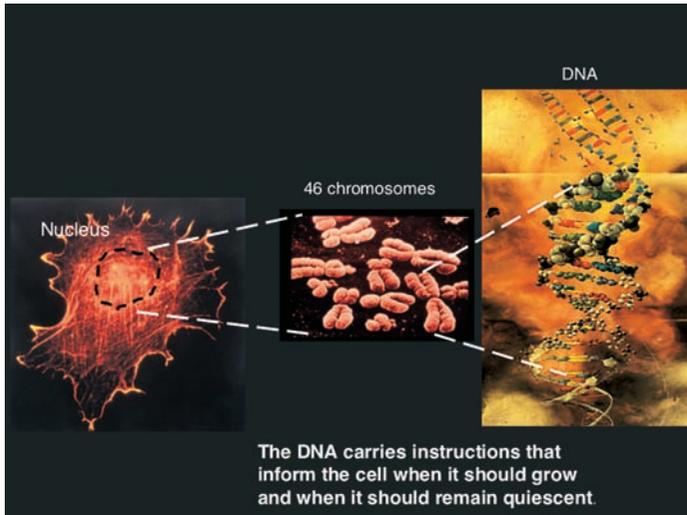


Figure 26: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

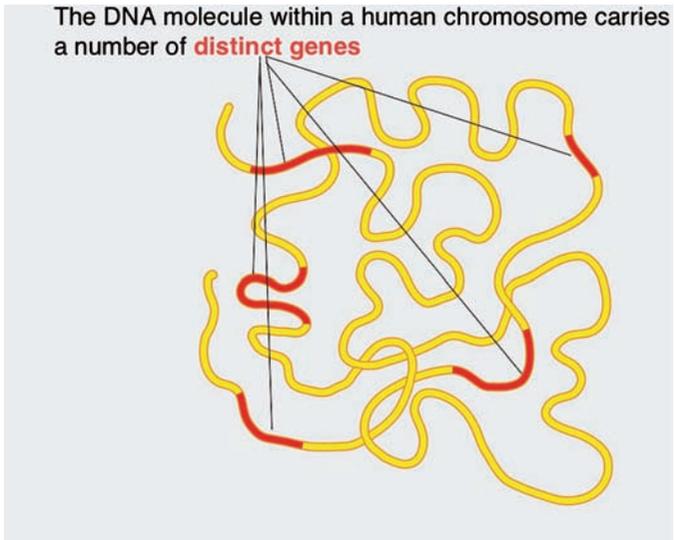


Figure 27: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

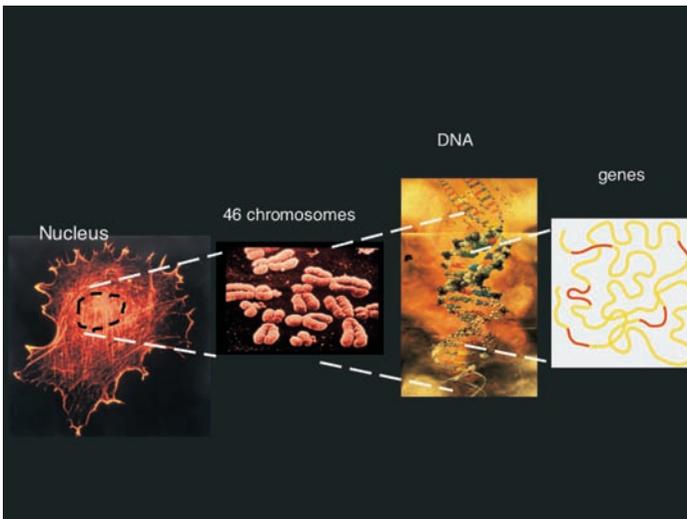


Figure 28: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

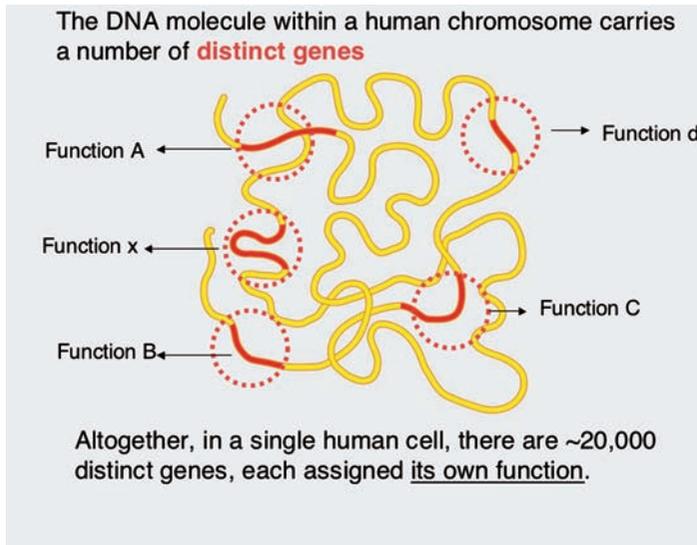


Figure 29: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

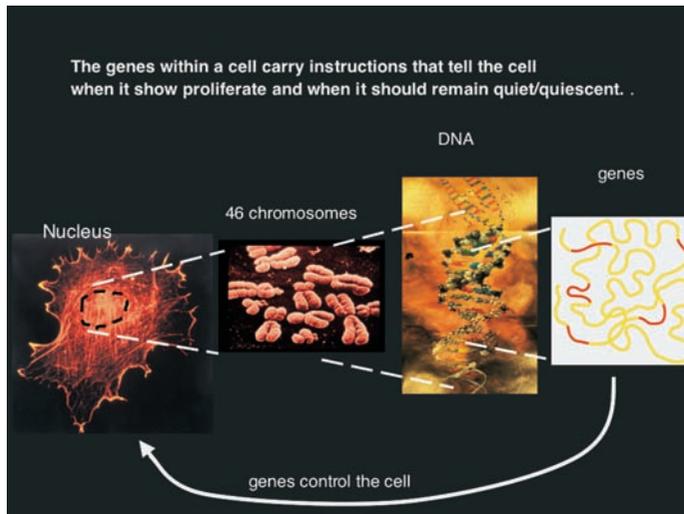


Figure 30: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

Within a normal human tissue, each cell has the same repertoire of 20,000 genes as all other individual cells.

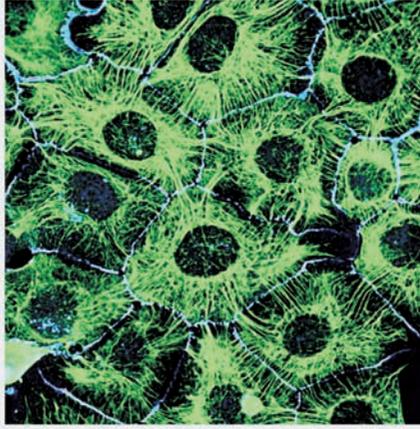
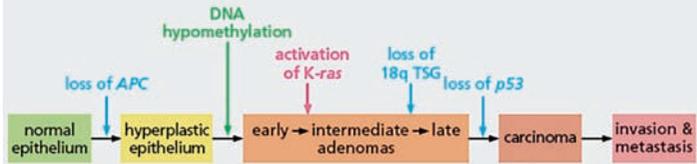


Figure 31: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

A list of the gene alterations that accompany the development of human colon carcinomas and are likely to drive the process of tumor progression forward.



As cells evolve from a normal state to a state of high malignancy, they accumulate increasing numbers of damaged (= mutated) genes.

Figure 32: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

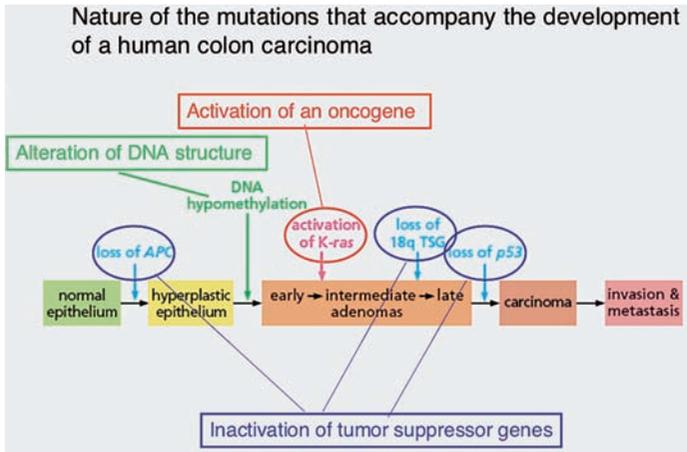


Figure 33: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

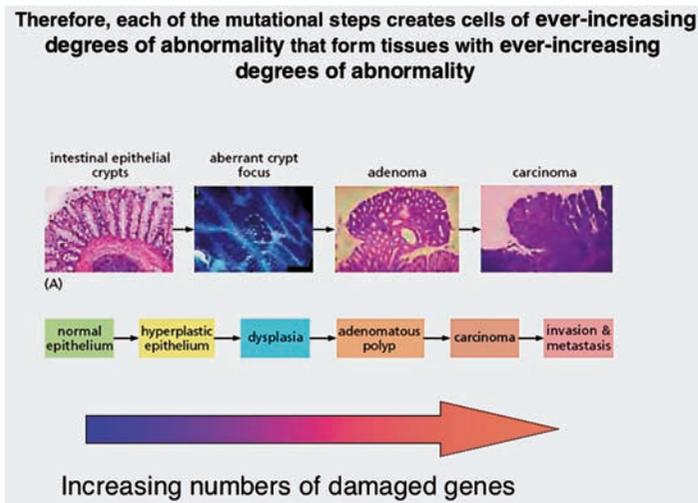


Figure 34: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

Tumor progression is a form of Darwinian evolution.

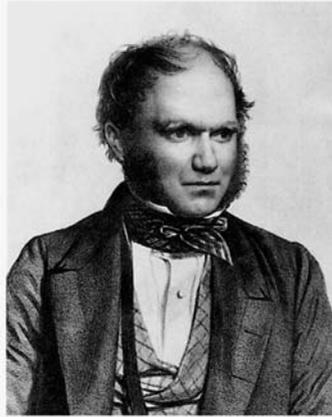


Figure 35: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

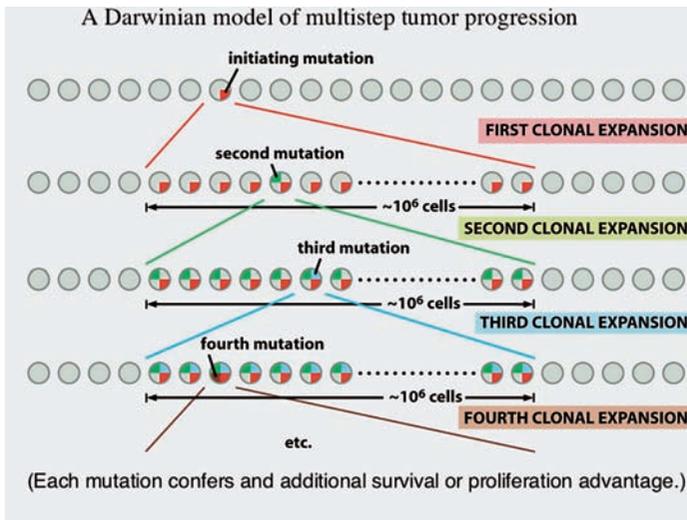


Figure 36: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

Tumor progression involves a succession of mutations, each of which damages a key cellular control gene.

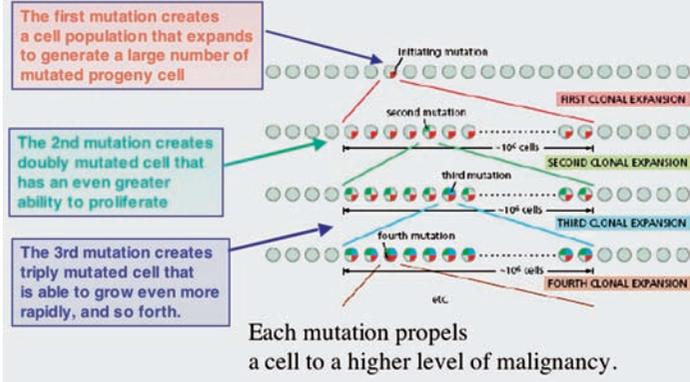


Figure 37: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

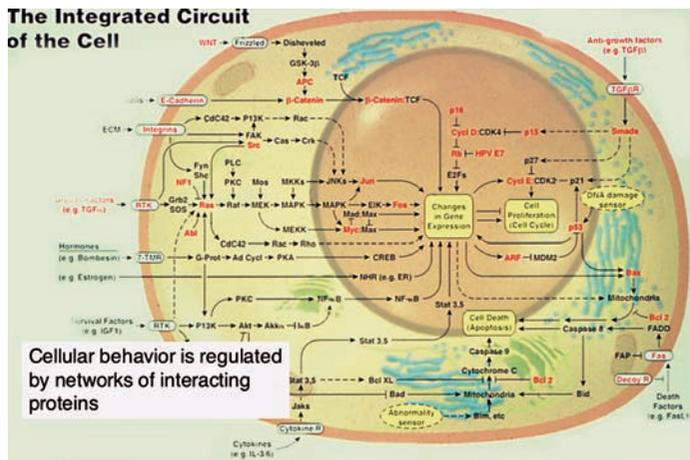


Figure 38: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

The Integrated Circuit of the Cell

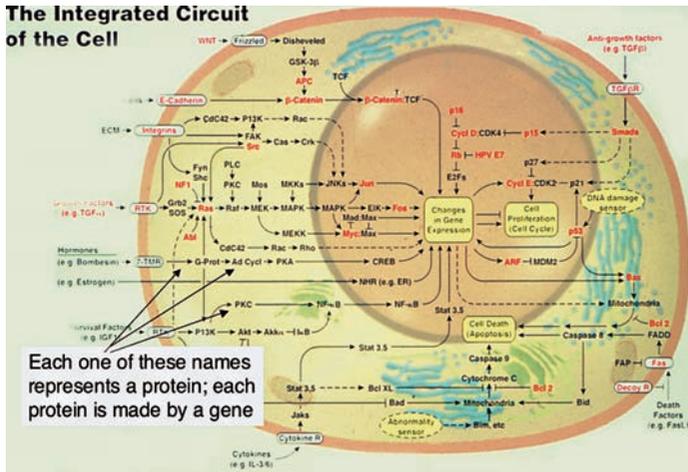


Figure 39: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

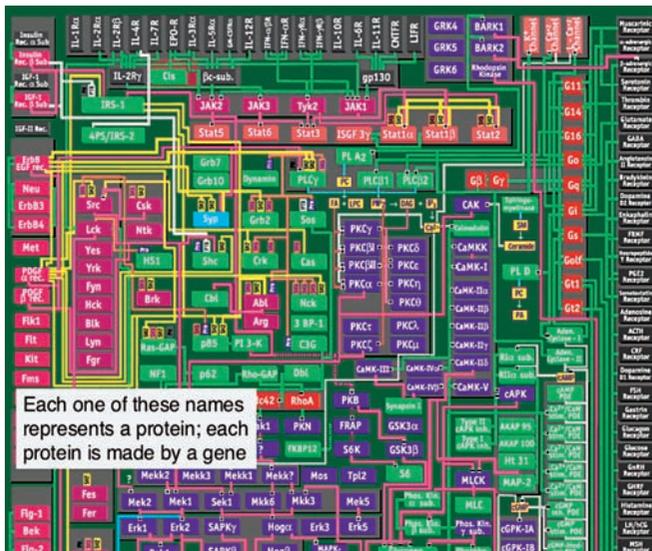


Figure 40: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

Different subcircuits
within a cell are
responsible for controlling
different aspects of cellular
behavior

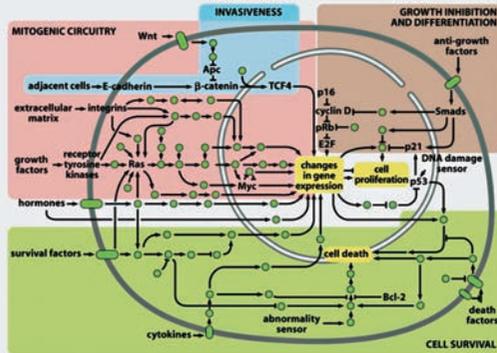


Figure 41: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

Different subcircuits
within a cell are
responsible for controlling
different aspects of cellular
behavior

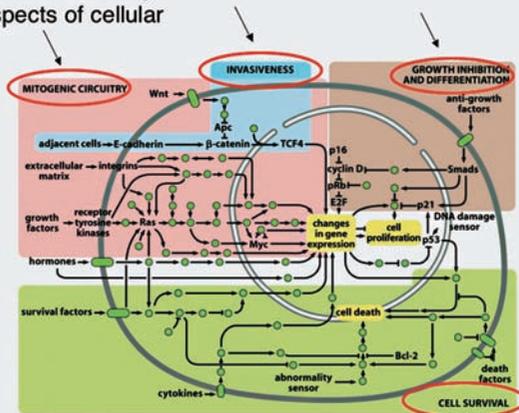


Figure 42: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

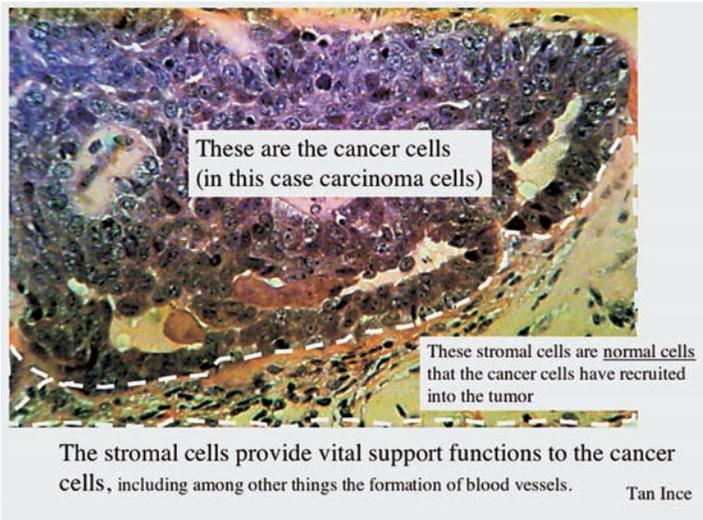


Figure 43: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

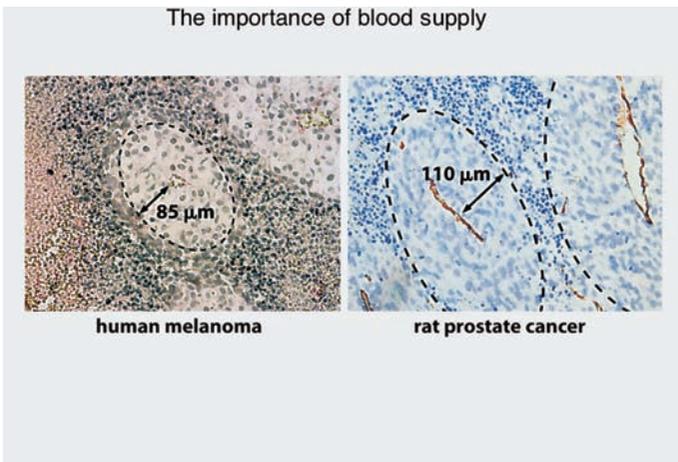


Figure 44: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

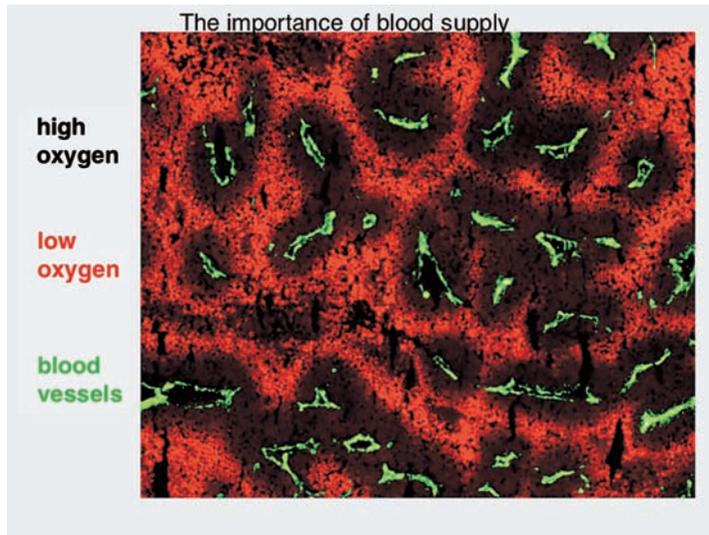


Figure 45: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

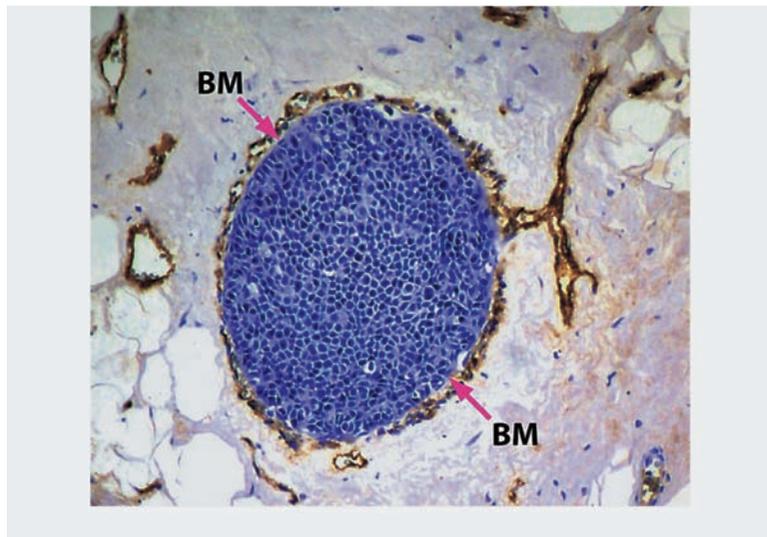


Figure 46: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

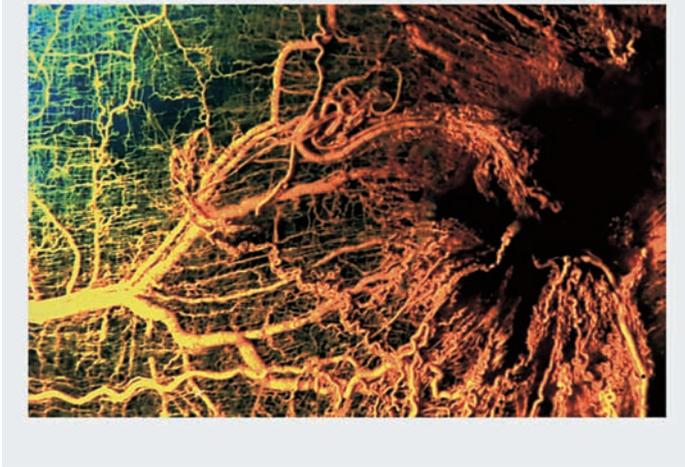


Figure 47: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

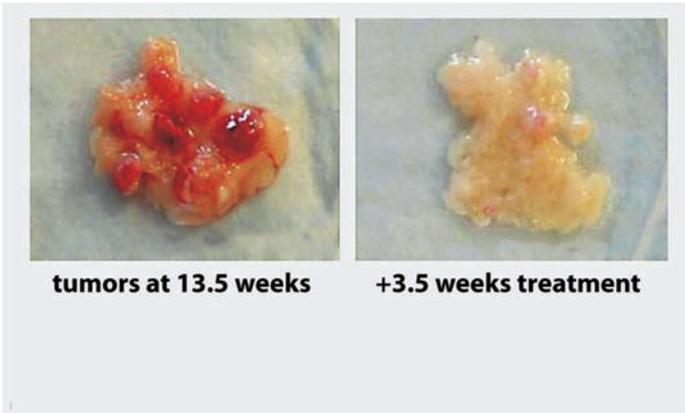


Figure 48: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)



Figure 49: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

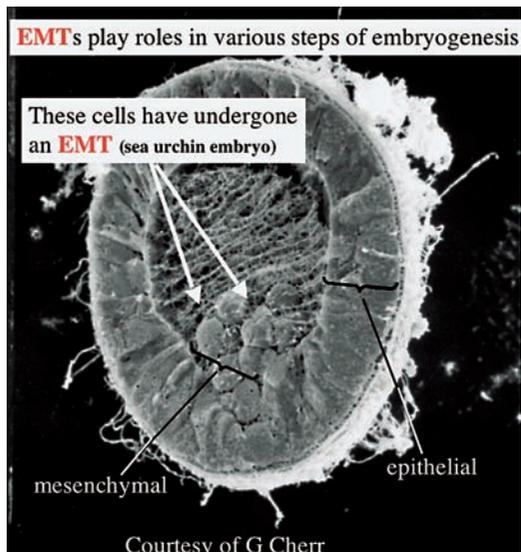


Figure 50: *The Biology of Cancer* (© Garland Science 2007)

3. MUSIKWISSENSCHAFTEN

LUDWIG FINSCHER

ANMERKUNGEN ZUM MOZARTJAHR

Unser verstorbenes Ordensmitglied Carl Dahlhaus hat einmal gesprächsweise gesagt, über Mozart zu schreiben, werde er sich erst dann trauen, wenn er ein alter Mann geworden sei. Daran erinnert man sich, wenn man versucht, die herausragenden Ereignisse und Ergebnisse des Mozartjahres 2006 zu sammeln, zu ordnen und einzuschätzen. Ein anderes, zum Glück noch sehr lebendiges Ordensmitglied, Nikolaus Harnoncourt, hat in seiner denkwürdigen Salzburger Festrede zu Mozarts 250. Geburtstag am 27. Januar 2006 dazu aufgefordert, man möge sich erst einmal – und immer wieder und unabhängig von allen Jubel-Anlässen – darum bemühen, sich überhaupt in ein Verhältnis zu dem zu setzen, wodurch der Name Mozart lebendig geblieben ist, nämlich zu Mozarts Musik. Dies allerdings ist schwierig – die Bemerkung von Dahlhaus, die auch eine gewisse Einschüchterungswirkung haben könnte, deutet es an.

Einzuschüchtern oder auch nur zur Besinnung zu bringen waren die Protagonisten des Jubiläumsjahres nun allerdings nicht. Der Name Mozart wurde nicht nur von den konkurrierenden Süßwarenkonzerne, die traditionell mit Mozart-Süßigkeiten Umsätze machen, sondern – als ungeschützter Name – in geradezu grotesker Weise zum

Markenartikel gemacht. Der Vorsitzende der OPST (Obstpartner Steiermark) sagte: »Mit Mozart sind wir auf der richtigen Spur – mit dieser Premium-Marke können wir insbesondere in Italien, Spanien, Griechenland, Deutschland, aber auch in Österreich Nischenmärkte bedienen.« Die Solinger Metallfirma Steinbrück & Drucks GmbH hat für ihre Messer den Qualitätsbegriff »Mozart-Technik der Schärfe« geprägt und für das Mozartjahr durch eine »Mozart-AG« einschneidend verschärft. Der österreichische Fleischwaren-Produzent Wiesbauer preist seine Mozart-Kollektion, darunter den Schinken Mozart, als »Musik für den Gaumen« an. Die Beispiele sind extrem, aber sie zeigen, wie weit sich der Qualitätsbegriff »Mozart« von der Sphäre abgelöst hat, aus der er kam.

Auf den Begriff gebracht wird hier eine immer weiter ins Extrem getriebene Entwicklung, die sogleich nach Mozarts Tod 1791 begonnen hat und zu der selbst ein so sehr um Entmythologisierung und Nüchternheit bemühter Autor wie Wolfgang Hildesheimer in seiner Mozart-Monographie von 1977 beitrug, in der er vom »größten und geheimnisvollsten Musiker aller Zeiten« und vom »vielleicht« [immerhin: vielleicht] größten Genie der Menschheitsgeschichte« spricht. Mit der Person Mozart oder gar mit seiner Musik hat diese schwindelerregende, nüchtern betrachtet ganz sinnlose Hypostasierung nicht mehr zu tun. Von keinem anderen Komponisten hat man jemals ähnliche Bilder entworfen; keinen anderen Komponisten-Namen hat man jemals so ungeniert als Markenartikel vermarktet.

Aber woher kommt diese Entwicklung? Mir scheint, aus zwei miteinander verwachsenen Wurzeln: der unerschöpflichen Neugier auf die Biographie des Ausnahmemenschen und der Vielschichtigkeit und Perfektion seiner Werke, die den nachgeborenen Bewunderer leicht dazu verleitet, die Lösung der Rätsel in der Biographie zu suchen. In unserer Gegenwart, in der historisches Interesse in der Breitenrezeption leicht zur privaten Neugier verkommt, die nur allzu bereitwillig vom Markt bedient und gesteigert wird, ist dieser Zwang übermächtig geworden. Begonnen hat es mit der Verklärung des Frühverstorbenen und Verkannten, für den die schnöde Mitwelt nur ein angebliches Armenbegräbnis bei angeblich schlechtem Wetter

übrig hatte; dann mit der gerührten Beschwörung des Wunderkinds und seiner unbegreiflichen Fähigkeiten, schließlich der Installierung des wunderkindhaften Frühvollendeten im Olymp der Wiener Klassik – Haydn, Mozart, Beethoven – als Parallelaktion zur Installierung der Weimarer Klassik. Das biographische Interesse war in diesen Vorgängen ganz dominant. Dem korrespondierte je länger, desto deutlicher eine Reduktion von Mozarts Musik auf »griechisch-schwebende Grazie«, wie Schumann sagte – ausgerechnet über eines der finstersten Werke Mozarts, die große g-Moll-Symphonie. Von der Musikforschung sind diese Entwicklungen zwar immer energischer korrigiert worden, spätestens seit der großen Mozart-Biographie von Hermann Abert 1919/21, doch diese Revisionen haben große Teile des Publikums nicht erreicht. Das galt schon für das traditionelle bildungsbürgerliche Publikum, das immerhin dazu bereit war, ein gewisses Maß an kultureller Anstrengung auf sich zu nehmen; erst recht gilt es für das Massenpublikum, das vor allem unterhalten sein will. Das Interesse an der Person Mozart geriet im Jubiläumstieber vollends in den Sog der Trivialisierung durch die Unterhaltungsindustrie – etwa wenn eine Schallplattenfirma eine CD auf den Markt wirft, auf der Gudrun Landgrebe ein fiktives Gespräch zwischen Leopold Mozart und der Baronin von Waldstätten (einer realen Gönnerin Mozarts aus der Wiener Zeit) vorträgt – über was? Über Mozart und die Frauen; dazu spielt ein Pianist Klavierstücke, in denen laut Werbetext »Mozart seine Zuneigungen in unsterbliche Musik verwandelt hat«. Leider wissen wir über Mozart und die Frauen kaum mehr, als daß er für einige Zeit eine unerwiderte Leidenschaft für eine Sängerin gehegt hat, später deren Schwester heiratete und mit dieser eine offenbar ganz gute, vielleicht ein wenig langweilige Ehe geführt hat. Und was die Klavierstücke angeht, so gibt es einen einzigen Satz einer Klaviersonate, von dem Mozart gesagt hat, er sei das Porträt einer seiner Klavierschülerinnen – aber was er damit gemeint hat, hat die Musik bisher nicht verraten. Die Trivialisierung aber funktioniert: Jedermann ist eingeladen, sich Mozarts Liebesleben so aufregend vorzustellen, wie es sich für das Liebesleben eines großen Künstlers gehört – seit dem Künstlerkult des 19. Jahrhun-

derts notabene, von dem Mozart und seine Zeit sehr weit entfernt waren – und jedermann ist eingeladen, Mozarts Musik als biographische Dokumentation zu hören, also eingeladen, gerade nicht Musik zu hören. Die ganze CD-Produktion trägt den Titel »Harlekin sucht Colombine« und spielt damit vielleicht an auf das zum Mozartjahr erschienene Buch von Martin Geck, in dem Mozarts Neigung zu Rollenspielen in die Figur des Harlekin stilisiert wird – eine arg verspätete Rezeption der Theorien Michail Bachtins durch einen prominenten Vertreter der Musikwissenschaft, der hier allerdings erheblich unter sein Niveau herabgestiegen ist – der Erfolg des Buches hat es ihm gelohnt, ebenso wie die Tatsache, daß der Südwestrundfunk eine Lesung des Buches durch Senta Berger arrangiert hat.

Damit wären wir bei der Rolle der Musikwissenschaft im Mozartjahr, und das war keine tragende Rolle. Natürlich wird man nicht erwarten können, daß sich pünktlich zum Jubiläum ein neues Mozart-Bild bildet – weder als Biographie noch gar als Monographie über das Werk, und ein einheitliches, der allgemeinen fachlichen Zustimmung sicheres Bild wäre wohl gerade bei diesem Komponisten ein falsches Bild. Die biographischen Probleme sind größer als je zuvor: Der Dokumentenbestand ist seit langem gesichert, bis auf marginale Details, aber die Interpretation der Dokumente hat, wenn man strenge methodische Ansprüche stellt, noch kaum begonnen. Das gilt vor allem für das so außerordentlich umfangreiche Korpus der Briefe, die so außerordentlich lebendig und so faszinierend detailfreudig sind und die doch über die trivialen Fakten hinaus so wenig Auskunft geben, weil sie auf ganz weite Strecken Rollenprosa sind (das gilt übrigens wohl auch für die berühmt-berüchtigten Bäsle-Briefe, deren Obszönität keineswegs so naiv-unverstellt ist, wie man es gern hätte). Nicht einmal auf die bei einem Künstler des späten 18. Jahrhunderts nicht ganz belanglose Frage, wie er es mit der Religion gehalten haben mag, können wir verlässliche Antworten finden. Und die Situation wird nicht verbessert dadurch, daß im Zeichen der aus den USA importierten »new musicology« die traditionelle methodische Sorgfalt immer mehr durch Sorglosigkeit und ausufernde Assoziationswut ersetzt wird.

Nicht besser, eher schlechter steht es dort, wo es um Mozarts Musik geht. Die traditionellen Techniken der Analyse haben bei Mozart von jeher versagt, das heißt nur Trivialitäten hervorgebracht, und neue Fragestellungen sind nur ansatzweise zu entdecken und nur für sehr begrenzte Schaffensbereiche durchgespielt worden. Vor allem aber fehlt uns eine konkrete Vorstellung davon, was eigentlich das Besondere an Mozarts Musik ist – während die grundsätzliche Eigenart der Musik Haydns oder Beethovens ohne Mühe beschrieben werden kann, und zwar so, daß es auch für den Laien einsehbar und hörend nachzuvollziehen ist. Mozart entzieht sich – wie auf der biographischen, so auf der musikalischen Ebene. Immerhin gäbe es methodologische Ansätze, die weiterführen könnten. Als ein besonders aussichtsreicher erscheint mir eine ganz einfache Überlegung, die ganz schwierig zu realisieren ist: Mozarts Musik kann in ihrer Eigenart am ehesten begriffen werden, wenn man sie mit der Musik seiner Zeitgenossen vergleicht, umfassend und systematisch, und zwar unter den einander ergänzenden Aspekten der Stilgeschichte und der – wie ich meine – für die Musikgeschichtsschreibung so besonders wichtigen Gattungsgeschichte. Aber die Musik der Zeitgenossen kennen wir nur höchst ungenügend, von der Gattungsgeschichte ganz zu schweigen, ebendeshalb, weil Mozart (mit Haydn und Beethoven) sein Umfeld von jeher verdunkelt und weil die wenigsten Musikhistoriker und seriösen Musikschriftsteller Lust haben, sich mit Musik zu beschäftigen, die wir vor allem deshalb für zweitrangig halten, weil ihre Komponisten das Unglück hatten, Zeitgenossen der drei Klassiker zu sein. So dreht sich alles im Kreise, und die Heroengeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts wird perpetuiert, bis in die musikhistorischen Gesamt- und Epochendarstellungen hinein (mit der rühmenswerten Ausnahme von Friedhelm Krummachers monumentaler Geschichte des Streichquartetts).

Die wenig erfreuliche Situation spiegelt sich in den prominenten Publikationen zum Jubiläumsjahr, die außerdem von den bekannten Marktmechanismen nicht unberührt bleiben. Die größte und aufwendigste Gruppe bilden die Mozart-Lexika und Mozart-Handbücher, die dem Informationsbedürfnis eines offenbar breiten Publi-

kums entgegenkommen und die zugleich im Zeichen der heute so besonders auffallenden Tendenz zum Enzyklopädischen stehen – dieselbe Tendenz zeigt sich seit längerem auf dem CD-Markt, aktuell in der Gesamtaufnahme der Werke Mozarts durch die Firma Brillant Classics auf 170 CDs für weniger als 100 Euro – konkurrenzlos; dazu gibt es von derselben Firma eine DVD mit – ich zitiere eine ernst gemeinte Rezension einer seriösen Musikzeitschrift – »130 Minuten interaktiver Navigation durch ein Feuerwerk von etwa 80 Klassik-Videoclips ...« Der Mozartfreund sieht sich einer solchen Fülle von filmclipanimierten Berichten gegenüber, daß eigentlich nichts Wichtiges aus Mozarts Leben und über seine Musik ausgespart bleibt. Die neue medienwirksame Vermittlungstechnik des Videoclips – erkennbar auf junges Publikum abgestellt – verkürzt zwar die Aussagen oft auf ein Minimum, doch kann man mit der Maustaste oder der Fernbedienung nach größeren und zusammenhängenderen Schilderungen suchen. So billig und so leicht ist Mozart zu haben. Im übrigen sind die Lexika und Handbücher natürlich nützlich, vermitteln aber bestenfalls eine Momentaufnahme des gegenwärtigen Wissensstandes; für weiter und tiefer führende Untersuchungen fehlen beim heute wirtschaftlich notwendigen Produktionstempo ganz einfach Zeit und Geld.

Sucht man nach neuen Biographien, in denen mehr als das Recycling alter Wissensstände und Interpretationsmodelle angeboten wird, so findet man deprimierend wenig, aber immerhin zwei bemerkenswerte Titel: ein ganz schmales, aber konzentriertes Buch von Gernot Gruber und eine weiter ausholende, anregende Darstellung von Manfred Wagner (beides Wiener Musikologen), die ausdrücklich »Werk und Leben« darstellen will, bei der Diskussion des Schaffens aber die Opern ganz in den Vordergrund rückt und damit unfreiwillig die Probleme demonstriert, von denen die Rede war: Gegenüber der Instrumentalmusik empfiehlt sich die Oper durch leichtere Zugänglichkeit, höheren Bekanntheitsgrad und den Event-Charakter der Aufführung, erst recht im Zeitalter des Regietheaters. Denselben bezeichnenden Akzent auf Mozarts Musiktheater legt das erwähnte Buch von Martin Geck.

Auf ganz anderer Ebene mit dem Musiktheater befaßt sind die beiden Bücher, die ich für die einzigen wirklich bedeutenden, originellen und weiterführenden Beiträge zum Mozartjahr halte; es illustriert den Zustand der Musikwissenschaft, daß sie nicht von Musikwissenschaftlern stammen. *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe* von dem Germanisten Dieter Borchmeyer und *Die Zauberflöte. Oper und Mysterium* von dem Ägyptologen Jan Assmann. Borchmeyer geht es darum, Mozarts große Opern der Jahre 1781 bis 1791, vom *Idomeneo* bis zum *Titus*, als Beispiele der Emanzipation der Liebe von den gesellschaftlichen Konventionen des 18. Jahrhunderts zu lesen, sie damit in den Kontext der gesellschaftlichen Prozesse am Vorabend der Französischen Revolution zu stellen und zugleich etwas über Mozarts eigene Verwicklung in diese Prozesse zu erfahren. Vor allem *Don Giovanni* und *Così fan tutte* erscheinen hier in radikal zugespitzter Lesart. Gewichtige Nebenergebnisse des überaus aspekte- und ergebnisreichen Buches sind ein Kapitel, das Borchmeyers Studien zu Goethes Bemühungen um die Zauberflöte zusammenfaßt, und ein Kapitel über Spiegelungen Mozarts und seiner Werke in der Literatur. Das Leitmotiv von Borchmeyers Buch heißt *Empfindsamkeit* – womit ein Begriff erscheint, der von der zünftigen Musikwissenschaft bisher, wenn überhaupt, erstaunlich unter Wert behandelt worden ist.

Das Buch des Ägyptologen Jan Assmann gilt einem Werk, das Peter von Matt »das dritte große Rätselwerk unserer Kultur« neben Shakespeares *Hamlet* und Leonardos *Mona Lisa* genannt hat (Assmann zitiert das gleich am Beginn des Buches). Ein solches Ernstnehmen des Werkes – das heißt des ganzen Werkes, Musik u n d Text – ist in der Musikwissenschaft noch immer keineswegs selbstverständlich. Assmann geht aber noch einen Schritt weiter, indem er in einer virtuosens tour de force von »close reading« und »thick description« das Werk Schritt für Schritt in seiner inhaltlichen Doppelstruktur beschreibt, als Theaterstück, in dem eine Geschichte erzählt wird, und als Ritual, in dem sich die vor allem freimaurerische »Ägyptomanie« des späten 18. Jahrhunderts und deren Rezeption der antiken Isis-Mysterien spiegeln. Beides wird ineinander gespiegelt; in den

Worten Assmanns: »Märchen und Mysterium, Kinder-Zauberoper und Bühnenweihfestspiel« und: »Das Ritual als ästhetische Form, die Oper als sakraler Vollzug« (S. 18 und 11). Mit dieser in sich durchaus schlüssigen Interpretation wird der größte Teil der bisherigen, quantitativ riesigen Zauberflöte-Literatur obsolet, zumal – einer der größten Vorzüge des Buches – die Argumentation auch auf der Ebene der Musik funktioniert. Freilich: beide Bücher stehen unter der Prämisse, daß Mozarts Anteil an seinen Opern-Texten erheblich war, und das ist angesichts der Tatsache, daß wir kaum etwas über diesen Anteil und überhaupt über seinen Arbeitsstil wissen, eine methodologisch heikle Prämisse (immerhin ist wenigstens bei der Zauberflöte – aber wirklich nur bei ihr – ein inhaltlich – nicht nur dramaturgisch – erheblicher Anteil des aktiven Freimauers Mozart am Libretto nicht ganz unwahrscheinlich). Aber wie auch immer: Unter das hier erreichte Niveau wird auch die Musikwissenschaft nicht mehr zurückfallen dürfen.

Wenn eine geisteswissenschaftliche Disziplin mit einem Phänomen wie Mozart professionell umgehen möchte, dann gibt es in Jubiläumsjahren eine naheliegende und öffentlichkeitswirksame Form der Bestandsaufnahme und Auseinandersetzung: Das ist der große wissenschaftliche Kongreß. Einen solchen Kongreß gab es im Mozartjahr 1991 in Salzburg, und er skizzierte in rund 130 Referaten einen immerhin respektablen Stand der Forschung. Im Mozartjahr 2006 gab es eine Reihe kleinerer und meist von vornherein regional akzentuierter Tagungen, aber keine gemeinsame große Anstrengung der Mozartforschung. Statt dessen gab es eine Reihe von Ausstellungen, die ganz deutlich machten, wohin die Reise geht: kleine, seriöse, die vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit fanden, wie diejenige der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und die von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften getragene in Heidelberg und Schwetzingen, vor allem aber zwei überdimensionale in der Albertina in Wien und in der Neuen Residenz in Salzburg, die Mozart als Gegenstand der sogenannten Event-Kultur entdeckten. Am Ende war das Mozartjahr genau das: ein Event – vergessen, kaum daß er vorüber ist. Was bleibt, sind die Mozartkugeln.

Literatur zum Mozartjahr 2006 (Auswahl)

- Jan Assmann, *Die Zauberflöte. Oper und Mysterium*, München: Hanser 2005
- Dieter Borchmeyer, *Mozart oder Die Entdeckung der Liebe*. Frankfurt a. M.: Insel 2005
- Martin Geck, *Mozart. Eine Biographie*, Reinbek: Rowohlt 2005
- Gernot Gruber, *W. A. Mozart*, München: Beck 2005
- Ulrich Konrad, *Wolfgang Amadé Mozart. Leben, Musik, Werkbestand*, Kassel usw.: Bärenreiter 2005, ²2006 (erweiterte Fassung des Mozart-Artikels der Enzyklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Personenteil, Bd. 12, 2004)
- Maynard Solomon, *Mozart. Ein Leben*, Kassel usw. 2005 (deutsche Übersetzung von *Mozart. A Life*, New York 1995)
- Manfred Wagner, *W. A. Mozart. Werk und Leben*, Wien: Steinbauer 2005
- Rudolph Angermüller u.a. (Hrsg.), *Salzburger Mozart-Lexikon*, Bad Honnef: Bock 2005
- Gernot Gruber/Joachim Brüggge (Hrsg.), *Das Mozart-Lexikon*, Laaber: Laaber-Verlag 2005
- Silke Leopold (Hrsg.), *Mozart Handbuch*, Kassel usw. und Stuttgart/Weimar: Bärenreiter und Metzler 2005
- Bärbel Pelker (Hrsg.), *Theater um Mozart*, Heidelberg: Winter 2006 (Begleitbuch zur Ausstellung in Heidelberg und Schwetzingen)

Zentrale Ausstellungen (2006)

W. A. Mozart: Der Komponist in Wien; Wiener Musikverein (Konzeption Otto Biba) — *Mozart: Experiment Aufklärung im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts*; Albertina Wien — *Lorenzo da Ponte: Aufbruch in die Neue Welt*; Jüdisches Museum Wien — *Wolfgang Amadé Mozart: Ein ganz normales Wunderkind*; Zoom. Kindermuseum im Museumsquartier Wien (Konzeption aller drei Ausstellungen Herbert Lachmayer) — *Viva! Mozart. Interaktive Erlebnis-ausstellung*; Neue Residenz Salzburg

LUDWIG FINSCHER

ZUM GEDENKEN AN GYÖRGY LIGETI

György Ligeti ist, nach langer und schwerer Krankheit, am 12. Juni 2006, kurz nach seinem 83. Geburtstag, in Wien gestorben. Wir trauern um einen großen Komponisten und wunderbaren Menschen. Er fehlt uns.

Ligeti war ein Kind des unheilvollen 20. Jahrhunderts. Er hatte außerordentliche Gaben in außerordentlicher Konstellation – durchdringende Verstandesschärfe, unstillbare Neugier und Experimentierlust, die Freude am intellektuellen Spiel, subtilen Humor und tiefe Leidensfähigkeit und über allem ein wahrhaftig einzigartiges musikalisches Genie. Die Jugend und das Heranwachsen in zwei Diktaturen, der nationalsozialistischen und der kommunistischen, bescherten ihm einen unüberwindlichen Widerwillen gegen totalitäres Denken und Zwangssysteme, auch in der Kunst – die er um so leichter durchschaute, als er selbst ein Musik-Denker von überragender analytischer und synthetisierender Kraft war. Als er nach der Niederschlagung der ungarischen Revolution von 1956 aus seiner Heimat in den freien Westen floh (dessen Freiheit er immer und trotz aller ihrer Schattenseiten als ein sehr hohes Gut betrachtet hat), traf er auf eine musikalische Avantgarde, die sich den selbstgeschaf-

fenen Systemzwängen von Dodekaphonie und Serialismus verschrieben hatte. Es war ein außerordentliches Zeichen innerer Unabhängigkeit, daß sich der unbekannt und mittellose junge Mann diesen Zwängen nicht anpaßte, wie es bequem und erfolgversprechend gewesen wäre, sondern eigensinnig seinen Weg abseits der Systeme suchte. Und es war ein ebenso außerordentliches Zeichen seiner künstlerischen Potenz, daß und wie er diesen Weg fand und daß ihm dabei fast die Quadratur des Kreises gelang: ein fast populärer Komponist Neuer Musik zu werden.

Zum Eigen-Sinn von Ligetis eigenem Weg gehörte aber auch, daß er sich nicht geradlinig, sondern über Wendepunkte vollzog. Der erste war, noch in Ungarn, der Versuch einer radikalen Abkehr vom großen Vorbild Béla Bartók und damit von der ganzen Tradition der abendländischen Kunstmusik, um, in Ligetis Worten, »eine neue Art von Musik, sozusagen vom Nullpunkt ausgehend, aufzubauen ... Ich stellte mir Aufgaben wie: Was kann ich mit einem Ton anfangen? Was mit zwei Intervallen? Was mit bestimmten rhythmischen Beziehungen ...?« Aber sobald die Ebene der einfachen musikalischen Elemente verlassen wurde, schlich sich die Tradition zurück, und das fertige Werk, die *Musica ricercata* für Klavier (1951-1953), beschreibt eine Entwicklung, die noch mehrfach wiederkehren sollte: von einem elementaren und durch seine Einfachheit überwältigend starken Einfall zu dessen immer komplexerer Ausarbeitung, und das heißt auch: immer komplexerer Anreicherung mit Elementen der Tradition. Das ist hier nicht im einzelnen zu verfolgen, aber die Wendepunkte seien angedeutet: der nochmals radikale Neuansatz, wieder »sozusagen vom Nullpunkt ausgehend«, mit der Reduzierung der kompositorischen Mittel auf Klang und Lautstärke in den Orchesterstücken *Apparitions* und *Atmosphères*, die als ein Befreiungsschlag aus den seriellen Systemzwängen gefeiert wurden und Ligeti den Durchbruch zum Weltruhm brachten. Und wieder folgte die Anreicherung dieser Elementarstrukturen durch immer komplexere Traditionsbezüge, jetzt aber nicht mehr als Quasi-Unfall wie in der *Musica ricercata*, sondern in einer Reihe strukturell und historisch immer weiter und tiefer ausgreifender Werke, in denen der Begriff und die Würde des

Werkes nachdrücklich wiederhergestellt, die Traditionsinhalte und Traditionsebenen aber kalkuliert gebrochen und vermischt wurden, bis zum Kaleidoskop der Stil- und Bedeutungsschichten in der Oper *Le Grand Macabre*, einem Werk, in dem sich gleichsam die ganze abendländische Musikgeschichte und Musikgegenwart ein Stelldich-ein gab und das es fertigbrachte, zugleich übermütig und todtraurig, zart und hart, abweisend und freundlich zu sein. Danach trat, zum ersten und letzten Mal in Ligetis Schaffen, eine ungewöhnlich lange Pause ein, in der nur kleine Stücke, keine großen Werke entstanden. Der nächste Wendepunkt war 1982 das Horntrio, bei dem schon die Widmung – *Hommage à Brahms* – in der Neue-Musik-Szene als Provokation empfunden wurde: Ideologen des Fortschritts, vor allem unter den Musikwissenschaftlern, warfen Ligeti geradezu Verrat an der Avantgarde vor. Aber im Abstand von 25 Jahren sieht man und hört man deutlich, was es wirklich ist: ein Neubeginn wie in der *Musica ricercata* von 1951/53 und wie in *Apparitions* und *Atmosphères* 1958/61, aber jetzt in einem Musikdenken, das die Tradition vollkommen in sich aufgenommen und vollkommen verwandelt hat und das aus der äußersten Anspannung des musikalischen Gedankens das Einfachste zurückgewinnt, den bezwingenden Ausdruck, ja sogar die einfache Form aus einer bis dahin unerhörten Komplexität, in die Brahms, Beethoven und Bach eingegangen sind, aber ebenso die Rhythmen der bulgarischen Volksmusik und die Gesänge rumänischer Klagefrauen. Das Horntrio besiegelte das Ende der musikalischen Avantgarde, des dogmatischen Komponierens.

Von diesem Wendepunkt an, der noch einmal ein Wendepunkt der Kompositionsgeschichte des 20. Jahrhunderts war, kreiste Ligetis Schaffen um die Vermittlung zwischen dem Einfachen und dem Komplexen, dem Fremden und dem Vertrauten, der Tradition und dem Neuen. Dabei kamen neue, fremde und alte Traditionen hinzu: die Musik der französischen *ars subtilior* des späten 14. und frühen 15. Jahrhunderts mit ihren komplizierten Experimenten mit der Zeit, die Polyrythmik afrikanischer Musik, die ihm durch den Musikethnologen Gerhard Kubik vermittelt wurde, indonesische Gamelan-Musik und die Übereinanderschichtung gegenläufiger

Zeitabläufe in den Werken Conlon Nancarrow, sogar die fraktale Geometrie, aus der Ligeti Anregungen für seine Technik schöpfte, aus einfachen Strukturen durch deren Vervielfältigung und Überlagerung höchst komplexe Gebilde zu schaffen, die dann wieder in eine zweite Einfachheit umschlagen. Die Klavierstunden, das große Projekt der Jahre ab 1985, stoßen in diese Regionen vor, und wie beim Horntrio die Widmung an Brahms, so ist hier der provozierend altmodische Gattungsbegriff *Etüde* Programm. Daß sie unvollendet blieben, verbindet sie auf merkwürdige Weise mit einem anderen Spätwerk in der Tradition des *musikalischen Kunstbuchs*, Bachs *Kunst der Fuge*.

Aber daß Ligeti dabei nicht stehenblieb, sosehr ihn die Etüden als ein Problemfeld beschäftigen, zeigt sich an zwei eng verbundenen Aspekten, die ihm in seinen letzten schöpferischen Jahren wichtiger wurden: Humor und Einfachheit. Sein Humor, immer selbstironisch getönt und immer spielerisch, machte ihn zu einer *rara avis* unter den zeitgenössischen Komponisten. Manifest wurde er in den *Nonsense Madrigals*, die man nach seinen Worten als reine, technisch virtuose Konstruktionen hören könne oder als emotionshaltige Botschaften – beides sei Nonsens (zitiert nach Ulrich Dibelius, György Ligeti. Eine Monographie in Essays, Mainz usw. 1994, S. 245). Manifest hätte er auch werden sollen in der Oper über *Alice in Wonderland* und *Through the Looking-Glass* seines heißgeliebten Lewis Carroll, die leider ein Plan geblieben ist. In einem Interview 1993 hat er gesagt, »es wird ein sehr einfaches Stück sein«, und im selben Interview selbstironisch »Ich bin jetzt gerade dabei, durch das Haydn-Studium gegen meine eigene Musik vorzugehen«. Gestatten Sie mir dazu eine kleine persönliche Abschweifung: Als ich 1995, genau 20 Jahre nach Ligeti, in diesen Orden aufgenommen wurde, sprach Ligeti die Laudatio. Ich hatte etwas Strenges, Einschüchterndes erwartet – aber manche von Ihnen werden sich daran erinnern, wie er, vom Manuskript abweichend, begeistert über Haydns Präzision und Ökonomie und über seine so höchst kunstvolle zweite Einfachheit sprach und dadurch beinahe den Zeitplan der Sitzung ins Wanken brachte: Es war ein unvergeßlicher Moment des Gesprächs

zweier großer Komponisten, über die Jahrhunderte hinweg, und ein unvergeßliches Zeugnis der Begeisterungsfähigkeit eines großen Künstlers.

Ligeti war immer auf dem Weg, und er hat immer Neues und immer Neues im Alten gefunden. Er hat die Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts geprägt wie kein anderer nach Schönberg, Webern, Strawinsky und Bartók. Wenn ein Komponist der jüngsten Musikgeschichte im kulturellen Gedächtnis bleiben wird, dann er. Uns wird er auch als ein ganz besonderer Mensch in Erinnerung bleiben.

SASCHKO GAWRILOFF

»HOMMAGE À BRAHMS«

Wir treffen uns zu Ehren unseres Freundes, des großen Komponisten, Polyhistor und Humanisten György Ligeti, der am 12. Juni des Vorjahres im Alter von 83 Jahren verstorben ist.

Um über Persönlichkeit und Gesamtwerk Ligetis zu sprechen, besitzt sein Landsmann und Kollege György Kurtág die größere Kompetenz. Mir fallen in Verbindung mit Ligeti zwei Gedenktage ein.

Zum einen jährt sich in etwas mehr als einer Woche zum ersten Mal sein Todestag. Zum anderen jährt sich am 2. August zum 25. Mal der Tag der Uraufführung des Trios für Horn, Klavier und Violine von Ligeti mit den damaligen Interpreten Hermann Baumann als Hornist, Eckhart Besch als Pianist und mir. Wir hatten die Freude und Ehre, das Trio fast einhundert Mal aufzuführen.

Die schönste Anerkennung war dann die Verleihung des Grammys im Jahr 1998 in Los Angeles für die beste Kammermusik. Die Veranstaltung wurde auf Compact Disc aufgenommen. Ligetis Horntrio wurde dieses Mal mit Marie-Luise Neunecker als Hornistin, Pierre Laurent Aimard als Pianisten und mir aufgenommen.

Aber kehren wir zu den Anfängen zurück. Wie die beiden anderen Kollegen bei der Uraufführung, so hatte auch ich die Möglichkeit, dem »in progress« arbeitenden Komponisten über die Schulter zu schauen. Diesem lag besonders am Herzen, die spezifischen Mög-

lichkeiten des Horns mit seinem unverwechselbaren Charakter in der Kammermusik zu prüfen.

Als einmaliges Vorbild bot sich hierbei das 1865 komponierte Trio für Klavier, Violine und Waldhorn von Johannes Brahms an. Beide Komponisten standen ja bei ihren Unikaten der Kammermusik-Literatur im Zwiespalt zwischen Waldhorn und Ventilhorn. Brahms hatte ursprünglich an die Möglichkeit eines Ventilhorns gedacht, entschied sich dann jedoch letztlich für das Waldhorn. Bei Ligeti war es gerade umgekehrt. Er, der in seinem Trio die technischen Möglichkeiten des Ventilhorns bis auf die Spitze trieb, hatte trotzdem, wie er zugab, beim Komponieren auch »seine Sammlung von Naturhörnern« im Kopf. Auch sonst fallen Ähnlichkeiten äußerlichen und nicht thematischen Charakters zwischen beiden Trios auf.

Da ist einmal die von der Klassik übernommene Viersätzigkeit. Allerdings weicht der Kopf-Satz des Brahms-Trios, ein »Andante«, vom klassischen Vorbild des Sonatensatzes ab. Ligetis erster Satz, der die dreiteilige Liednorm ABA übernimmt, ist mit »Andantino con tenerezza« überschrieben.

Mit seiner Verehrung für Brahms hat Ligeti auch dessen Verehrung für das große Vorbild Ludwig van Beethoven mitkomponiert. Beethoven hat zwar kein Horntrio geschrieben, aber doch eine Hornsonate, also gleichsam ein Horntrio ohne Geige. Gewisse Annäherungen an Beethovensche Scherzi gibt es im Marschteil des dritten Trio-Satzes, wobei diese Annäherungen aber auch von dem Steve Reich'schen Prinzip der Phasenverschiebung überlagert sind.

Nicht zu verkennen ist, daß Ligeti in seinem Trio dem Sprichwort »man kehrt immer zu seiner ersten Liebe zurück« folgt. Zu dieser ersten Liebe zählt für den in einer multinationalen Landschaft aufgewachsenen Ligeti die Musik-Ethnologie und vor allem die frühe Verehrung für den nicht nur in der ungarischen, sondern ebenso in mancher anderen Folklore bewanderten Komponisten Béla Bartók. Dem Geist, weniger der konkreten Gestalt der Bartókschen Multi-Folklore entspricht Ligetis origineller Versuch, im zweiten Satz des Trios zu einer Synthese von lateinamerikanischen und balkanesischen Elementen zu gelangen. Ebenso gibt es – in deutlichem

Kontrast zu dem barocken Passacaglio-Charakter des vierten Satzes – dort leichte Anspielungen auf die von Ligeti in seiner siebenbürgischen Kindheit intensiv erlebte Zigeunermusik.

Wenn das Ligeti-Trio als »konservativ-postmodern« bezeichnet wird, so soll die akademische Formulierung nicht den Zugang zu einem zutiefst musikalischen, geistreichen und zeitweise ironischen Werk verwehren, das sich gewiß gegen jede musikalische Orthodoxie sperrt.

Nicht verschwiegen werden darf die Tatsache, daß das Horn-Trio seine Entstehung auch dem 1909 in Berlin geborenen und 1992 in Hamburg verstorbenen genialen Erfinder und Industriellen Kurt Körber zu verdanken ist. Körber erwies sich als weitsichtiger und großzügiger Mäzen. Übrigens war bei der Uraufführung auch der Körber- und Musik-Freund Helmut Schmidt anwesend, damals noch amtierender Bundeskanzler und Abgeordneter des Wahlkreises Hamburg-Bergedorf.

Für mich war das Horn-Trio eine große Bereicherung. Zum einen bildete es eine Erweiterung meines Kammermusikrepertoires. Zum anderen führte es zu einer Vertiefung der Freundschaft mit György Ligeti. Frucht dieser durch das Horntrio vertieften Freundschaft war das für mich komponierte Violinkonzert Ligetis, an dessen Entstehung ich ebenfalls Anteil nehmen konnte. Ich habe es dann im Jahre 1992 in Köln in seiner vollständigen fünfsätzigen Fassung uraufgeführt. Als Marksteine im Œuvre Ligetis wie in der Musik des späten 20. Jahrhunderts können sowohl das Violinkonzert als auch das vorausgegangene Horn-Trio angesehen werden.

4. PHILOSOPHIE

VORTRAG VON EBERHARD JÜNGEL

Die PONTIFICIA ACADEMIA TEOLOGICA hatte mich eingeladen, die erste Enzyklika Papst Benedikts XVI. »Deus caritas est« aus der Perspektive eines evangelischen Theologen zu kommentieren. Die von Joseph Ratzinger vor 35 Jahren mitgegründete Internationale Katholische Zeitschrift »Communio« hatte denselben Wunsch geäußert. Da der dem Ersten Johannesbrief entnommene Titel der Enzyklika der konzentrierteste Ausdruck der Wahrheit ist, der sich der christliche Glaube verdankt und der er sich ebendeshalb verpflichtet weiß, habe ich die zwiefache Einladung gern angenommen. Dies um so mehr, als dem Satz »Gott ist Liebe« nachzudenken eine meine eigene theologische Existenz durchgehend bewegende Provokation ist.

Dem Wunsch des Kanzlers des Ordens Pour le mérite, die in Rom vorgetragenen Gedanken auch den Ordensmitgliedern zugänglich zu machen, entspreche ich trotz der dem Ordenskanzler mitgeteilten, von ihm aber nicht geteilten Bedenken. Wer will, mag sich angesichts solchen »Gehorsams« daran erinnern, daß dieser Orden einen preußischen Ursprung hat. Doch ich hoffe, daß der Text auch denen etwas zu sagen hat, die sowohl dem alten Preußen als auch dem nicht veraltenden christlichen Wahrheitsanspruch eher distanziert gegenüberstehen. Die Wahrheit des Evangeliums hat ohnehin keine andere Autorität als die der Bitte.

CARITAS FIDE FORMATA

Die erste Enzyklika Benedikts XVI. – gelesen mit den Augen
eines evangelischen Christenmenschen¹

Evangelische Theologen lesen päpstliche Enzykliken in der Regel mit einem gewissen Mißtrauen. Ich bin ein evangelischer Theologe, also einer, der unter die Regel fällt. Doch keine Regel ohne Ausnahme! A posteriori kann es durchaus zur Korrektur des eigenen Vorverständnisses kommen – beim Studium authentischer theologischer Texte zumal. Im Blick auf solche Texte hatte schon Martin Luther gewußt: »gut Ding ... oft lesen, das macht gelehrt ... und fromm dazu.«² Und so habe ich denn die erste Enzyklika Benedikts XVI. nicht nur einmal gelesen. Der Text hat mich nicht zuletzt deshalb angesprochen, weil er beim evangelischen Leser ein tiefgehendes und weitreichendes ökumenisches Einverständnis evoziert hat. Davon soll im Folgenden Mitteilung gemacht werden.

Ich konzentriere mich bei meiner amica exegesis auf den ersten Teil der Enzyklika und gehe auf den zweiten Teil nur kurz ein, ohne damit die Relevanz und das Gewicht des zweiten Teils relativieren zu wollen. Doch da dieser eine recht stringente Folgerung aus dem grundlegenden ersten Teil ist, mag es gerechtfertigt sein, wenn ich mich auf die grundlegenden Ausführungen der Enzyklika konzentriere.

I. Einige Voraussetzungen

1. *Ein authentischer Anfang*

Die erste Enzyklika von Papst Benedikt XVI. richtet sich nicht nur »an die Bischöfe, an die Priester und Diakone« sowie »an die gottgeweihten Personen« der römisch-katholischen Kirche, sondern auch »an alle Christgläubigen«, ist also ihrem eigenen Selbstverständnis nach eine *ökumenische* Enzyklika. Folglich kann es dem Papst nur recht sein, wenn diese seine Enzyklika auch von evangelischen »Christgläubigen« aufmerksam gelesen, bedacht und kritisch gewürdigt wird. Attempo.

Dabei gehe ich davon aus, daß die erste Enzyklika eines Papstes nicht nur die Bedeutung einer *Initialzündung*, sondern zugleich *prinzipiellen* Rang hat. Das *principium* unterscheidet sich vom *initium* dadurch, daß es ein alles Folgende bestimmender, ja beherrschender, eben ein prinzipieller Anfang ist. Und so fragen sich nicht nur die Vatikanologen: Wie und womit fängt der Papst an, wenn er mit einem ersten theologischen Rundschreiben sein Lehramt ausübt?

Authentische theologische Anfänge sind freilich niemals absolute Anfänge. Sie rekurrieren vielmehr auf jenen Anfang, den keine Theologie *setzen*, sondern dem sie nur *nachdenken* kann. Genuin theologische Anfänge fangen mit jenem Anfang an, den der ewige Anfänger, den Gott selbst gemacht hat.

Die erste Enzyklika Benedikts XVI. *ist* ein authentischer theologischer Anfang. Fängt sie doch selber mit jener biblischen Aussage an, die die *Summe des Evangeliums* zur Sprache bringt und die als kürzester und präzisester Ausdruck des Wesens des Christentums gelten kann: *Gott ist Liebe*. Nicht nur der Titel, sondern auch der erste Satz der Enzyklika »zitiert« diesen neutestamentlichen Satz. Doch das »Zitat« will nicht als Motto gelesen werden, sondern will – wie im 1. Johannesbrief! – als *Anrede* verstanden werden, die vernommen zu haben dann im Folgenden bezeugt wird. Insofern hat der neutestamentliche Satz über seine semantische Bedeutung hinaus pragmatische Funktion: Er qualifiziert die mit der Stimme des Papstes

redende *ecclesia docens* als eine Kirche, die zuvor auf Gottes Wort gehört hat, also primär *ecclesia audiens* ist.

Der Papst denkt jenem neutestamentlichen Satz *meditierend* nach. Der *modus loquendi* der Enzyklika ist der einer *theologischen Meditation*, was freilich analytische Unterscheidungskraft keineswegs ausschließt. Wer sich auf diesen Text einläßt, wird diesen *modus loquendi theologicus* hermeneutisch in Anschlag zu bringen haben. Der Papst meditiert einen Satz, der den christlichen Glauben auf den Punkt bringt. Seine Enzyklika weiß zudem um die *Anfechtungen*, denen der Glaube angesichts des in der Weltgeschichte – und selbst in der Kirchengeschichte! – oft so verborgenen Wirkens Gottes ausgesetzt ist. Auch deshalb betont die Enzyklika die Bedeutung des *Gebetes*. Insofern steht der päpstliche Text in jener monastischen Tradition, die *oratio, meditatio* und *tentatio* als die Konstitutiva der – jedem Christen zugemuteten – theologischen Existenz behauptet und der sich auch die reformatorische Theologie verbunden weiß.⁵

2. *Universaler Wahrheitsanspruch*

Die Aussage *Gott ist Liebe* steht im 4. Kapitel des 1. Johannesbriefs. Sie steht dort gleich zweimal: zunächst in einem Nebensatz (1. Joh 4,8), um dann als Hauptsatz (1. Joh 4,16) wiederholt zu werden. Behauptet wird, was die Christen glauben. Es handelt sich also um eine *assertio fidei*, deren Wahrheitsanspruch allerdings – genauso wie die ihnen in ihrer definitorischen Art analog gebauten Aussagen *Gott ist Licht* (1. Joh 1,5) und *Gott ist Geist* (Joh 4,24) – auch der Vernunft zugemutet werden kann und soll. Denn was der christliche Glaube behauptet, gilt allen vernünftigen Lebewesen, muß folglich auch von allen Menschen – und allen Engeln! – nachvollzogen werden können.

Die Enzyklika betont denn auch, daß die »Begegnung mit den sichtbaren Erscheinungen der Liebe Gottes ... auch unseren Willen und unseren Verstand auf den Plan« ruft.⁴ Die Liebe, die Gott ist, mag immer wieder als *amour fou* erfahren werden. Doch sie ist gerade in

ihrer Ver-rücktheit und in ihrer ent-rückenden Kraft zutiefst vernünftig. Wenn die Vernunft ihre eigene Tiefendimension nicht ausblendet, sondern bejaht, kann sie verstehen, daß Gott Liebe ist.

Doch wenn die Vernunft, ohne damit zugleich den Glauben als das Andere der Vernunft zu bejahen, diese Wahrheit usurpiert und vorbehaltlos die Liebe göttlich nennt, wenn sie gar nur der Liebe den Status eines Subjekts und dem Göttlichen nur noch den Status eines Prädikats zuerkennt⁵, dann beginnt die pathologische Schwärmerei der Vernunft, die die christliche Theologie und eine wirklich kritische Philosophie als Selbstentstellung der Vernunft bekämpfen: mit dem Ziel, die Vernunft zur Vernunft zu bringen.

Benedikt XVI. hat eine solche »Reinigung der Vernunft« von der durch sie selbst erzeugten Unvernünftigkeit seit den Anfängen seiner theologischen Existenz gefordert, aber zugleich auch die pathologische Bedrohung der Religion durch den ihr benachbarten Aberglauben wahrgenommen und also auch einer Katharsis des Religiösen durch die Vernunft das Wort geredet. Evangelische Theologie stimmt dem nachdrücklich zu. Denn was dem Glauben an Vernunft vorenthalten wird, wird zwangsläufig durch Aberglauben ersetzt. Und was die Vernunft an Glauben verleugnet und verfehlt, ersetzt sie zwangsläufig durch Unverstand.

Das sind Einsichten, die zu den Voraussetzungen der päpstlichen Enzyklika gehören und die so etwas wie deren fundamentaltheologische Axiomatik darstellen. Wenn der Papst so intensiv darauf besteht, daß Glaube und Vernunft zusammengehören, und wenn er ebendeshalb nicht nur auf die Pathologien des Religiösen hinweist – die durch den rechten Gebrauch der Vernunft vermieden bzw. therapiert werden können –, sondern auch auf die selbstverschuldeten Pathologien einer eindimensional orientierten Vernunft aufmerksam macht und für einen Vernunftbegriff – oder sollte man besser sagen: für einen Gebrauch der Vernunft? – plädiert, der sich der Wirklichkeit des Religiösen nicht verschließt, darf er sich der Zustimmung evangelischer Theologie gewiß sein. Hatte doch schon F.D.E. Schleiermacher daran erinnert, daß »die Reformation ... das Ziel hat, einen ewigen Vertrag zu stiften zwischen dem lebendigen

christlichen Glauben und der nach allen Seiten freigelassenen, unabhängig für sich arbeitenden wissenschaftlichen Forschung, so daß jener [der lebendige Glaube] nicht diese [die wissenschaftliche Forschung] hindert, und diese nicht jenen ausschließt«. Sollte dies dennoch geschehen, so bedürfen wir nach Schleiermachers Urteil »noch einer anderen« Reformation, »wie und aus was für Kämpfen sie sich auch gestalten möge«, auf daß Glaube und Vernunft, ohne ineinanderzufallen, zusammenfinden; »gemahnt ist jeder genug, und zwiefach aufgefordert, zur Lösung etwas beizutragen, ist jeder, der an beiden zugleich, am Bau der Kirche und am Bau der Wissenschaft, irgend einen thätigen Antheil nimmt«. ⁶

3. *Quaestio disputata*

Eine *quaestio disputata*, und zwar auch innerhalb der katholischen Theologie, bleibt allerdings die von Benedikt XVI. – in seiner Regensburger Vorlesung am 22. September 2006 erneut – vertretene Hypothese, daß eine innerhalb der Theologiegeschichte mehrfach – so von den Reformatoren und von der liberalen Theologie – geforderte »Enthellenisierung« des Christentums für die Diremption von Glaube und Vernunft verantwortlich zu machen ist und daß das daraus resultierende Verständnis Gottes mit dem angeblich nicht an die Vernunft gebundenen Gottesbegriff des Islam in einer Reihe zu stehen kommt. ⁷ Wirklich?

Schon das ist ja keineswegs ausgemacht, daß die Kritik der Reformatoren an der scholastischen Aristoteles-Rezeption einer antihellenistischen Einstellung geschuldet ist. Sie war jedenfalls kein Plädoyer für eine irrationale Theologie. Und Harnacks Mißtrauen gegen eine angebliche »hellenistische« Verfremdung des »einfachen Glaubens« durch die kirchlichen Dogmen wurde und wird von maßgeblichen evangelischen Theologen keineswegs geteilt. Aber auch wenn man – wie u.a. auch ich selber – die (ja bereits in den biblischen Schriften einsetzende) Begegnung des biblisch gegründeten Glaubens mit dem griechischen Denken für einen überaus *glücklichen* Umstand

hält, der es dem christlichen Glauben abverlangte, aber auch ermöglichte, seinen Wahrheitsanspruch denkend zu verantworten, so wird man doch zu bedenken haben, daß das sogenannte griechische Denken selber hochkomplex, also alles andere als eindimensional und eindeutig war. Nicht zufällig gehören zu den Repräsentanten dieses Denkens Verteidiger *und* Gegner des christlichen Glaubens.

II. Der Text

4. Der souveräne Indikativ göttlicher Liebe

Der ganze Text der Enzyklika will einen *souveränen Indikativ*, er will die *positive Option* des christlichen Glaubens zur Geltung bringen. Zwar ist im 1. Johannesbrief die zentrale Aussage *Gott ist Liebe* in einem *paränetischen* Kontext verortet. Daß wir einander lieben *sollen*, ja *müssen* – das ist spätestens seit dem dritten Kapitel des 1. Johannesbriefs der alles dominierende Duktus, innerhalb dessen dann – zunächst im Nebensatz und schließlich als Hauptsatz – der diesen Imperativ begründende souveräne Indikativ *Gott ist Liebe* aufleuchtet. Die Enzyklika hat das sich damit einstellende dogmatische Problem exegetisch sensibel wahrgenommen. Und es gehört zum erfrischenden theologischen Profil der Enzyklika (welches sowohl von der historisch-kritischen Auslegung des 1. Johannesbriefes wie von der konsequenten – unsere eigene Gegenwart erreichenden – theologischen Exegese bestimmt wird), daß geradezu penetrant darauf insistiert wird, der Imperativ des Liebesgebotes sei auf Grund jenes souveränen Indikativs nun eigentlich »nicht mehr ›Gebot‹ von außen her ..., sondern geschenkte Erfahrung der Liebe von innen her«. ⁸ Daß Gottes Wille zur Liebe für sein menschliches Geschöpf kein »Fremdwille« bleibt, »den mir Gebote von außen auferlegen«, wird mit der Erfahrung begründet, die Augustinus in der nicht nur rhetorisch, sondern auch sachlich überaus treffenden Aussage festgehalten hat, daß der Gott, der höher ist als mein Höchstes (*superior*

summo meo), mir näher kommt, als ich mir selber nahe zu sein vermag (interior intimo meo).⁹

Das ist ein für eine päpstliche Enzyklika ungewöhnliches – gewiß auch dem Problembewußtsein des früheren Theologieprofessors geschuldetes – Profil. Und es ist ein glasklares theologisches Votum für die Freiheit, ohne die es keine wahre Liebe gibt. *Befohlene* Liebe wäre Vergewaltigung zur Liebe und also das strikte Gegenteil von Liebe. Es kennzeichnet den theologischen Charakter der Enzyklika, daß sie den christlichen Glauben nicht von Verboten und Negationen – und seien sie noch so ponderabel – her, sondern von einer positiven Option und Affirmation her zur Geltung bringt. Martin Luther hat diesen Grundsatz des christlichen Glaubens in seiner überaus anschaulichen Sprache einmal so formuliert: »Wenn jemand wollte Gott malen und treffen, so müsste er ein solches Bild treffen, das eitel Liebe wäre, als sei die göttliche Natur nichts, denn ein Feuerofen und eine Brunst solcher Liebe, die Himmel und Erde füllet.« Ja, Gott ist nach Luther »ein glühender Backofen voller Liebe«. ¹⁰ Gewiß, in einem solchen Backofen ist es brennend heiß. Doch was aus ihm herauskommt, ist Lebensbrot, das zu essen niemandem *befohlen* werden muß.

5. Die Vieldeutigkeit des Wortes Liebe

Nicht erst die päpstliche Enzyklika hat auf die *Polysemie* aufmerksam gemacht, die dem deutschen Wort *Liebe* – aber doch auch schon dem griechischen *Eros* – eigentümlich ist und zu der Frage Anlaß gibt, was denn nun in Wahrheit *Liebe* genannt zu werden verdient. Die der Liebe auf den Grund gehenden – oder sagen wir vorsichtiger: die ihr auf den Grund gehen wollenden – Denkversuche unterscheiden: zwischen *Eros* und *Agape*, zwischen dem *amor concupiscentiae* und dem *amor benevolentiae* (*amor amicitiae*), zwischen *need-love* und *gift-love*. Selbst der *Eros* ist seinerseits vieldeutig. Schon in Plutarchs Dialog Ερωτικος (*Amatorius*) »werden heterogene und schwierig miteinander zu vereinbarende *Eros*-begriffe ge-

geneinander ausgespielt«. ¹¹ Die päpstliche Enzyklika erinnert gleich am Anfang an diese Polysemie. Sie weiß um »die Bedeutungsvielfalt des Wortes ›Liebe‹«. ¹² Und sie weiß, daß es nicht nur um die Bedeutungsvielfalt eines *Wortes*, sondern um die Ambivalenz des mit diesem Wort benannten *Phänomens* geht.

Dabei überrascht, daß ausgerechnet eine päpstliche Enzyklika »die Liebe zwischen Mann und Frau ... als ... Urtypus von Liebe schlechthin« ¹³ bejaht. Die Enzyklika kennt, wenn sie die steile Aussage *Gott ist Liebe* zu verstehen versucht, den überaus konkreten Sitz der Liebe im irdischen Leben. Sie schämt sich dieses auch die menschliche Lust integrierenden Sitzes der Liebe im irdischen Leben nicht, setzt ihn vielmehr voraus, wenn sie zu verstehen sucht, was es heißt, daß *Gott* Liebe genannt zu werden verdient.

Auf die Polysemie des Wortes *Liebe* und auf die in der Mehrdeutigkeit des Wortes zum Ausdruck kommende Mehrdimensionalität des Phänomens *Liebe* geht die Enzyklika insoweit ein, als sie zwischen *Eros* und *Agape* und auf Grund dieser Unterscheidung dann noch einmal zwischen verschiedenen »Realisierungen« des *Eros* unterscheidet. Dabei schreckt die Enzyklika keineswegs vor der »heidnischen« Auffassung zurück, daß *Eros* »irgendwie mit dem Göttlichen zu tun hat«. ¹⁴ Die Wendung erinnert an die Behauptung des platonischen Sokrates im Dialog *Phaidros* (242 E), der *Eros* sei ein »Gott oder etwas Göttliches«.

Die Enzyklika begründet die Affinität des menschlichen *Eros* »mit dem Göttlichen« damit, daß der *Eros* »Unendlichkeit, Ewigkeit – das Größere und ganz andere gegenüber dem Alltag unseres Daseins« – verheißt. ¹⁵ Doch davon wird eine »falsche Vergöttlichung des *Eros*« unterschieden, die diesen »seiner Würde« »beraubt« und ihn »entmenschlicht«. ¹⁶ Eine solche »falsche Vergöttlichung des *Eros*« ereignet sich, wenn die »Übermächtigung durch den Trieb« ¹⁷ die »Vereinigung mit dem Göttlichen« ¹⁸ bewirken soll. Gemeint ist diejenige »Übermächtigung durch den Trieb«, die die dem Menschen wesentliche Einheit von Leib und Seele (Geist) zerreißt, statt sie zu stärken. Der zum *Eros* gehörende Trieb wird also nicht – wie so oft in der Kirchen- und Theologiegeschichte – verteufelt. Er wird

nur dann kritisch beurteilt, wenn er die *Ganzheit* des Menschen problematisiert.

Doch nicht nur wenn der Leib, sondern auch wenn der Geist des Menschen absolut gesetzt wird, wird nach dem Urteil des Papstes der wahre *Eros* verfehlt: »Die Herausforderung durch den *Eros* ist dann bestanden«, »wenn Leib und Seele zu innerer Einheit finden«. ¹⁹ »Nur so kann Liebe – *Eros* – zu ihrer wahren Größe reifen.« ²⁰

Zu dieser »wahren Größe« des *Eros* gehört durchaus auch das – allerdings pervertierbare – Moment der Ekstase. »*Eros* will uns zum Göttlichen hinreißen, uns über uns selbst hinausführen.« ²¹ »Ja, Liebe ist ›Ekstase‹, aber Ekstase nicht im Sinn des rauschhaften Augenblicks, sondern Ekstase als ständiger Weg aus dem in sich verschlossenen Ich zur Freigabe des Ich, zur Hingabe und so gerade zur Selbstfindung, ja, zur Findung Gottes.« ²² Die Enzyklika erinnert mit dieser dem wahren *Eros* eigentümlichen Dialektik von ekstatischer Selbstentfernung und Selbstfindung an den *amor ek-statikus* der Mystiker, der in der *fides ek-statika* der Reformatoren seine Parallele (aber auch sein Kriterium) hat und der tiefen anthropologischen Einsicht Ausdruck gibt, daß das menschliche Ich nicht bei sich selbst zu sich selbst kommt, sondern sich selbst nur bei einem anderen zu finden vermag.

Die Enzyklika geht allerdings davon aus, daß der *Eros* seine wahre Größe (Würde) in der Regel verfehlt und deshalb der »Heilung zu seiner wirklichen Größe hin« ²³ bedarf. Er ist auf »einen Weg des Aufstiegs, der Verzichte, der Reinigungen und Heiligungen« ²⁴ angewiesen. Auf diesem Weg kommt das geliebte Du dem liebenden Ich so nah, daß die zu jeder Liebe gehörende Selbstbezogenheit durch eine noch größere Selbstlosigkeit überboten wird: Die Liebe will »das Gute für den Geliebten« und wird dafür sogar »bereit zum Opfer«. ²⁵ Und wenn das geschieht, ist in der Bedeutungsvielfalt des Wortes *Liebe* und in der Mehrdimensionalität des Phänomens *Liebe* diejenige Dimension dominant geworden, die das Neue Testament mit dem Ausdruck *Agape* zur Geltung bringt.

Sieht man von der in diesem Zusammenhang nicht unmißverständlichen Opferterminologie ab, so wird man eine große sachliche Nähe dieser Aussagen zu den Paulinischen Ausführungen über die Liebe

im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes konstatieren und diese Aussagen der Enzyklika als Fundament für ein ökumenisches Einverständnis über das, was in Wahrheit *Liebe* genannt zu werden verdient, begrüßen.

6. *Caritas fide formata.*

Die Enzyklika behauptet, daß *Agape* – im Unterschied zum die »weltliche« Liebe bezeichnenden *Eros* – »Ausdruck für die im Glauben gründende und von ihm geformte Liebe«²⁶ sei. Die Behauptung eröffnet eine ungewöhnliche ökumenische Perspektive. Denn Luther war gegen die – aus der aristotelisierenden Übersetzung von Gal 5,6 hervorgegangene – Rede von der *fides caritate formata* Sturm gelaufen und hatte ihr die Auffassung entgegengesetzt, daß die Liebe durch den Glauben geformt wird, so daß man von der *fides* als *forma caritatis* reden müsse.²⁷ Und nun begegnet uns in einer päpstlichen Enzyklika die Rede von der *caritas fide formata*! Welch eine ökumenische Annäherung! Im Blick auf das jahrhundertlang kontrovers-theologisch umstrittene Verhältnis von Glaube und Liebe hat die Enzyklika Benedikts XVI. ein tiefgreifendes Einverständnis freigelegt.²⁸

7. *Eros und Agape*

Ökumenisches Einverständnis stellt sich wiederum ein, wenn die Enzyklika die *notwendige Unterscheidung* von *Eros* und *Agape* nicht zu einem *radikalen Gegensatz* hochgesteigert wissen will: zu einem Gegensatz, der dann das deutsche Wort *Liebe* nur noch als *äquivoke* Benennung von *Eros* und *Agape* zu verstehen erlaubt.

Solche die notwendige Unterscheidung von *Eros* und *Agape* zu einem alternativen Gegensatz hochsteigernden Theorien hat es vor allem in der protestantischen Theologie – aber nicht nur in ihr²⁹ – immer wieder gegeben. Im 20. Jahrhundert hat vor allem das Buch

des schwedischen Lutheraners *Anders Nygren*, das 1954 in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Eros und Agape* erschienen war,⁵⁰ die Unvereinbarkeit der – idealtypisch von Platon beschriebenen – sich selber vergöttlichenden, nämlich in die Sphäre des Göttlichen *aufsteigenden*, egozentrischen *eros*-Liebe mit der – im Neuen Testament bezeugten – sich selber hingebenden, nämlich zum Menschen *herabsteigenden*, selbstlosen *agape*-Liebe behauptet.

Als programmatisches Motto seines Werkes hat Nygren seinem Buch einen Satz aus der Platon-Interpretation des Altphilologen *Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff*⁵¹ vorangestellt: »Wenn die deutsche Sprache so arm ist, daß sie in beiden Fällen Liebe sagt, haben die Begriffe doch darum nichts miteinander zu schaffen.« Doch während von Wilamowitz-Moellendorff den von Platon gefeierten *Eros* und der von Paulus in 1. Kor 13 besungenen *Agape* auch nur »zu vergleichen« für »mehr als geschmacklos«, ja »lächerlich« hält,⁵² vergleicht Nygren unentwegt, um in *Eros* und *Agape* »zwei miteinander konkurrierende Grundmotive« zu diagnostizieren, »die das ganze Leben prägen«. Gemeinsam ist beiden nur der »Anspruch darauf, dem Verhältnis des Menschen zu dem Göttlichen Ausdruck zu geben« und damit »gestaltend in die Lebensführung des Menschen« einzugreifen.⁵³ Das aber tun sie im Sinne eines alternativen Gegensatzes, den Nygren sogar tabellarisch darstellen zu können meint.⁵⁴

Auf Nygrens weltweit rezipierte Untersuchung habe ich hier deshalb hingewiesen, weil sie behauptet, daß die mit den Ausdrücken *Eros* und *Agape* benannten angeblich alternativen Liebesauffassungen im »klassischen katholischen Liebesgedanken« nun doch zu einer Synthese, der von Nygren so genannten »Caritassynthese«, zusammengefügt worden seien und daß Martin Luther es als seine reformatorische »Hauptaufgabe betrachtet« habe, diesen sich aus »zwei einander aufhebende[n] Grundmotive[n]« aufbauenden »klassischen katholischen Liebesgedanken ... zu vernichten«. Hat doch, so Nygren, »die katholische Liebeslehre nur wenig mit der spezifisch christlichen Liebe zu tun.«⁵⁵ Demnach hätten wir es hier mit dem Angelpunkt der Auseinandersetzung zu tun, die dann zur Spaltung der abendländischen Christenheit geführt hat.

Nygren begründet seine steile Auffassung mit einem Rekurs auf die 28. These, die Luther für die Heidelberger Disputation 1518 formuliert hatte und die Nygren »als die schärfste Abgrenzung des Erosgedankens vom Agapegedanken« interpretiert.⁵⁶ Luther setzt in der Tat schroff gegeneinander: den amor Dei und den amor hominis. Während die Liebe des Menschen sich am Liebenswerten entzündet, findet die Liebe Gottes nichts ihm Liebenswertes vor, sondern schafft es: »Amor Dei non invenit sed creat suum diligibile. Amor hominis fit a suo diligibili.«⁵⁷ Der Unterschied zwischen dem zur Natur des Menschen gehörenden amor hominis und dem – von Luther auch als »amor crucis ex cruce natus«⁵⁸ bezeichneten – amor Dei ist von Luther zweifellos scharf herausgearbeitet worden. Aber daß der eine amor den anderen ausschließt, sollte man dem Reformator nicht unterstellen. Es ist auch keineswegs nur der durch die Sünde pervertierte amor hominis, von dem gilt: fit a suo diligibile. Er gehört vielmehr zu den von Gott gegebenen und deshalb theologisch auf keinen Fall zu denunzierenden natürlichen Bedürfnissen des Menschen. Die Ursache dafür, daß eine junge Frau einen Mann und ein Mann eine Frau *begehrt*, »liegt darin: Kinder zu zeugen ist der Natur genauso tief eingepflanzt wie Essen und Trinken. Darum hat Gott uns den Leib, die Glieder, die Adern, den Samenerguß und alles, was dazugehört, gegeben und eingesetzt. Wer das nun abwehren und nicht zulassen will, was die Natur will und muß, was tut der anderes als zu verhindern, daß die Natur Natur sei?«.⁵⁹ Man wird, wenn man den amor hominis bis in seine sexuelle Dimension hinein als Werk *des Schöpfers* zu würdigen hat, ihn mit jener *schöpferischen* Liebe Gottes, die aus häßlichen Sündern schöne Menschen macht,⁴⁰ doch wohl so zusammendenken müssen, daß bei aller noch so großen Unterschiedenheit zwischen beiden eine noch größere Gemeinsamkeit beider erkennbar wird. Der amor Dei hat zumindest weltliche Entsprechungen. Und es hätte Anders Nygren doch nachdenklich machen sollen, daß auch in einem so »weltlichen« Text wie *Robert Musils* Roman *Der Mann ohne Eigenschaft*⁴¹ dies immerhin als Frage erörtert wird: »Liebt man nun etwas, weil es schön ist, oder wird es schön, weil es geliebt wird?«⁴² Kurzum:

Die Luther-Interpretation des Lutheraners Nygren ist in ihrer Argumentation päpstlicher als der Papst – pardon: lutherischer als Luther selbst. Ihr Anspruch, genuin reformatorisch zu votieren, ist unhaltbar.

Übrigens hat selbst der auf die Unterscheidung von *Eros* und *Agape* eisern bestehende Karl Barth im Blick auf die Nygrensche Wahrnehmung des Verhältnisses von *Eros* und *Agape* kritisch von »überschärften Augen« geredet und der liebevollen Darstellung des *Eros* durch Heinrich Scholz⁴⁵ gegenüber Nygrens Aufstellungen wenigstens »halblaut« den Vorzug geben zu müssen gemeint.⁴⁴ Barth kennt denn auch trotz aller notwendigen Unterscheidung einen dem *Eros* und der *Agape* »gemeinsamen Ort ... von dem sie beide herkommen«,⁴⁵ so daß schließlich im Blick auf das Verhältnis von *Eros* und *Agape* dann doch »ein versöhnliches Wort das letzte sein« kann und muß.⁴⁶ Um so merkwürdiger mutet allerdings Barths in anderem Zusammenhang aufgestellte Behauptung an: »Agape verhält sich zu Eros wie Mozart zu Beethoven. Was gäbe es da zu verwechseln?«⁴⁷ Wir wollen nicht fragen, was Mozart dazu sagen würde.

In der sich von den Lutheranissimi emanzipierenden, also genuin reformatorisch orientierten evangelischen Theologie werden jedenfalls jene Sätze der päpstlichen Enzyklika Zustimmung finden, die einen radikalen Gegensatz von *Eros* und *Agape* bestreiten und statt dessen dafür plädieren, daß »im letzten ... ›Liebe‹ eine einzige Wirklichkeit« sei, die allerdings »verschiedene Dimensionen« hat.⁴⁸ Dann drängt sich allerdings die Frage auf, inwiefern das wahre Wesen von Liebe sich gerade in der »rechte[n] Einheit« der »unterschiedlichen Dimensionen« verwirklicht?⁴⁹ Verspricht *Eros* »die große Verheißung des Glücks«⁵⁰ zu verwirklichen, und verspricht *Agape*, den Menschen selig zu machen, dann kann man dieselbe Frage auch so formulieren: Was hat des Menschen Glück mit seiner Seligkeit zu tun?

8. *Das mysterium caritatis als mysterium trinitatis*

Die Enzyklika gibt zur Beantwortung dieser Frage einen entscheidenden Hinweis. Benedikt XVI. schreibt: »Wenn *Eros* zunächst vor allem verlangend ... ist – Faszination durch die große Verheißung des Glücks – so wird er im Zugehen auf den anderen immer weniger nach sich selber fragen, immer mehr das Glück des anderen wollen, immer mehr ... sich schenken, für ihn da sein wollen.«⁵¹ Demnach hätte der *Eros* in seinem unverstellten Wesen *dieselbe Struktur* wie die *Agape*: eine Struktur, die ich vorhin bereits auf die Formel gebracht habe, daß sich inmitten noch so großer Selbstbezogenheit eine immer noch größere Selbstlosigkeit ereignet.⁵² Und das ist auch die Strukturformel, die dem neutestamentlichen Satz *Gott ist Liebe* zugrunde liegt. Daß ein liebendes Ich inmitten noch so großer Selbstbezogenheit einer immer noch größeren Selbstlosigkeit fähig ist und diese Fähigkeit auch »realisiert« – das ist das eigentliche Mysterium der Liebe, das nur die Liebenden selbst verstehen und das ihnen um so geheimnisvoller wird, je intensiver sie sich lieben. Der Satz *Deus caritas est* will dieses Mysterium der Liebe weder exklusiv für die Liebe zwischen Mensch und Mensch noch exklusiv für das trinitarische Selbstverhältnis Gottes reklamiert wissen. Vielmehr gilt: »Im Ereignis der Liebe teilen Gott und Mensch dasselbe Geheimnis.«⁵³ Denn im Ereignis der Liebe entsprechen die einander liebenden Menschen dem Sein des dreieinigen Gottes, der ganz und gar und restlos Liebe ist.

Die Enzyklika rekurriert ihrerseits auf das *mysterium trinitatis*, indem sie – in johanneischer Sprache – auf Jesus Christus als »fleischgewordene Liebe Gottes« zu sprechen kommt und damit das thematisiert, was Luther den amor crucis genannt hatte. Und der protestantische Leser wird denn auch sofort an Luthers theologia crucis erinnert, wenn er liest, daß im Kreuzestod Jesu Christi »sich jene Wende Gottes gegen sich selbst« vollzogen hat, in der Gott »sich verschenkt, um den Menschen ... zu retten – Liebe in ihrer radikalsten Form«,⁵⁴ Daß von einer »Wende Gottes gegen sich selbst« die Rede ist, erinnert an den von Goethe in *Dichtung und Wahrheit* zi-

tierten »unheimlichen Spruch«: »Nemo contra deum nisi deus ipse«⁵⁵ – ein Satz, dessen Ursprung man in der Theologie Luthers vermutet hat, ohne ihn dort allerdings verifizieren zu können.

Wichtiger ist indessen, daß die Enzyklika behauptet, vom amor crucis her »definieren« zu können, »was Liebe ist«.⁵⁶ Eine zünftige Definition erfolgt dann allerdings nicht. Doch dem sensiblen Leser ist klar, daß es genau jene die eigene Selbstbezogenheit überbietende Selbstlosigkeit – »Wende Gottes gegen sich selbst« – ist, die als Kurzdefinition der Liebe in Betracht kommt.

Trinitarisch ist die Gott als Liebe aussagende Definition insofern, als Gott schon in der immanenten Gemeinschaft von Vater, Sohn und Geist – alius, alius, alius – das Anderssein in sich selbst bejaht, diese Gemeinschaft gegenseitigen Andersseins aber so zur Geltung bringt, daß die dem Menschen zugute kommende Selbstlosigkeit Gottes dessen trinitarische Selbstbezogenheit, ohne sie zu problematisieren, überbietet. Die »immanente Trinität« kommt in der »ökonomischen Trinität«, der sich liebevoll auf sich selbst beziehende dreieinige Gott kommt in der Geschichte, in der Gott sich als Schöpfer, Versöhner und Erlöser seinem Geschöpf zuwendet, an sein Ziel.

Der sich selbst liebende dreieinige Gott und der sein Geschöpf – sein *sündiges* Geschöpf! – liebende Gott *widersprechen* sich also in der »Wende Gottes gegen sich selbst« keineswegs: non aliud! Vielmehr gilt: Gerade in diesem radikalen Vollzug seiner Liebe *entspricht* Gott sich selbst. So interpretiert jedenfalls der durch Augustinus, Luther und Karl Barth belehrte evangelische Theologe die Aussagen des Papstes. Und er tut es mit dem Anspruch, die päpstliche Enzyklika mit einiger Genauigkeit gelesen zu haben.

9. Die sakramentale Selbstvermittlung der fleischgewordenen Liebe Gottes

Die Enzyklika legt Wert darauf, daß die in Jesus Christus »fleischgewordene Liebe Gottes« ihre Adressaten auch wirklich erreicht. Deshalb wird die christologische Verifikation der sich verschenkenden

Liebe Gottes nicht auf das *extra nos* geschehene Heilsgeschehen *illic et tunc* beschränkt. Zum amor crucis gehört vielmehr nach Auffassung Benedikts XVI. dessen *sakramentale Selbstvermittlung*. Dem Ereignis liebevoller »Hingabe hat Jesus bleibende Gegenwart verliehen durch die Einsetzung der Eucharistie«, in der der ewige »Logos wirklich Speise für uns« wird. Dabei wird die Eucharistie als ein Geschehen interpretiert, in dem wir »nicht nur statisch den inkarnierten Logos« empfangen, sondern »in die Dynamik seiner Hingabe hinein genommen« werden. So wird aus »dem Gegenüber zu Gott ... durch die Gemeinschaft mit der Hingabe Jesu ... Vereinigung« mit Gott.⁵⁷

Die alte Kontroverstheologie hätte diese Äußerungen sofort zum Anlaß genommen, den garstigen breiten Graben zu beschwören, der evangelische und römisch-katholische Theologie voneinander trennt und for ever and ever zu trennen scheint. Und die vom Papst gewählten Formulierungen scheinen ja ihrerseits auf Abgrenzung gegenüber einer Sakramentsauffassung bedacht zu sein, die pointiert darauf besteht, daß die Glaubenden im sakramentalen Geschehen Empfangende und nur Empfangende sind. Das bisher konstatierte ökumenische Einverständnis droht nun doch zu zerbrechen.

Doch schon Goethes Faust hielt es für angebracht, sich selber zu ermahnen: »daß Deine Feder sich nicht übereile!«

Der junge, Augustins *De civitate* studierende Martin Luther hatte in den Spuren Augustins bereits den Tod Christi selber als sakramentales Geschehen verstanden,⁵⁸ in dem durch ebendiesen Tod des Gottessohnes der Tod getötet wird.⁵⁹ Hätte das Sein Jesu Christi, hätte sein Tod keinen sakramentalen Charakter, dann bliebe sein Leben bei ihm und würde uns nichts helfen. So Luther etwa dreizehn Jahre später.⁶⁰ Und daß das Leben Jesu Christi uns zugute kommt, expliziert Luther im selben Zusammenhang mit der Erklärung: der Glaubende dürfe sich darauf verlassen, daß Christus mit seinem Tun und Leiden »deyn eygen sey«: er dürfe sich darauf so sehr verlassen, »als hättest du es getan, ja als wärest du derselbige Christus. Siehe ..., das ist das große Feuer der Liebe Gottes zu uns; davon wird das Herz und Gewissen froh ...«. ⁶¹

Auch nach Luther weiß sich also der Glaubende »in den Hingabeakt Jesu« hineingezogen,⁶² so daß man – zumindest halblaut – mit der Enzyklika von einer »Mystik« des sakramentalen Geschehens reden könnte. Dabei muß allerdings glasklar bleiben, daß die Glaubenden durch ein solches Hineingezogenwerden »in den Hingabeakt Jesu« in keiner Weise aktiv an ihrer Rechtfertigung beteiligt sind, sondern daß sie in der »Gemeinschaft mit der Hingabe Jesu«, also in der »Gemeinschaft mit seinem Leib und Blut« und der dadurch bewirkten »Vereinigung« mit Gott⁶⁵ *Empfangende und nur Empfangende* sind. Daß die Enzyklika dies auszusprechen entweder für überflüssig oder aber für theologisch unangemessen hält, zeigt, daß hier weiterhin ökumenischer Klärungsbedarf besteht.

Dies um so mehr, als doch gerade der Erkenntnis, daß das sakramental zu verstehende Ereignis des amor crucis uns zu Empfangenden macht, die der Enzyklika so wichtigen Einsicht entspringt, daß »das ›Gebot‹ der Liebe überhaupt nur möglich« ist, weil »Liebe ... zuerst geschenkt wird.«⁶⁴ Die *Zwanglosigkeit* des Liebesgebotes, an der der Enzyklika so sehr gelegen ist, ergibt sich aus der recht verstandenen sakramentalen Dimension der sich im Tode Christi hingebenden Liebe Gottes ganz von selbst. Denn wenn der Mensch Gott selbst empfangen hat, dann wird der derart Beschenkte »mit Lust« zum Täter der Liebe.⁶⁵ Und insofern kann auch der evangelische Christ der päpstlichen Enzyklika vorbehaltlos zustimmen, wenn sie, den *sozialen* Charakter der Eucharistie herausstellend, erklärt: »Ich kann Christus nicht allein für mich haben.«⁶⁶ Mein Lehrer Ernst Fuchs hat denselben Gedanken auf die Formel gebracht: »Der deus pro me ist der deus pro te.«⁶⁷

10. Das die Liebe Gottes darstellende Handeln

Von dieser schon im souveränen Indikativ der sich verschenkenden Liebe gegebenen sozialen Dimension des Evangeliums her leuchtet auch unmittelbar ein, daß in der gottesdienstlichen Feier »Glaube, Kult und Ethos ... eine einzige Realität« bilden und die »übliche

Entgegensetzung von Kult und Ethos ... hier einfach dahin« fällt.⁶⁸ Paulus hat aus diesem Grund die gläubige Existenz, die in der Liebe werktätig wird und sich so im Alltag der Welt bewährt, ebenfalls als Gottesdienst – nämlich als »vernünftigen Gottesdienst« – bezeichnet (Röm 12,1) und dadurch auch terminologisch zum Ausdruck gebracht, wie sehr »Glaube, Kult und Ethos ... ineinander«greifen, wenn es zur »Begegnung mit Gottes *Agape*« kommt.⁶⁹

Und so ist es denn auch plausibel, daß – wie die Enzyklika formuliert – »Gottes- und Nächstenliebe verschmelzen«.⁷⁰ Luther hat es bis in den Wortlaut hinein genauso gesagt, wenn er im Blick auf das Gebot der Gottesliebe und das Gebot der Nächstenliebe behauptet: »Also schmelzet Gott die zwei Gebote ineinander, daß es gleich ein Werk, eine Liebe ist.«⁷¹

In der nachreformatorischen evangelischen Christenheit hat man allerdings gerade die Paulinische Rede vom vernünftigen Gottesdienst im Alltag der Welt oft dahingehend mißverstanden, daß in der »Heiligung« des »persönlichen, häuslichen, beruflichen Lebens« des Christen »sich der Zweck seines Daseins erschöpft«. Die gottesdienstliche Feier indessen soll keine andere Funktion haben, als »den Christen zu diesem Ziel zu führen oder auf dem Weg dahin zu erhalten«. So beschrieb am Anfang des vorigen Jahrhunderts *Julius Smend* die unter den evangelischen Christen herrschende Auffassung, um sie dann allerdings – im Rückgriff auf Schleiermacher – als »völlige Unterordnung der Religion unter die Sittlichkeit«, ja als »Beugung des Gottesdienstes unter die Tyrannei der Ethik« scharf zu kritisieren.⁷²

Die Situation hat sich seitdem grundlegend geändert. Man hat den – von Schleiermacher besonders präzise herausgearbeiteten – *darstellenden* Charakter des gottesdienstlichen Handelns in Predigt und Sakrament wiederentdeckt, den schon Luther im Sinne hatte, als er behauptete, der wahre Gottesdienst vollziehe sich da, wo man Gottes Werke unter uns wirken läßt.⁷³ Das gottesdienstliche Handeln der Kirche entspringt demnach einer – dem Verhalten Marias entsprechenden – kreativen Passivität, durch die die darzustellenden Werke Gottes zur Wirkung kommen. Das *darstellende* Handeln selber ist

aber – im Unterschied zum darzustellenden Handeln Gottes – gerade kein *bewirkendes* Handeln. Indem es *nur darstellendes* Handeln ist, bleibt Gott selbst und er allein *der Wirkende*.

Das darstellende Handeln der gottesdienstlichen Gemeinde versetzt allerdings die den Gottesdienst feiernden Glaubenden ihrerseits in jene kreative Passivität des Empfangens, aus der dann das *bewirkende* Handeln der Christen hervorgeht, das Paulus als vernünftigen Gottesdienst im Alltag der Welt bezeichnet hatte. In der Tat: »Die übliche Entgegensetzung von Kult und Ethos fällt hier einfach dahin.«

Man wird das allerdings nicht nur von der Eucharistie, man wird das vom ganzen Gottesdienst behaupten müssen, in dem die christliche Gemeinde ja auch als *ecclesia audiens* und als *ecclesia docens*, also als hörende und predigende Kirche präsent ist. Daß diese Dimension des gottesdienstlichen Geschehens in der Enzyklika – jedenfalls in diesem Zusammenhang – sozusagen übersprungen wird,⁷⁴ befremdet den evangelischen Leser. Dies um so mehr, als die Enzyklika doch selber darauf besteht, daß es der *Logos* ist, der in der Person Jesu Christi »Speise für uns geworden« ist.⁷⁵ »Speise für uns« ist der fleischgewordene *Logos* auch, wenn er in der Gestalt der Predigt dargestellt und dargeboten wird. Man kann es auch so sagen: Nicht nur die Eucharistie, sondern auch die *viva vox evangelii* hat sakramentalen Charakter, läßt also das, wovon die *Rede* ist, im Herzen der Glaubenden *Wirklichkeit* werden. Blendet man diese Dimension des gottesdienstlichen Geschehens nicht aus, stuft man es auch nicht zu einer defizienten Weise des gottesdienstlichen Geschehens herab, dann kann die päpstliche Enzyklika von protestantischer Seite auf ökumenisches Einverständnis rechnen. Und daß diese Erwartung berechtigt ist, ist insofern wohlbegründet, als auch die Enzyklika auf das *gesprochene Wort*, nämlich auf die *Gleichnisse Jesu* rekurriert.⁷⁶ Was wäre auch die Liebe ohne die Sprache der Liebe? Und ist es nicht auch in der Eucharistie das zu den Elementen von Brot und Wein hinzutretende *verbum promissionis*, das das Sakrament konstituiert? Hat Augustinus nicht recht, wenn er behauptet: »Accedit verbum ad elementum ›et fit sacramentum, etiam ipsum tamquam visibile verbum«?⁷⁷

11. Ganz machende Liebe

Wenn das fleischgewordene Wort Gottes »die fleischgewordene Liebe Gottes« ist und wenn dies im gottesdienstlichen Geschehen so zur Darstellung kommt, daß die Glaubenden Liebende »im Vollsinn des Wortes« *Liebe* werden, dann wird der sich unentwegt zerstreue Mensch zum *totus homo*. In diesem Sinne erklärt die Enzyklika: »Zur Reife der Liebe gehört es, daß sie ... den Menschen sozusagen in seiner Ganzheit integriert.«⁷⁸ Und zur Ganzheit des Menschen gehört, daß der Mensch *hört*, also ein *angesprochenes* und stets aufs neue *anzusprechendes* Wesen ist. Gerade das ihn auf Gottes »fleischgewordene Liebe« ansprechende Wort ermöglicht es dem Glauben, den anderen Menschen »nicht mehr bloß mit meinen Augen ... anzusehen, sondern aus der Perspektive Jesu Christi heraus«.⁷⁹ Erst dieser Perspektivenwechsel, der es dem menschlichen Ich ermöglicht, von sich selbst abzusehen, erst die Wahrnehmung des anderen Menschen und des eigenen Ichs aus der Perspektive Jesu Christi konstituiert die Ganzheit des Menschen – sagt Benedikt XVI. und kann sich in dieser Hinsicht wiederum der Zustimmung reformatorischer Theologie gewiß sein.

Dabei ist allerdings vorausgesetzt, daß der Mensch – wie der dreieinige Gott, dessen Ebenbild er ist – ein *beziehungsreiches* Wesen ist, daß mithin auch seine Ganzheit *in praedicamento relationis* begriffen zu werden verlangt. Das Ich in seiner Ganzheit ist mehr als nur Ich. Es begreift sich selbst als Teil der Menschheit, ohne die das menschliche Ich nur ein Torso bliebe. Die Enzyklika betont denn auch, daß die Liebe des väterlichen Gottes »die Menschheit ... zu einer einzigen Familie machen will« und daß »alles Handeln der Kirche Ausdruck« ebendieser »Liebe« ist, »die das ganzheitliche Wohl des Menschen anstrebt«.⁸⁰

Ob es zum ganzheitlichen Wohl des Menschen – und der Menschheit! – nicht auch gehören kann, daß zwei einander liebende Menschen auf Grund einer gewissenhaften und also auch vor Gott zu vertretenden Entscheidung sich empfängnisverhütender Mittel bedienen, diese sich weltweit individualethisch und sozialetisch mit

großer Dringlichkeit – Aids! – stellende Frage erörtert die Enzyklika leider nicht.

Die an der »fleischgewordenen Liebe Gottes« partizipierenden Gläubenden bezeugen diese Liebe durch ihr individuelles und durch ihr gemeinsames – kirchliches – Handeln, das seinerseits liebevolles Handeln oder, wie die Enzyklika formuliert, »Liebesdienst« ist.⁸¹ Von diesem christlichen Liebesdienst handelt der zweite Teil der Enzyklika, die den »Dienst der Liebe« zusammen mit der »Feier der Sakramente« und der »Verkündigung von Gottes Wort« als den »dreifachen Auftrag« begreift, in dem sich das »Wesen der Kirche« ausdrückt.⁸²

12. Der Dienst der Liebe

Dieser »Dienst der Liebe« kennt allerdings keine Grenzen. Er vollzieht sich innerhalb der Kirche an deren Gliedern, aber eben – der »Universalität der Liebe« entsprechend⁸³ – auch extra muros ecclesiae, und zwar ohne »Mittel für das« zu »sein, was man heute als Proselytismus bezeichnet. Die Liebe ist umsonst; sie wird nicht getan, um damit andere Ziele zu erreichen.«⁸⁴

Extra muros ecclesiae tritt der »Liebesdienst«⁸⁵ der Christen dem politischen Bemühen um eine »gerechte Ordnung der Gesellschaft und des Staates«⁸⁶ zur Seite, an dem die Kirche, die »Autonomie des weltlichen Bereichs«⁸⁷ respektierend, »auf dem Weg der Argumentation«, also mit dem Geltendmachen von Vernunftgründen, und durch »Gewissensbildung in der Politik«⁸⁸ ebenfalls beteiligt ist. Dies aber, ohne dadurch den Liebesdienst der Kirche überflüssig zu machen. Dieser bleibt vielmehr das »opus proprium« der Kirche,⁸⁹ auf das der durch leibliche und seelische Not bedrohte Mensch angewiesen ist und das »auch in der gerechtesten Gesellschaft« notwendig bleibt.⁹⁰ Eine Ideologie, die die gesellschaftspolitische Ausstrahlung des christlichen Liebeshandelns als »systemstabilisierend denunziert«, wird von der Enzyklika zu Recht als »eine Philosophie der Unmenschlichkeit« bezeichnet, die den »jetzt lebende(n)

Mensch(en) ... dem Moloch Zukunft« zu opfern verlangt. Das Gute will jeweils *jetzt* getan werden, und zwar »unabhängig von Parteistrategien und -programmen«, aber auch unabhängig von irgendeinem anderen – und sei es noch so frommen – Ziel. Deshalb fällt es der christlichen Liebe auch niemals ein, auf karitative Weise »dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen ... Der Christ weiß, wann es Zeit ist, von Gott zu reden, und wann es recht ist, von ihm zu schweigen und nur einfach die Liebe reden zu lassen«. Und so gilt denn gegenüber sowohl den unfrommen wie gegenüber den scheinbar frommen Versuchen, die Liebe zu instrumentalisieren, der treffende Satz: »Das Programm des Christen ... ist das ›sehende Herz«⁹¹

Das sehende Herz aber weiß, daß dem der Liebe bedürftigen Menschen noch anderes notwendig ist »als bloße Aktion«. Die Enzyklika sagt es in einer – hoffentlich auch die caritativen »Aktionisten« – überzeugenden Weise, wenn sie konstatiert: »Ich muss dem anderen ... nicht nur etwas von mir, sondern mich selbst geben«. Und sie interpretiert wohltuend nüchtern, was das heißt: nämlich – nicht mehr, aber auch nicht weniger als – bei dem der Liebe Bedürftigen mit der eigenen Person anwesend zu sein.⁹² Und weil das auch der gerechtfertigte Sünder aus eigener Kraft nur selten vermag, betont die Enzyklika die Ponderabilität des Gebetes.⁹³ Ja, sie ist selber eine eindringliche Ermutigung zum Gebet.

Ermutigenden Charakter hat die Enzyklika aber auch im Blick auf jene Zwiesprache mit Gott, die der *angefochtene* Glaube sucht. Dazu gehört die im Blick auf die vielen grauenhaften Ereignisse in der doch von Gott regierten Weltgeschichte sich aufdrängende, auch den Christen bedrängende Frage, »warum Gott« in solchen schrecklichen Ereignissen »seinen Arm zurückhält, anstatt einzugreifen«?⁹⁴ Hätte man die Enzyklika auch in dieser Hinsicht zur Kenntnis und ernst genommen, dann wäre die sich Benedikt XVI. in Auschwitz aus einem angefochtenen Herzen aufdrängende Frage, warum *Gott* damals geschwiegen habe, auf mehr Verständnis gestoßen und dann hätte sich die in den auf political correctness bedachten Medien sofort erhebende Kritik an dieser Frage wirklich erübrigt. Der Papst

hat eine genuin biblische Frage gestellt. Wer das kritisiert, sollte sich daran erinnern, daß der Papst ein Christ ist.

13. Summa

Die sehr differenziert argumentierenden Ausführungen der Enzyklika über »Gerechtigkeit und Liebe« und über das »spezifische Profil der kirchlichen Liebestätigkeit« sind so etwas wie die Kurzfassung einer päpstlichen »Zwei-Reiche-Lehre«, die auch der Lutheraner nicht nur mit lebhafter Zustimmung, sondern mit theologischem Gewinn liest und die – wichtiger noch! – auch den Atheisten nachdenklich zu machen vermag.

Insofern ist die erste Enzyklika des derzeitigen Papstes eine über den von ihm selbst genannten Adressatenkreis – Bischöfe, Priester, Diakone, gottgeweihte Personen und alle Christgläubigen – hinausreichende urbi et orbi geltende Kundgebung und also selber ein nicht nur für die Glaubenden glaubwürdiges *vestigium caritatis*.

Und da diese Liebe nach Auffassung der Enzyklika »die im Glauben gründende und von ihm geformte Liebe«⁹⁵ ist, im Blick auf das Verhältnis von Glauben und Liebe aber, wie ich zu zeigen versucht habe, ein erstaunlich weitreichendes und tiefgreifendes ökumenisches Einverständnis existiert, darf denn doch gefragt werden, wann es wohl an der Zeit ist, eine von Jesus Christus selbst initiierte und ebendeshalb schon präsenste ökumenische *φιλία* auch amtlich wahrzunehmen und dann daraus die ekklesiologischen Konsequenzen zu ziehen. *tempus fugit* ... Oder etwas biblischer formuliert (vgl. Kol. 4, 5): *in sapientia ambulate [non solum] ad eos, qui foris sunt, tempus redimentes* ...

Anmerkungen

- 1 BENEDICTI PP. XVI | SUMMI PONTIFICIS | LITTERAE ENCYCLICAE | *DEUS CARITAS EST* | EPISCOPIIS | PRESBYTERIS ET DIACONIS | VIRIS ET MULIERIBUS CONSECRATIS | OMNIBUSQUE CHRISTIFIDELIBUS LAICIS | DE CHRISTIANO AMORE. Ich beziehe mich in der Regel auf die deutsche Fassung: Enzyklika *DEUS CARITAS EST* von Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 171. Herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2006. Vermutlich wird der deutsche Papst die Enzyklika zunächst auf deutsch niedergeschrieben haben, so daß diese Fassung mit dem Urtext identisch sein dürfte. Allerdings differieren die lateinische und die deutsche Fassung bereits im Titel der Enzyklika.
- 2 *M. Luther*, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, WA 6, 461, 2f. Ich gebe die Texte Luthers in der Regel leicht modernisiert wieder.
- 3 Vgl. *M. Luther*, Vorrede zum 1. Bande der Wittenberger Ausgabe der deutschen Schriften 1539, WA 50, 658ff.
- 4 Nr. 17, a.a.O. 25.
- 5 So kann man es bei Ludwig Feuerbach lesen. Vgl. *L. Feuerbach*, Das Wesen des Christentums, Ausgabe in zwei Bänden, herausgegeben von *W. Schuffenhauer*, Band 1, 1956, 108f.: »Wie Gott sich selbst aufgegeben aus Liebe, so sollen wir auch aus Liebe Gott aufgeben; denn *opfern wir nicht Gott der Liebe auf, so opfern wir die Liebe Gott auf* ...«. Feuerbach will denn auch den zwischen Gott und Mensch *unterscheidenden Glauben* der Gott und Mensch *identifizierenden Liebe* geopfert wissen.
- 6 *F.D.E. Schleiermacher*, Über seine Glaubenslehre an Dr. Lücke. Zweites Sendschreiben. KGA 1. Abt. Bd. 10, 1990, 350f.
- 7 Die evangelischen Christen hätten, wenn sie denn ihrerseits auf eine böswillige Rezeption der Regensburger Vorlesung des Papstes bedacht wären, sehr viel mehr Anlaß zum Protest als die Muslime.
- 8 Nr. 18, a.a.O. 27.
- 9 Nr. 17, a.a.O. 26. Vgl. *A. Augustinus*, Confessiones III,6,11; CChr. SL 27, 32.
- 10 *M. Luther*, Predigt am 9. Juni 1532, WA 36, 424, 17-19 und 425, 13.
- 11 *J. Opsomer*, Eros in Plutarchs moralischer Psychologie, in: *Plutarch*, Dialog über die Liebe, SAPERE X, 2006, 211.
- 12 Nr. 2, a.a.O. 7.
- 13 Ebd., a.a.O. 7.
- 14 Nr. 5, a.a.O. 10.

- 15 Ebd., a.a.O. 10.
- 16 Nr. 4, a.a.O. 9.
- 17 Nr. 5, a.a.O. 10.
- 18 Nr. 4, a.a.O. 9.
- 19 Nr. 5, a.a.O. 10.
- 20 Ebd., a.a.O. 11.
- 21 Ebd., a.a.O. 11.
- 22 Nr. 6, a.a.O. 12. Wäre es nicht angemessen, hier ein »nur« einzufügen, also: Ekstase nicht nur im Sinn des rauschhaften Augenblicks? Denn nicht nur die erotische Liebe zweier Menschen, sondern auch die dem Glauben entspringende Liebe zwischen einem menschlichen Ich und dem dreimal heiligen Gott kann doch auch etwas von einem »rauschhaften Augenblick« haben, der seit Platon aus der Geschichte des menschlichen Selbstverständnisses nicht mehr wegzudenken ist.
- 23 Nr. 5, a.a.O. 10.
- 24 Ebd., a.a.O. 11.
- 25 Nr. 6, a.a.O. 12.
- 26 Nr. 7, a.a.O. 13. In der lateinischen Fassung der Enzyklika heißt es etwas zurückhaltender: »*agape* tamquam amoris declaratio qui fide nititur eaque conformatur«.
- 27 So interpretiert *O. H. Pesch*, Hinführung zu Luther, ²1983, 161 treffend die These Luthers (Zirkulardisputation de veste nuptiali, WA 39/I, 318, 16f.): »fides est ipsa forma et actus primus [...]«. Vgl. auch *G. Ebeling*, Lutherstudien Bd. II, DISPUTATIO DE HOMINE. Dritter Teil. Die theologische Definition des Menschen. Kommentar zu These 20-40, 1989, 505.
- 28 *O. H. Pesch*, a.a.O. 175, bringt dieses Einverständnis mit dem Satz »Der Glaube ist Kraft zur Liebe« zum Ausdruck: »Er ist *nicht nur* Kraft zur Liebe und auch nicht *meine* Kraft zur Liebe, sondern Gottes Kraft zur Liebe in uns – aber Kraft zur Liebe«.
- 29 Immerhin hat schon *Augustinus* (De civ. Dei XIV, 28, CChrSL 48, 451) den bis zur Gottesverachtung reichenden amor sui, der die civitas terrena konstituiert, und den bis zur Selbstverachtung reichenden amor Dei, der die civitas caelestis konstituiert, im Sinne einer Alternative einander entgegengesetzt.
- 30 Die zweibändige schwedische Originalausgabe war bereits 1930 bzw. 1937 unter dem Titel *Den kristna kärkekstarken genom tiderna: Eros och agape* erschienen.
- 31 *U. von Wilamowitz-Moellendorff*, Platon. Sein Leben und seine Werke. ⁴1948, 305, Anm. 1.
- 32 Ebd.
- 33 A.a.O. 141.

- 34 Vgl. a.a.O. 142.
- 35 A.a.O. 568.
- 36 A.a.O. 570.
- 37 *M. Luther*, Heidelberger Disputation, WA 1, 365, 2f. = BoA 5, 391, 30f.
- 38 WA 1, 365, 13f. = BoA 5, 392, 10f.
- 39 *M. Luther*, Wider den falsch genannten geistlichen Stand ..., WA 10 II, 156, 17-21. Vgl. dazu *H. A. Oberman*, Luther. Mensch zwischen Gott und Teufel, 1982, 286-290.
- 40 Vgl. WA 1, 365, 11f. = BoA 5, 392, 7-9: »Ideo enim peccatores sunt pulchri, quia diliguntur, non ideo diliguntur, quia sunt pulchri«.
- 41 *R. Musil*, Der Mann ohne Eigenschaften, hg. v. A. Frisé, ¹⁰1999, Bd. 2, 1112.
- 42 Vgl. dazu *A. Käfer*, »Die wahre Ausübung der Kunst ist religiös«. Schleiermachers Ästhetik im Kontext der zeitgenössischen Entwürfe Kants, Schillers und Friedrich Schlegels, BzhTh 136, 2006, 291.
- 43 Vgl. *H. Scholz*, Eros und Caritas. Die platonische Liebe und die Liebe im Sinne des Christentums, 1929.
- 44 Vgl. *K. Barth*, KD IV/2, 837.
- 45 *K. Barth*, a.a.O. 839.
- 46 *K. Barth*, a.a.O. 849.
- 47 *K. Barth*, Einführung in die evangelische Theologie, 1962, 219.
- 48 Nr. 8, a.a.O. 15.
- 49 Vgl. Nr. 7, a.a.O. 14.
- 50 Ebd.
- 51 Ebd.
- 52 Vgl. *E. Jüngel*, Gott als Geheimnis der Welt. Zur Begründung der Theologie des Gekreuzigten zwischen Theismus und Atheismus, ⁷2001, 435 u.ö.
- 53 Vgl. *E. Jüngel*, a.a.O. 538.
- 54 Nr. 12, a.a.O. 20f.
- 55 *J. W. von Goethe*, Dichtung und Wahrheit, 4. Teil, 20. Buch, Weimarer Ausgabe Bd. 29, 1891, 177.
- 56 Nr. 12, a.a.O. 20f.
- 57 Nr. 13, a.a.O. 21.
- 58 WA 9, 18, 19f. = BoA 5, 3, 37-4, 1f.: »Crucifixio Christi Est sacramentum«.
- 59 WA 9, 18, 27f. = BoA 5, 4, 8ff.: »Ut Mors Christi redimat animam a morte, sic per mortem suam mortem momordit«.
- 60 *M. Luther*, Vorrede zur Kirchenpostille, WA 10 I/1, 11, 8f.: »Seyn leben bleybt bey yhm und hilfft dyr noch nichts«.
- 61 WA 10 I/1, 11, 14f.; 17-22.
- 62 Nr. 13, a.a.O. 21.
- 63 Ebd.

- 64 Nr. 14, a.a.O. 22.
- 65 Vgl. *M. Luther*, Von der Freiheit eines Christenmenschen, BoA 2, 24, 18 = WA 7, 34, 32.
- 66 Nr. 14, a.a.O. 22.
- 67 Vgl. *E. Fuchs*, Glaube und Erfahrung. Zum christologischen Problem im Neuen Testament, 1965, 201f. u.ö.
- 68 Nr. 14, a.a.O. 22.
- 69 Ebd.
- 70 Nr. 15, a.a.O. 23.
- 71 *M. Luther*, Predigten des Jahres 1526, WA 20, 514, 21f. In Rörers Nachschrift – a.a.O., 514. 2f. – heißt es: »Dilectio quam erga deum habeo, est eadem, quae est ad proximum.«
- 72 *J. Smend*, Der evangelische Gottesdienst. Eine Liturgik nach evangelischen Grundsätzen, 1904, 1 u. 8.
- 73 Vgl. *M. Luther*, Das Magnificat verdeutschet und ausgelegt, WA 7, 595, 34f. = BoA 2, 180, 10f.: »niemand dienet aber got, denn wer yhn lessit sein got sein und seine werck in yhm wircken«.
- 74 Die Enzyklika kommt erst später auf den kerygmatischen Auftrag der Kirche zu sprechen.
- 75 Nr. 13, a.a.O. 21.
- 76 Vgl. Nr. 15, a.a.O. 22f.
- 77 *A. Augustinus*, Io. ev. tr. 80, 3. CChr SL 36, 529. Zur unterschiedlichen Rezeption dieses Satzes in der Scholastik und bei Luther verweise ich auf meinen im Pontificio Ateneo S. Anselmo am 17. März 2005 vorgetragenen Text *Sakramentales Sein – in evangelischer Perspektive: Essere sacramentale in prospettiva evangelica. Testo tedesco a fronte. Collana Lectiones Vagagginiane 2, Cittadella Editrice, Assisi 2006*
- 78 Nr. 17, a.a.O. 25.
- 79 Nr. 18, a.a.O. 26.
- 80 Nr. 19, a.a.O. 29.
- 81 Ebd.
- 82 Nr. 25, a.a.O. 33.
- 83 Nr. 25, a.a.O. 33f.
- 84 Nr. 31, a.a.O. 47.
- 85 Nr. 19, a.a.O. 29.
- 86 Nr. 27, a.a.O. 36.
- 87 Nr. 28, a.a.O. 37.
- 88 Nr. 28, a.a.O. 38. Die Nähe zur fünften These der *Barmer Theologischen Erklärung* überrascht. Dort heißt es, daß der Staat »nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens ... für Recht und Frieden zu

sorgen« hat. Vgl. Evangelische Bekenntnisse. Bekenntnisschriften der Reformation und neuere Theologische Erklärungen. Teilband 2 1997, 262.

89 Nr. 29, a.a.O. 41.

90 Nr. 28, a.a.O. 39.

91 Nr. 31, a.a.O. 46f.

92 Nr. 34, a.a.O. 50.

93 Nr. 36, a.a.O. 51f.

94 Nr. 38, a.a.O. 53.

95 Nr. 7, a.a.O. 13.

ZWEITES KAPITEL
BERICHT ÜBER DIE ÖFFENTLICHE SITZUNG

1. BEGRÜSSUNG
UND BERICHT ÜBER DAS ORDENSJAHR

HORST ALBACH,
KANZLER DES ORDENS

Hochverehrter Herr Bundespräsident, lieber Schirmherr des Ordens Pour le mérite, sehr verehrter, lieber Herr Alt-Bundespräsident v. Weizsäcker, sehr verehrte Frau Köhler, lieber Herr Ministerpräsident Milbradt, Königliche Hoheit, Exzellenzen und Eminenzen, liebe Schülerinnen und Schüler aus Görlitz, verehrte Gäste, meine Damen und Herren! Ich entbiete Ihnen einen herzlichen Willkommensgruß.

Ich begrüße mit herzlichem Dank für ihr Kommen und mit tiefem Mitgefühl die Angehörigen derjenigen Ordensmitglieder, die der Tod uns im vergangenen Jahr genommen hat. Ich begrüße Sie, liebe Frau Windbichler, sehr herzlich. Wer Ihren Mann so lange gekannt hat wie ich, kann nur fassungslos vor der Tragik seines Todes stehen. Liebe Frau Ligeti, wir gedenken Ihres Mannes nicht nur in Worten von György Kurtág, sondern auch mit dem Werk Ihres Mannes »Hommage à Brahms«. Das ist ein Ausdruck dafür, wie sehr wir mit Ihnen trauern. Liebe Familie von Weizsäcker, unser Gedenken an Ihren Vater, Schwiegervater und Bruder kann den Verlust, den wir durch den Tod von Carl Friedrich von Weizsäcker erlitten haben, nicht in allen seinen Aspekten erfassen. Die Lektüre von Werner

Heisenbergs Buch »Der Teil und das Ganze«¹ hat mir dies erneut deutlich vor Augen geführt. Er war, im Jahre 1961 in den Orden gewählt, unser Senior in einem ganz besonderen und umfassenden Sinn. Ich danke Ihnen für Ihr Kommen.

Diese Öffentliche Sitzung des Ordens ist die 55. seit der Wiederbegründung des Ordens durch Bundespräsident Theodor Heuss. Die Sitzung steht im Zeichen der Musik. Das »Willkommen«, das Sie beim Einzug der Ordensmitglieder gehört haben, ist einer Kantate entnommen, die das Gründungsmitglied des Ordens Felix Mendelssohn-Bartholdy schrieb, und zwar im Auftrage des späteren ersten Kanzlers des Ordens, Alexander von Humboldt. Über die Geschichte dieser Kantate und ihre Bearbeitung für den Orden unterrichtet Sie der Text von Rainer Cadenbach im Programmheft. Ich möchte an dieser Stelle Herrn Professor Cadenbach und Herrn Rom sehr herzlich für diese Innovation für den Orden danken. Als Extrada haben wir im vergangenen Jahr den Ungarischen Tanz Nr. 5 von Johannes Brahms, der im Jahre 1887 Mitglied des Ordens wurde, sitzend gehört. Ich hoffe weiter darauf, daß eines unserer Ordensmitglieder eine Extrada für den Orden komponiert. Einstweilen haben wir auf Vorschlag von Professor Cadenbach als Extrada ein Werk von Wolfgang Amadeus Mozart gewählt. Mozart war natürlich nicht Mitglied des Ordens. Aber in einer kritischen Nachlese zum Mozartjahr berichtete uns unser Mitglied Ludwig Finscher, der im abgelaufenen Jahr den bedeutenden Balzan-Preis für sein Lebenswerk erhalten hat, gestern über den Stand der Mozart-Forschung.

Die Gedenkworte, die Dietrich Fischer-Dieskau für Elisabeth Leggeschwartzkopf geschrieben hat, lassen sich geradezu als eine Aufforderung verstehen, ihre Stimme erklingen zu lassen. Das wird geschehen mit zwei Aufnahmen aus den Jahren 1957 und 1966.

Den Gedenkworten von György Kurtág für György Ligeti folgt Ligetis »Hommage à Brahms«, gespielt von Saschko Gawriloff, Stefan Dohr und Ferenc Bognár, die ich sehr herzlich und dankbar begrüßen möchte.

Hochverehrter Herr Bundespräsident, meine Damen und Herren!
Die jährliche Öffentliche Sitzung des Ordens am Sitz des Bundes-

präsidenten in Berlin gibt ein eindrucksvolles, zugleich aber unvollständiges Bild vom Leben des Ordens und seiner Mitglieder. Das mag bemerkenswert erscheinen in einer Zeit, in der die Forderung nach immer mehr Transparenz sehr groß geschrieben wird. Nun braucht eine Institution wie der Orden nicht notwendigerweise jedem Trend der Zeit zu folgen. Gleichwohl habe ich im vergangenen Jahr eine Art »Geschäftsbericht« gegeben, wie Sie, Herr Bundespräsident, meine Begrüßung genannt haben. In meinem Bericht kam sicher eine Art »déformation professionnelle« zum Ausdruck. Ein Betriebswirt, der in seiner Forschung jährlich die Geschäftsberichte von rund 300 Industrieaktiengesellschaften ökonomisch analysiert hat, neigt dazu, selbst Geschäftsberichte zu liefern. Aber was ist ein Geschäftsbericht des Ordens, welcher der Forderung nach Transparenz Genüge täte? Wäre es eine Aufzählung aller Leistungen der Mitglieder des Ordens im abgelaufenen Jahr? Wäre es die Summe aller Ehrungen, welche die Mitglieder im vergangenen Jahr empfangen haben? Sicherlich wäre das eine Form von Transparenz, die Alexander von Humboldt Freude machen würde. Ihm ging es, so wird berichtet,² darum, »mit der wissenschaftlichen Leistung (der Mitglieder des Ordens, d.Vf.) in der breiten Öffentlichkeit den größtmöglichen »Spektakel« zu machen«.¹

Der Geschäftsbericht des Ordens ist sein Jahresband. Ihn vorzustellen und zu erläutern ist die Aufgabe des Kanzlers. Der Jahresband steht nicht nur Ihnen zur Verfügung. Wir wollen damit auch eine breitere interessierte Öffentlichkeit erreichen. Mit zwei Sonderdrucken aus dem Jahresband haben wir Schwerpunkte hervorgehoben. Ein Sonderdruck enthält die Rede von Ernst-Joachim Mestmäcker über »Europäische Prüfsteine der Herrschaft und des Rechts«, mit der der Orden die Besinnung zu »Fünfzig Jahre Euro-

1 Es gibt einen internen Jahresbericht 2006/2007, in dem die Ämter in Institutionen der Wissenschaftsförderung, Stiftungsprofessuren, Ehrendoktorate und Preise aufgeführt sind, welche die Mitglieder des Ordens im abgelaufenen Jahr erhalten haben. Diese Liste ist nicht vollständig, weil nicht alle Mitglieder Angaben machen, und sie beruht teilweise auf Presse-Auswertungen. Sie wird auf Wunsch vom Kanzler zur Verfügung gestellt.

päische Gemeinschaft« eröffnete. Der zweite gibt die interdisziplinäre Diskussion über »Arbeit und Beschäftigung« wieder. Der Jahresband 2006/2007 wird den Vortrag des früheren polnischen Außenministers und derzeitigen Abgeordneten im Europa-Parlament, unseres Mitglieds Bronisław Geremek, zu unserem Generalthema »Das deutsch-polnische Verhältnis« und die Diskussion darüber enthalten. Im Jahresband werden Sie auch die Gespräche mit den Bürgermeistern der beiden Städte Görlitz und Zgorzelec über ihre Zusammenarbeit und deren Zusammenwachsen in einem gemeinsamen Europa finden. Wir haben die Berichte der Görlitzer Schüler des zweisprachigen Augustum-Annen-Gymnasiums über die Begegnung mit zahlreichen Ordensmitgliedern aufgenommen. An dieser Stelle möchte ich den Leiter der Gruppe von Schülern aus Görlitz, die wir zu der heutigen Öffentlichen Sitzung eingeladen haben, Herrn Oberstudienrat Groch, mit seinen Schülern herzlich begrüßen. Wir denken sehr gerne an unsere Gespräche mit Ihnen zurück und freuen uns sehr darüber, daß Sie unserer Einladung gefolgt sind. Zu einem schönen informellen Bestandteil der Ordenssitzungen in Berlin sind die Begegnungen mit Stipendiaten der Studienstiftung des deutschen Volkes geworden. Ich möchte dem Präsidenten der Humboldt-Universität, Herrn Professor Marksches, sehr herzlich dafür danken, daß er nicht nur trotz laufenden Semesters die Räume für diese Gespräche zur Verfügung stellt, sondern sich auch persönlich für die Zusammenarbeit mit dem Orden einsetzt. Auch der Leiterin der Studienstiftung in Berlin, Frau Dr. Irrgang, gilt mein herzlicher Dank.

Wenn ein Ordensmitglied als einziger Protestant zu einer Diskussion über die erste Enzyklika Papst Benedikts XVI. »DEUS CARITAS EST« eingeladen wird und die Enzyklika »mit den Augen eines evangelischen Christenmenschen« liest, dann ist das nicht nur Grund, mit unserem Ordensmitglied Eberhard Jüngel darüber in einer Ordenssitzung zu sprechen, sondern auch Grund, die Öffentlichkeit an diesem Zeugnis des Ordenslebens teilhaben zu lassen. Sie finden den Sonderdruck seines Vortrags aus dem Jahresband 2006/2007 beim Ausgang im Foyer.

Im vergangenen Jahr hat Hans Magnus Enzensberger anlässlich des Mittagessens, das der Staatsminister für Kultur und Medien, Herr Neumann, für die Ordensmitglieder gibt, eine Tischrede gehalten. Ihr Titel lautete: »Kulturpolitik unter der Zirkuskuppel«. Sie ist nicht nur im Jahresband veröffentlicht worden, sondern fand als Wiederabdruck in einer bedeutenden deutschen Tageszeitung weite Verbreitung.

In diesem Jahr hat Günter Blobel bei dem gleichen Anlaß eine Tischrede über das Thema »Deutsche Kulturpolitik – von außen gesehen« gehalten. Günter Blobel lebt und arbeitet in den Vereinigten Staaten von Amerika. Darauf deutet der Teil des Titels »von außen« hin. Er ist der Öffentlichkeit nicht nur durch seinen Nobelpreis bekannt, sondern auch und vielleicht manchem vor allem durch sein außergewöhnliches Engagement beim Aufbau der Dresdner Frauenkirche und seinen persönlichen Einsatz zur Erhaltung des Weltkulturerbes »Elbtal«. Er plädierte sehr nachdrücklich für die »Tunnel-Lösung«.

Herr Bundespräsident, liebe Gäste! Dies war kein Geschäftsbericht. Es war aber auch kein »Spektakel«. Meine Begrüßung war vielmehr Ausdruck des Wunsches, Sie etwas am Leben des Ordens teilnehmen zu lassen und Ihnen für Ihr Interesse und Ihre Anwesenheit herzlich zu danken.

Anmerkungen

- 1 Heisenberg, Werner: Der Teil und das Ganze, München 1969
- 2 Biermann, Kurt-R.: Zum 150jährigen Jubiläum des Ordens Pour le mérite, Friedensklasse: Die Kanzlerschaft Alexander von Humboldts (vervielfältigtes Manuskript), S. 2

2. GEDENKWORTE

ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF

9. DEZEMBER 1915 – 3. AUGUST 2006



Elisabeth Legge Schwarzkopf

Gedenkworte für
ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF

von

Dietrich Fischer-Dieskau
gelesen von Hans Magnus Enzensberger

Die Lust des Umwandelns, des Interpretierens beherrschte ihr Leben. Nichts konnte Elisabeth Schwarzkopf davon abhalten, ihre einmal gewonnene Einsicht in der Wiedergabe deutlich zu machen und später an junge Menschen weiterzugeben. Unerbittlich und mit einer gewissen Härte hinterließ sie in den noch offenen Gemütern bleibende Eindrücke, deren Spuren es allenthalben zu entdecken gilt.

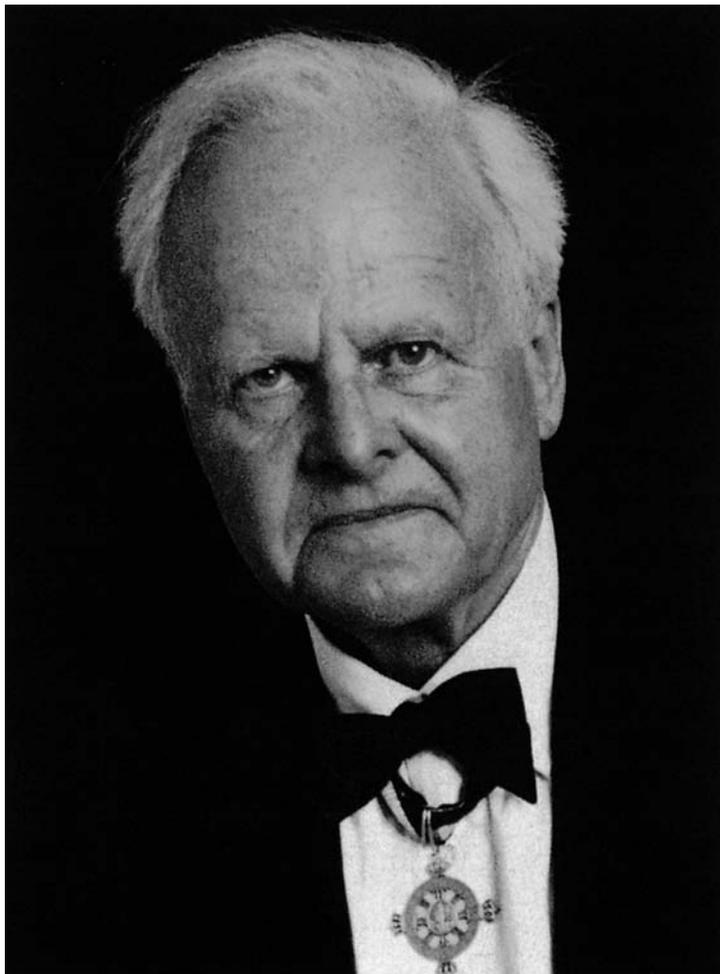
Als leichter Koloratur-Sopran fing sie einst an, als Zerbinetta in »Ariadne auf Naxos« oder Marie im »Waffenschmied« machte sie in Berlin auf sich aufmerksam, nicht weniger mit den vom Programm her so besonderen Liederabenden, bei denen sie Michael Raucheisen am Flügel begleitete. Alles das habe ich als Abiturient fiebernd in mich aufgenommen und den Krieg über nicht vergessen, zu einer Zeit also, in der sie längst mit ihrem Mann, dem englischen Platten-Produzenten Walter Legge, nach England ausgewichen war. Nicht lange nach dem Kriegsende und der Entlassung aus der Gefangenschaft sah ich sie wieder und konnte mich nicht wundern, daß sie ganz unter dem Einfluß ihres Mannes stand. Denn der war ein großer Liebhaber der Kunst Hugo Wolfs, Begründer der Hugo Wolf-

Society und seit den zwanziger Jahren an einer Biographie des österreichischen Meisters arbeitend, die nie vollendet wurde. Wolf, der penible Ausdeuter beim Vertonen von Gedichten der großen Lyriker des 19. Jahrhunderts, fand in Elisabeth Schwarzkopf seine vollkommene Interpretin. Und in alle ihre Opernrollen, so intelligent und vielseitig sie auch ausfielen, vornehmlich in solchen von Mozart oder Richard Strauss, floß etwas von dieser sensitiven, jedem Wort die ihm zugehörnde Klangfarbe gönnenden Singweise ein.

Zwar nicht immer nebeneinander auf dem Podium, aber doch in stetem Austausch und geradezu magisch gegenseitig angeregt, bewegten wir uns als Konzertierende wie als Schallplatten Aufnehmende in korrespondierendem Sinn, in gleicher Zielrichtung, nämlich dem Liederabend eine neue Aktualität zu sichern. Beide waren wir ebenso stark der Oper attachiert. Eine Marschallin, eine Ariadne, eine Gräfin im »Capriccio« und wer weiß wie vieles andere wir in dieser Qualität nie wieder hören. Fast mutet ihr Hinscheiden mitten aus pädagogischer Arbeit in hohem Alter wie ein Zeichen an, wie rasch es mit der Kultur einer Epoche zu Ende geht und wir uns in eine ungewisse Zukunft entlassen sehen. Der Begriff »Werktreue« verband sich bei ihr ungestört mit Phantasie und einem das Publikum unmittelbar gefangennehmenden Zugriff, wie er so dicht, so zwingend bei keiner ihrer Vorgängerinnen zu erleben war und sicher bei keiner nachfolgenden Künstlerin zu spüren sein wird. Besonders nicht bei all denen, die sich heute bemüßigt fühlen, das Konzertpodium zu einer Art Slowplace umzumodeln und konzentrierte Lautkunst in willkürlicher Bewegung und Aktion zu ersticken. Wie man sich nicht in den Vordergrund drängt und doch die Initiative vollkommenen Nachvollzugs eines Werkes nicht aus der Hand gibt, das sind Dinge, die bei den Jungen heute kaum mehr eine Rolle spielen oder auch nur gewußt werden. Also suchen wir auch ein Ringen darum vergebens. Denn Aufsehen gilt heute mehr als Einsehen. Was Wunder, wenn das Fehlen der Elisabeth Schwarzkopf, die den Begriff »Kunstlied« in Vollendung vertrat, schmerzlich empfunden wird, ob bewußt oder nicht.

CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER

28. JUNI 1912 – 28. APRIL 2007



С. Вейсман

Gedenkworte für
CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER

von
Hermann Haken

Herr Bundespräsident, sehr verehrte Angehörige von Herrn Carl Friedrich von Weizsäcker, meine Damen und Herren,

am 28. April 2007 verstarb unser Ordensmitglied Carl Friedrich von Weizsäcker. Mit ihm ist ein tiefer Denker und universal Gelehrter von uns gegangen. Er war nicht nur ein Wissenschaftler, der abstrakte Theorien entwickelte, sondern er wirkte auch aufgrund seiner tiefreligiösen Haltung und mit seiner Friedensforschung weit in das öffentliche und religiöse Leben hinein. Zu seiner adäquaten Würdigung bedürfte es sicher einer Vorlesung, wenn nicht sogar einer ganzen Vorlesungsreihe. Ich will hier aber einen Themenkreis herausarbeiten, der zeigt, welches Thema den jungen Carl Friedrich von Weizsäcker schon frühzeitig besonders prägte.

Im Leben von uns Menschen treten Ereignisse ein, die man oberflächlich als Zufall bezeichnen mag, die aber eine tiefgreifende Wirkung auf unser Leben besitzen. So war es auch mit Carl Friedrich von Weizsäcker, und ich stütze mich im Wesentlichen auf seine Lebenserinnerungen: Sein Vater, von Beruf Diplomat, war nach Kopenhagen versetzt worden. Dort brachte die Mutter von Carl Fried-

rich von Weizsäcker den 25jährigen Werner Heisenberg, den sie auf einer Veranstaltung kennengelernt hatte, ins Haus. Werner Heisenberg war eine Koryphäe auf dem Gebiet der Physik, hat er doch den Formalismus der Quantenmechanik entwickelt, die sich mit den Bewegungsmechanismen kleinster Teilchen, wie den Atomkernen und Elektronen, befaßt. Auf die sich hier auftuende bizarre Welt will ich gleich näher zu sprechen kommen. Heisenberg überzeugte den jungen Carl Friedrich von Weizsäcker, daß die theoretische Physik die Wissenschaft sei, die seine Fragen in der Astronomie beantworten könne. Als von Weizsäcker in Versuchung war, Philosophie zu studieren, meinte Heisenberg, um für das 20. Jahrhundert relevante Philosophie zu machen, müsse man Physik können. Physik könne man nur lernen, indem man sie ausübe. Auch bringe man Physik am besten vor dem 30., Philosophie am besten nach dem 50. Lebensjahr zuwege. Von Weizsäcker hat dann Physik und Philosophie studiert und später Professuren auf beiden Gebieten innegehabt.

Welche intellektuelle Herausforderung die bizarre Welt der Atome darstellt, sei an einigen Beispielen erläutert. Ein Elektron stellen wir uns ja gemeinhin als punktförmiges Teilchen vor. Dagegen gibt es aber auch Experimente, die zeigen, daß es sich wie eine Welle verhält, also in keiner Weise punktförmig. Läßt man Elektronen durch zwei Spalte fallen, so bilden sich auf einem dahinter aufgestellten Schirm Interferenzmuster aus, so wie wir sie von Wasserwellen her kennen. Stellen wir aber einen Teilchenzähler auf, so erzeugt jedes einzelne auftreffende Elektron eine lokalisierte Reaktion, tritt also als punktförmiges Teilchen auf. Wie kommt es, daß sich das Gebilde Elektron mal als Teilchen, mal als Welle manifestiert? Dies hängt von unserem Versuchsaufbau ab. Hier kommt also ein Aspekt herein, der früher in den Naturwissenschaften völlig übersehen worden war. Nach dieser alten Auffassung laufen die Prozesse in der Natur ohne Zutun des Menschen ab, d.h., ob wir einen Prozeß beobachten oder nicht. Nach der Quantentheorie spielt jetzt das Subjekt mit seinem Eingriff eine wesentliche Rolle. Dies wird insbesondere quantitativ durch die Heisenbergsche Unschärfe-Relation erfaßt, nach der man Ort und Geschwindigkeit (Impuls) nicht gleichzeitig belie-

big scharf messen kann, sondern diese sich in der Schärfe gegenseitig bedingen. Will ich ganz scharf die Geschwindigkeit messen, so kann ich nicht mehr den Ort feststellen und umgekehrt.

Ein anderes merkwürdiges Experiment wurde von Einstein, Podolski und Rosen vorgeschlagen. Erzeugt man zwei Teilchen gleichzeitig in einem sogenannten verschränkten Zustand, läßt dann die Teilchen auseinanderlaufen und mißt dann an einem der Teilchen seinen Zustand (der vorher, wie auch bei dem anderen Teilchen, unbekannt (»unbestimmt«) war), so ist damit auch der Zustand des anderen Teilchens, sei es auch noch so weit entfernt, bestimmt. Einstein sprach von spukartiger Fernwirkung und nutzte dies als Einwand gegen die Quantentheorie. Heute wissen wir, insbesondere durch die grundlegenden Experimente unseres Ordensmitglieds Anton Zeilinger, daß die Quantentheorie recht hat, ja sich sogar mit diesen Effekten technisch, z.B. bei der Kryptographie in der Telekommunikation, anwenden läßt.

Diese hier genannten Beispiele mögen veranschaulichen, wie die Quantenphysik einen philosophischen Geist, wie ihn Carl Friedrich von Weizsäcker besaß, herausforderte. Dabei entwickelte er tiefeschürfende Beiträge zur Quantenlogik. Konzepte wie etwa die Q-bits heutiger Quantencomputer erinnern stark an von Weizsäckers Ideen. Er beleuchtete in tiefsinniger Weise das Verhältnis zwischen Materie und Geist und warf die Frage auf, ob Materie nicht Information und damit letztendlich Geist sei. Hervorzuheben sind auch seine Veröffentlichungen zur Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie.

Es versteht sich fast von selbst, daß von Weizsäcker nicht nur philosophisch Physik betrieb, sondern auch fundamentale konkrete Probleme löste. Ich nenne hier die Herleitung der Weizsäcker-Formel für die Bindungsenergie von Atomkernen nach dem Tröpfchenmodell. Ein weiteres fundamentales Problem war, woher unsere Sonne wie auch andere Sterne ihre ungeheure Energie gewinnen. Wie von Weizsäcker (und unabhängig von ihm Hans Bethe, später auch Mitglied des Ordens) fand, geschieht dies über einen bestimmten Zyklus, eben dem Bethe-Weizsäcker-Zyklus, bei dem im Endeffekt Wasserstoffkerne zu Helium verschmelzen. Des weiteren be-

faßte er sich mit der Entstehung des Planetensystems, wobei er insbesondere die Turbulenztheorie heranzog.

Carl Friedrich von Weizsäcker, geboren am 28. Juni 1912 in Kiel, studierte Physik in Berlin, Göttingen, Leipzig, promovierte im Alter von 21 Jahren bei Werner Heisenberg, habilitierte sich 1936, war Professor für theoretische Physik an den Universitäten Straßburg und Göttingen, 1957-1969 für Philosophie an der Universität Hamburg, 1970-1980 Direktor des Max-Planck-Instituts zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt. Dieses Institut war in Starnberg angesiedelt.

Carl Friedrich von Weizsäcker erhielt zahlreiche hohe Ehrungen, so z.B. die Max Planck-Medaille der Deutschen Physikalischen Gesellschaft und den hochangesehenen Templeton-Preis für »Progress in Religion«.

Ich hatte das große Glück, Carl Friedrich von Weizsäcker im Rahmen des Ordens wie auch bei anderen Veranstaltungen begegnen und mit ihm diskutieren zu können. Insbesondere sein scharfer Verstand hat mich immer wieder beeindruckt und gab mir tiefe Einblicke in die präzise Denkschule der Quantentheorie. Der Orden Pour le mérite wird ihm ein treues Andenken bewahren.

PAUL B. BALTES

18. JUNI 1939 – 7. NOVEMBER 2006



Paul Bell

Gedenkworte für
PAUL B. BALTES

von
Wolfgang Gerok

Herr Bundespräsident, verehrte, liebe Frau Windbichler, meine Damen und Herren,

Es ist eine merkwürdige Fügung, daß Paul Baltes, der sich lebenslang mit der Erforschung der Psychologie des Alterns und des Alters befaßt hat, die Schwelle zum Alter, die er in all seinen Untersuchungen bei 70 Jahren festlegte, nicht überschreiten konnte. Paul Baltes, Mitglied des Ordens seit 2000, verstarb am 7. November 2006 im Alter von 67 Jahren.

I.

Paul Baltes war Psychologe. Sein Interesse galt seit seiner Diplomarbeit der psychischen Entwicklung des Menschen im Lebensablauf und ihrer Abhängigkeit von inneren und äußeren Faktoren. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich die Entwicklungspsychologie unter dem Einfluß von Sigmund Freud und angloamerikanischen Forschern vor allem mit der Psychologie des Kindes- und

Jugendalters befaßt und den Einfluß der Familie und anderer sozialer und kultureller Bedingungen auf die psychische Entwicklung des Kindes und Jugendlichen untersucht. Auch Paul Baltes' Diplomarbeit hatte noch ein Thema aus diesem Bereich: »Faktorenanalyse über die Differenzierung der Intelligenz in der Kindheit«. Altern und Alter hielt man als psychologisches Arbeitsgebiet für wenig attraktiv, da man zwar eine individuell unterschiedlich rasche, aber gleichwohl monotone Abnahme der körperlichen und geistigen Funktionen mit zunehmendem Alter annahm.

Paul Baltes hat sich, lange bevor Probleme des Alters durch die demographische Entwicklung öffentliches Interesse fanden, der Psychologie des Alterns und des Alters zugewandt. Gerontopsychologie wurde zum Schwerpunkt seiner Forschung.

Zur Bearbeitung dieses Gebietes mußte ein Spektrum neuer Methoden entwickelt werden, um den Einfluß nicht nur biologischer, sondern auch kulturell-historischer, sozialer und ökonomischer Faktoren auf die Psychologie des Alterns und des Alters zu analysieren. Paul Baltes hat diese Methoden erarbeitet und kritisch überprüft. Es ist hier nicht der Ort, diese Methoden darzustellen. Erwähnt sei nur, daß die Publikation von Baltes, gemeinsam mit J. Nesselroad, »Cross-Sectional and Longitudinal Sequences in the Study of Age and Generation Effect« heute als »Klassiker« in der Literatur über Altersforschung gilt.

Was hat Paul Baltes entdeckt? Welche Vermutungen und Annahmen über das Altern hat er bestätigt, welche eingeschränkt oder widerlegt? Wo hat er geirrt und diese Irrtümer später korrigiert? Ich möchte seine Ergebnisse in vier Aussagen zusammenfassen:

1. Altern bedeutet nicht nur Abnahme, sondern kann auch Erhaltung und sogar Steigerung psychischer Funktionen einschließen.

Dies zeigte P. Baltes für die sog. pragmatische Intelligenz, die für eine differenzierte Sprache in Syntax und Wortwahl, für Strategien bei komplexen Problemlösungen und für die Bewertung des Ichs und seiner sozialen und kulturellen Beziehungen erforderlich ist. Im

Gegensatz zur sog. mechanischen Intelligenz, die auf elementaren Gedächtnisleistungen beruht und vom 25. bis 30. Lebensjahr an kontinuierlich abnimmt, erreicht die pragmatische Intelligenz erst im 40. bis 50. Lebensjahr ein maximales Niveau, das bis zum Alter von 70 bis 80 Jahren erhalten oder sogar gesteigert werden kann. Ein besonderer Ausdruck des Zuwachses dieser pragmatischen Intelligenz ist die Weisheit des Alters.

2. Der psychische Alterungsprozeß ist nicht starr, sondern formbar. Auch beim 70- bis 80jährigen sind, wie Paul Baltes gezeigt hat, im Durchschnitt beträchtliche intellektuelle und kognitive Ressourcen vorhanden, die unter experimentellen Bedingungen oder bei Herausforderungen durch lebensverändernde Situationen oder Probleme aktiviert werden können. So hatten nach einem relativ kurzen kognitiven Trainingsprogramm Personen im Alter von 70 bis 80 Jahren ein Leistungsniveau wie junge untrainierte Personen erreicht.

3. Der Alterungsprozeß ist von historischen und kulturellen Bedingungen abhängig. An Personengruppen mit jeweils verschiedenen Geburtsjahrgängen konnte Paul Baltes mit Längs- und Querschnittsuntersuchungen der »Kohorten« nachweisen, daß die Intelligenzentwicklung in hohem Maße durch die historisch-kulturelle Umwelt der Individuen innerhalb einer Kohorte beeinflußt wird. Die Intelligenzentwicklung hängt von diesen Faktoren stärker ab als vom numerischem Alter.

4. Es gibt Strategien zur Optimierung des Alterns.

An vielen Beispielen konnte Paul Baltes zeigen, daß ältere Individuen bewußt oder unbewußt die Kombination von Selektion, Optimierung und Kompensation anwenden, um trotz biologischer oder mentaler Defizite bestimmte, für sie wichtige Lebensaufgaben zu erfüllen. Als Beispiel hat Paul Baltes auf den über 80jährigen Pianisten Arthur Rubinstein hingewiesen. Gefragt, wie er in diesem Alter noch exzellente Konzerte geben könne, nannte Rubinstein drei Gründe: Beschränkung auf ein kleineres Repertoire: Selektion, häu-

figeres Studium dieser wenigen Werke: Optimierung, und schließlich der Kunstgriff, das Tempo in den langsamen Sätzen und Passagen zurückzunehmen, so daß die Geschwindigkeit der raschen Sätze durch den Kontrast vom Hörer als besonders hoch empfunden wird: Kompensation. Paul Baltes und seine Mitarbeiter konnten zeigen, daß dieses Prinzip der Optimierung des Alterns für sehr verschiedene körperliche und geistige Funktionen Gültigkeit hat. Für eine Optimierung des Alters gilt es also einen relevanten und beeinflussbaren Bereich im Lebensinhalt zu erkennen und ihn zum Schwerpunkt der Strategie von Selektion, Optimierung und Kompensation zu machen.

Diese optimistische Perspektive des Alterns und des Alters hat Paul Baltes aufgrund seiner Untersuchungen später eingeschränkt. Er zeigte nämlich, daß diese Perspektive nur für die sog. »jungen Alten« in einer Lebensspanne von 70 bis 80 Jahren, aber nicht für die hochbetagten Alten, die über 85jährigen zutrifft. Die Ursache sind die sog. Alterskrankheiten, vor allem degenerative Veränderungen der Blutgefäße, der Gelenke, der Lunge und des Nervensystems. Bei diesen Alterskrankheiten ist derzeit keine Heilung, allenfalls eine Linderung der Beschwerden möglich. Sie sind in der Regel nicht Todesursache, aber mindern die Lebensqualität und die Lebensbejahung der Hochbetagten. Typisch für diese Krankheiten ist, daß sie häufig unerkannt, da symptomlos im mittleren Lebensalter beginnen. Erst bei Progression über mehrere Jahre oder Jahrzehnte wird die Schwelle vom asymptomatischen zum symptomatischen Zustand überschritten und damit die Krankheit manifest. Wenn es durch präventive Maßnahmen gelänge, die Manifestation dieser typischen Alterskrankheiten zu verzögern, würde das Leben zwar nicht verlängert, aber die Beeinträchtigung der letzten Lebensphase durch Krankheit verkürzt. Für den Weg zu diesem Ziel gibt es einige vielversprechende Ansätze. Paul Baltes hat deshalb im Hinblick auf die Hochbetagten für ein Umdenken im Sinne von »add more life to years, not more years to life« plädiert.

Zum Werk von Paul Baltes gehört schließlich die von ihm initiierte Berliner Altersstudie, bei der über 500 Personen im Alter von 70 bis

100 Jahren durch Ärzte, Psychologen, Soziologen und Ökonomen systematisch über 10 Jahre hinweg untersucht wurden. Die Studie hat gezeigt, daß zahlreiche allgemein akzeptierte Vorstellungen über alte Menschen in unserer Gesellschaft unzutreffend sind. Falsch ist z.B. die Annahme,

- daß die meisten alten Menschen sich krank fühlen. 29 % der 70jährigen beurteilen ihre körperliche Gesundheit als gut bis sehr gut, 38 % als befriedigend.
- daß Depressionen mit dem Alter zunehmen.
- daß die meisten Menschen über 70 Jahre an einer Beeinträchtigung ihrer geistigen Leistungsfähigkeit leiden. Nur 17 % der über 70jährigen haben kognitive Störungen, unter denen sie leiden.
- daß alte Menschen keine ausgeprägten Lebensziele haben. 90 % der Alten zwischen 70 und 85 Jahren entwarfen für sich Zukunftsszenarien mit einem breiten Spektrum der Bereiche und Ziele.

Viele andere Beispiele ließen sich anführen. Die Studie hat erstmals die Wirklichkeit der alten Menschen dargestellt und durch Fakten belegt.

II.

Eine kurze Bemerkung zum Lebenslauf und zur persönlichen Charakteristik von Paul Baltes.

Geboren wurde Paul Baltes 1939 in Saarlouis. Durch die Nähe seines Heimatortes zu Frankreich hat Paul Baltes die französische Kultur und Lebensart früh kennen- und lieben gelernt. Das Studium der Psychologie hat er an der Universität Saarbrücken begonnen und mit 24 Jahren seine Diplomarbeit abgeschlossen.

Von großer Bedeutung für seinen weiteren Weg waren zwei Ereignisse:

- zum einen die Begegnung mit der damaligen Psychologiestudentin Margret Labouvie, seiner späteren Ehefrau, die bis zu

ihrem Tod seine wissenschaftliche Mitarbeiterin und kritische Beraterin war

- zum anderen die Begegnung mit Warner Schaie, Psychologe an der Universität Nebraska, der als Gastprofessor für ein Jahr in Saarbrücken arbeitete, offensichtlich die Begabung des jungen Studenten Paul Baltes erkannte und ihn zu einem Forschungsjahr an sein Institut einlud

Nach der Rückkehr hat Paul Baltes an der Universität Saarbrücken mit einer Arbeit über die Methoden zur Erforschung der Entwicklungspsychologie promoviert. Noch vor Abschluß seiner Promotion erhielt er zwei Einladungen an Forschungsinstitute in den USA. Er entschied sich für die University of West Virginia. Er hat die Jahre dort durch die Zusammenarbeit mit begeisterungsfähigen Koassistenten und Studenten als eine besonders fruchtbare, anregende und glückliche Phase seines Lebens bezeichnet. 1972 wurde der 33jährige auf die Position eines Abteilungsdirektors im College of Human Development der Pennsylvania State University berufen, 1980 folgte die Ernennung zum Direktor des Berliner Max-Planck-Institutes für Human Development. Das Institut wurde unter Paul Baltes zum Mekka der Entwicklungspsychologen aus aller Welt.

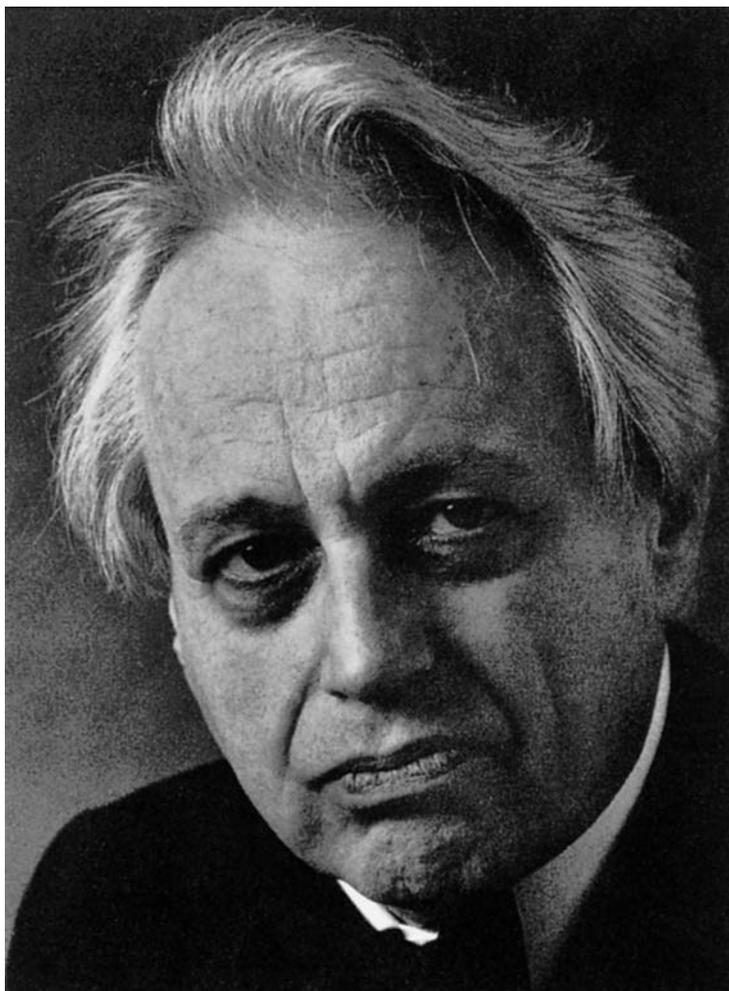
Sollte ich besondere Charakteristika von Paul Baltes nennen, so würde ich als erstes seine unstillbare Neugier erwähnen, Neugier nach dem, was andere denken und verwirklichen jenseits des Alltäglichen. Als zweites nenne ich seine Begabung zum fruchtbaren interdisziplinären Diskurs. Er konnte zuhören; und er scheute keine Mühe, die Fragestellungen, Methoden, Ergebnisse und ihre Interpretation auf anderen Forschungsgebieten zu verstehen. Als drittes ist schließlich seine Freude an zugespitzten Formulierungen, am *Aperçu* zu nennen. Ein Beispiel ist seine Charakterisierung des 4. Lebensabschnitts des hohen Alters: »Hoffnung mit Trauerflor«.

Trotz einer schweren Krankheit hat Paul Baltes seine wissenschaftlichen Ideen weiter durchdacht und entwickelt, auch an den Forschungsprojekten an seinem Institut war er aktiv beteiligt. Dies war nur möglich durch die Fürsorge, Zuspruch und Betreuung, die er

durch Christine Windbichler, seine zweite Frau, in dieser schwierigen Lebensphase erfahren hat. Als er erkannte, daß Heilung seiner Krankheit nicht möglich und seine Lebenserwartung zeitlich eng begrenzt war, hat er sich für einen Abbruch aller lebensverlängernden Maßnahmen entschieden, um seine letzte Lebenszeit zu Hause in der Nähe seiner Frau zu verbringen. So hatte er die Weisheit des Alters nicht nur erforscht, sondern selbst gelebt. Wir werden Paul Baltes im Orden vermissen.

GYÖRGY LIGETI

28. MAI 1923 – 12. JUNI 2006



György Ligeti

Gedenkworte für
GYÖRGY LIGETI

von
György Kurtág

Nachruf, Trauerrede? Für mich ist er lebendiger denn je. Mein enges Arbeitszimmer in St. André: seit Monaten vollgestopft mit seinen Kompositionen, Schriften und Gesprächen, mit den über ihn verfaßten Aufsätzen und Gedenkschriften; immer wieder lese ich die Partituren, höre mir alle für mich zugänglichen Schallplatten und Aufnahmen an.

Vor mir das Lebenswerk – vielleicht auch sein Leben.

Ständig möchte ich ihm etwas erzählen; auch davon, was ich nach Jahrzehnten von seinen Werken endlich verstanden habe. Vielleicht gibt es ja Zusammenhänge, die nur ich jetzt entdecke. So viele Fragen würde ich ihm stellen. Manchmal geben die nachfolgenden Arbeiten darauf eine Antwort, ein andermal mag es hoffnungslos sein, nun, da er sich selbst nicht mehr äußern kann, eine Erklärung zu finden.

Heraufbeschwören möchte ich den Menschen, wie auch Sie ihn gekannt haben mochten. Ich muß andere zu Hilfe rufen, die seine Züge klarer darstellen können als ich.

»Man mußte ihn reden hören, wenn möglich auch sehen«, schreibt Wolfgang Sandner (FAZ, 17.06.06), indem er auf Ligetis lebendige und ausdrucksstarke Gesten hinweist, »er beherrschte die seltsame

Kunst der Sprachpolyphonie. Wer das Glück hatte, die wundersame Art seiner sprachlichen Ausdrucksweise mitzuerleben, war danach in der Lage, seine Musik besser zu verstehen. Denn in seiner Sprache konnte man eine frappierende Kongruenz zu den Partituren entdecken: die gleichen wuseligen Klangfigurationen, die Assoziationsfülle, das Weithergeholte, nur Angetippte, das sich dennoch auf irgendeine magische Weise zu einer komplexen Spracharchitektur türmte.

Ligeti war ein Gesamtkunstwerk.«

Eine Erinnerung aus dem Nachruf seines engsten Freundes in den letzten sechs Lebensjahren, des Neurobiologen Gerhard Neuweiler:

»... er begann, mich zu fragen, was ich gerade machte ... Er fragte, und ich antwortete, er fragte nach, und ich antwortete, er bohrte tiefer und tiefer ... , er glich einem Vulkan, der immer neue Ideen, Anregungen, Zweifel, Fragen ausspuckte ... Er zwang mich zu genauerem Nachdenken, zum Nachforschen, und führte mich durch seine inquisitorische Neugierde in neue, für mich unerwartete Zusammenhänge in meinem eigenen Fach.«

In meiner Privatmythologie schreibe ich diese Art des Bohrens dem Sokrates-Ligeti zu.

Ja, die Neugier!

Jetzt zitiere ich seine Worte aus dem Jahr 1993:

»So verschieden die Kriterien für die Künste und die Wissenschaften auch sind, Gemeinsamkeiten gibt es insofern, als die Menschen, die in diesen beiden Bereichen arbeiten, von Neugier angetrieben werden. Es gilt, Zusammenhänge zu erkunden, die andere noch nicht erkannt haben, Strukturen zu entwerfen, die bis dahin nicht existierten.«

Diese nur den Großen der Renaissance eigene »unstillbare Neugier, die Euphorie des Kennenlernens und Verstehens, die schier atemberaubende Geschwindigkeit des Denkens«, wie es der ungarische Komponist László Vidovszky formuliert, das Nie-sich-Begnügen mit

dem Erreichten, immer gleich auf der Suche nach neuen Wegen des Ausdrucks ...

Zugleich entsteht aus den Erfahrungen der Musikgeschichte von Machaut bis heute die echte Ligetische Poesis.

Viel ist darüber geschrieben worden, was alles er von den Errungenschaften der Folkloreforschung profitiert habe (von Briäloiu, Kubik, Simha Arom und natürlich immer und immer wieder von Bartók), doch es hat den Anschein, als hätte sogar er selbst vergessen, daß der junge Ligeti (1950-53) in einem grundlegenden Aufsatz die Gesetzmäßigkeiten des Funktionierens und Harmonisierens der rumänischen Volksmusikorchester aufgedeckt hat.

»Die Wissenschaften wurden« für ihn »ebenso eine wahre Quelle der Inspiration« (Vidovszky). Mit Lobanova spricht er über die »Paradoxa und Schönheiten der mathematischen Denkweise ...«

Und die Literatur, die Künste ...

Von Kleist bis Krúdy, von Proust bis Weöres, Hölderlin und Kafka, Shakespeare und Lewis Carroll, der Joyce des *Finnegans Wake*, von Beckett und Ionescu zum Borges der Labyrinth, von Bosch bis Piranesi, von Cézanne bis Miró und Escher – was alles spiegelt sich in dieser Musik!

Unsere Bekanntschaft und Freundschaft begann vor zweiundsechzig Jahren. Die Aufnahmeprüfung für das Fach Komposition an der Budapester Musikakademie in den ersten Septembertagen 1945 war für mein ganzes Leben bestimmend. Wir warteten darauf, aufgerufen zu werden. Währenddessen blätterte ich in seinen Partituren. Ich erkannte, wie hoch sein Wissen, seine Reife und seine musikalische Phantasie über mir standen.

Für ein Leben schloß ich mich ihm an. Bis 1956, solange er noch in Budapest lebte, verband mich mit ihm eine enge Freundschaft: Ich durfte Zeuge der Entstehung seiner Werke sein, teilhaben an seinem Leben, auch Zeuge seines Kennenlernens mit Vera durfte ich sein und Trauzeuge dann der 1952 stattgefundenen Heirat.

Sein Leben empfinde ich als eine einzige Einheit. Ein unendlich weitverzweigtes Œuvre, zusammengehalten von der TREUE. Treue vor allem zur Kindheit.

a) Sein frühkindlicher *Urtraum*: reglose Texturblöcke, die allmählich und unbemerkt sich wandeln, von innen indes wimmeln, sich winden, fast schon bereit, musikalische Strukturen zu bilden. Dies wird für Jahrzehnte einer seiner musikalischen Grundtypen, die in ihrer reinsten Form in den chromatischen Riesenclusters und mikropolyphonen Geflechten seiner *Atmosphères* aufscheinen; später in den in ihrer Vollkommenheit unerreichbaren, flehentlich klagenden Stimmenfaszikeln der Kyrienfuge des *Requiem*s (1962-1965).

b) *Kylwyrien*, sein imaginäres Land, an dem er im Alter zwischen fünf und dreizehn Jahren baut. Er zeichnet farbige orohydrographische Karten, die man auch als Miró-Gemälde akzeptieren könnte, erfindet die kylwyrische Sprache und Grammatik, Geographie, Geschichte, naiv utopisch die rechtliche und gesellschaftliche Anlage Kylwyrrens.

Aus Kylwyrien folgen seine *Aventures* und die *Nouvelles Aventures* (1962/1965). Hierin artikuliert sich sein zweiter musikalischer Grundtypus: lauter Humor, dramatische Wendungen, unerwartetes zukendes Aufblitzen und ebenso unerwartetes Innehalten, Aggression und Beklommensein, die 3 *Sänger* formen aus einem nicht-existierenden phonetischen (superkylwyrischen?!) Sprachmaterial durchaus menschliche Beziehungen. Die zwei *Aventures* wollte er in einem einzigen Opernprojekt vereinen: *Kylwyrien*, so sollte der Titel lauten. Glücklicherweise ist statt dessen *Le Grand Macabre* geboren worden!

Im *Dies Irae* des *Requiem*s entfalten sich aus diesem Grundton – auf dem Siedepunkt eines Jüngsten Gerichts von Hieronymus Bosch oder Hans Memling – die Bilder der mittelalterlichen Sequenz: von Verzweiflung bis zur Beklemmung, vom Tragischen bis zur Groteske.

c) In Krúdys Erzählung – gleichfalls ein frühkindliches Leseerlebnis – eine alte Witwe; die Wohnung, in Dämmerchein getaucht, mit antiken Uhren vollgepfropft, die unregelmäßig und durcheinander schlagen, doch mit ihrem Tönen eine einzigartige Atmosphäre schaffen. Aus dieser Kindheitserinnerung und der Erfahrung mit dem *Poème symphonique für 100 Metronome* entwickelte

Ligeti einen neuen Scherzo-Typus, über den bereits die Tempo- und Charakterbezeichnungen Auskunft geben: *Come un meccanismo di precisione* (Streichquartett Nr. 2, III) oder *Movimento preciso e meccanico* (Kammerkonzert III).

Die Uraufführung des *Poème symphonique für 100* – mechanische – *Metronome* von 1962 ging in einem Skandal unter. Schon der auf die Blütezeit der Romantik hinweisende Titel und die Gegenüberstellung der von selbst mechanisch schlagenden Metronome wirkten als Provokation, als »épater le bourgeois«.

In den späteren Konzerten dann zeigte sich, über die Tollkühnheit des Unternehmers hinausgehend, auch die Poesie des Werks, wenn die auf verschiedene Geschwindigkeiten eingestellten und gleichzeitig in Gang gesetzten Metronome anfangs ein undurchdringliches Geflecht bilden und die Struktur schließlich mit dem Verstummen der auf das schnellste Tempo eingestellten Maschinen (die am frühesten ablaufen) immer übersichtlicher wird. Die Schläge der zwei langsamsten, als »Solisten« allein zurückbleibenden Metronome wirken wie ein ergriffener lyrischer Abschied.

Die letzten Minuten. Vera und Lukas sind bei ihm. Der Atem wird langsam, stockt, setzt von neuem ein, wird noch langsamer.

Lukas: »Wie das Ende des Metronomstücks«
... der Atem wird langsam, hält inne.

Zum Nachmittagskonzert am Tage der Trauerfeier das *Poème Symphonique*. Verblüffend, tragisch, beckettartig.

Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke

AUFNAHME NEUER MITGLIEDER:
LAUDATIONES UND DANKESWORTE

Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HORST ALBACH an

REINHARD SELTEN, JAMES J. SHEEHAN und CHRISTIAN TOMUSCHAT

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 4. Juni 2007

HORST ALBACH sprach die Laudatio auf REINHARD SELTEN:

Lieber Herr Selten, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich habe die große Freude, Ihnen, lieber Herr Selten, als Kanzler des Ordens Pour le mérite nicht nur das Große Ordenszeichen zu überreichen, sondern Sie auch den hier versammelten Gästen des Ordens als Laudator vorzustellen.

Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts standen die sechs Staaten Europas, welche im Jahre 1957 die Römischen Verträge unterschrieben hatten, vor der Frage, ob sie die Europäische Gemeinschaft von sechs auf neun Mitgliedsstaaten erweitern sollten. Die Frage lautete: Bewirkt die Erweiterung mehr Stabilität oder das Gegenteil? Damals konnte die Frage theoretisch nicht beantwortet werden. Der kurz darauf erscheinende Aufsatz von Reinhard Selten »A Simple Model of Imperfect Competition where 4 are Few and 6 are Many«¹ war noch nicht bekannt.

1 Selten, Reinhard: A Simple Model of Imperfect Competition where 4 are Few

Nun stellen Sie sich einen Gerichtssaal in Luxemburg Anfang der neunziger Jahre vor. Es geht um die Frage, ob fünf bedeutende Firmen stillschweigend ein Preis- und Gebietskartell geschlossen und ob sie den Wettbewerb auf dem Markt wesentlich beschränkt haben, obwohl zehn kleinere Firmen ähnliche Produkte anbieten. Zwei Ökonomen streiten sich im Angesicht der Richter über die Frage, ob Reinhard Seltens Aufsatz auf den Fall anwendbar ist oder nicht. Die Richter entscheiden schließlich, daß die fünf Unternehmen ein enges Oligopol bilden und daß folglich die Wahrscheinlichkeit von Beschränkungen des Wettbewerbs groß ist.

Reinhard Selten hat die theoretische Spieltheorie durch seine Arbeiten über perfekte Gleichgewichte bereichert. Er hat durch seine Analyse von Interaktionen zwischen zwei oder mehr Agenten die Anwendungsmöglichkeiten der Spieltheorie ganz wesentlich erweitert. Damit begründet das Nobel-Komitee die Verleihung des Nobelpreises für Wirtschaft an ihn. Ich würde etwas stärker formulieren: Seltens Konzept teilspielperfekter Lösungen von Spielen in extensiver Form hat die mikroökonomische Theorie revolutioniert und die Anwendung der Spieltheorie auf reale Probleme des Verhaltens von Menschen und Unternehmen in der Gesellschaft erst ermöglicht.

Gleichgewichte sind in der Wirtschaftswissenschaft Situationen, in denen keiner der »Spieler« einen Anlaß hat, sein Verhalten zu ändern. Sie markieren also Stabilität des Spielergebnisses. Was Stabilität konkret bedeutet, hängt natürlich davon ab, welche Ziele die Spieler verfolgen. In der traditionellen Theorie wird im allgemeinen angenommen, daß die Spieler ihre Gewinne maximieren und ihre Verluste minimieren wollen. In der Spieltheorie können die sog. »Pay-offs« aber auch langfristige Gewinne, Erwartungswerte von Gewinnen, Nutzengrößen, in der Biologie Population und Überleben u.a.m. sein. In jedem dieser Fälle muß man also ganz genau definieren, was man unter »Rationalität« des Verhaltens von Menschen verstehen will.

and 6 are Many« in: International Journal of Game Theory, Band 2, S. 141 – S. 201

Diese Frage hatte sich der Nobelpreisträger Herbert Simon bei seinen Forschungen am Carnegie Institute of Technology in Pittsburgh gestellt. Er war zu dem Ergebnis gekommen, daß Menschen in einem sehr grundsätzlichen Sinne nicht vollkommen rational handeln können. Unternehmen könnten, so Simon, z.B. deshalb den Gewinn nicht maximieren, weil sie nicht alle Handlungsmöglichkeiten, die ihnen offenstehen, kennen können. Simon sprach deshalb von »bounded rationality«, zu deutsch: von »beschränkter Rationalität«. Das heißt: Die Menschen bzw. Unternehmen können sich nur das bescheidenere Ziel setzen, einen bestimmten Gewinn zu erreichen oder zu überschreiten. Der Slogan lautete: Satisficing statt Optimizing!

Auch Reinhard Selten war von diesen Arbeiten fasziniert. Er wollte herausfinden, ob Menschen tatsächlich ein bestimmtes Gewinn-Niveau erreichen wollen oder ob sie im Sinne der traditionellen Theorie ihren Gewinn maximieren. Im Gegensatz zu der Form der empirischen Wirtschaftsforschung, die mit ökonometrischen Methoden und auf der Grundlage von Daten arbeitet, wie sie z.B. die Geschäftsberichte von Unternehmen liefern, wollte Selten diese Frage im kontrollierten Experiment beantworten. So wurde er zum Begründer einer ganz neuen Methodik in den Wirtschaftswissenschaften: der Experimentellen Spieltheorie.

In einem der ersten Experimente, dem »Majority Game«, untersuchte Selten, ob die Versuchspersonen sich gewinnmaximierend verhalten. Fünf Personen sollen ein Preisgeld von 100 oder 1000 € unter sich aufteilen. Sie müssen dazu über eine Gewinn-Koalition verhandeln, die aus allen fünf Personen, aber auch aus nur drei Personen bestehen kann. Wer seinen Gewinn maximieren will, wird über eine Koalition aus drei von den fünf Personen verhandeln und diese Koalition stabil halten wollen. Dann aber gehen die beiden anderen Personen leer aus. Daher ist es auch nicht ganz unwahrscheinlich, daß alle fünf Versuchspersonen sich solidarisch und nicht gewinnmaximierend verhalten und in einer Koalition von allen fünf Personen das Preisgeld gleichmäßig unter sich aufteilen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Studenten in den frühen siebziger

Jahren sich häufiger solidarisch verhielten als in den frühen sechziger und den achtziger Jahren. Manager verhalten sich häufiger gewinnmaximierend als Studenten.

Reinhard Selten hat die Klasse der Spiele, die zu solidarischen Lösungen führen, »Fairness Games« genannt und gezeigt, daß Fairness im Verhalten von Menschen in der Gesellschaft eine viel größere Rolle spielt, als die Theorie bisher annahm.

Aus den Ergebnissen dieser Spiele ergab sich eigentlich ganz zwangsläufig die Frage nach einer allgemeinen Theorie von Rationalität. Reinhard Selten arbeitet gegenwärtig mit Unterstützung der deutschen Akademien der Wissenschaft an einem Forschungsprojekt, das eine solch allgemeine Theorie entwickeln soll.

Lieber Herr Selten, die Mitglieder des Ordens Pour le mérite freuen sich darüber, daß Sie die Wahl zum Mitglied des Ordens angenommen haben, und begrüßen Sie nun auch in der vorgeschriebenen Form durch Überreichung der Urkunde und des Großen Ordenszeichens.

REINHARD SELTEN dankte mit folgenden Worten:

Es ist für mich eine große Freude und eine ganz besondere Ehre, in diesen hochangesehenen und traditionsreichen Orden aufgenommen zu werden. Ich möchte allen denjenigen, die das ermöglicht haben, meinen tiefen Dank aussprechen. Schon als Kind erfuhr ich, welche Hochachtung diesem Orden und seinen Mitgliedern entgegengebracht wurde. Ich hoffe, daß ich mich der mir erteilten Auszeichnung würdig erweisen kann. Ich hatte eigentlich nicht damit gerechnet, in den Orden aufgenommen zu werden, bis ich schließlich davon erfuhr, daß dies beschlossen worden ist. Dieses überraschende Ereignis bringt mich nun mit bewunderungswürdigen Persönlichkeiten in Kontakt, die ihre Verdienste auf Gebieten erworben haben, in die ich nur einen geringen oder gar keinen Einblick habe. Ich erhoffe mir interessante Begegnungen, die meinen Horizont erweitern. Die regelmäßigen Treffen des Ordens bieten

dazu Gelegenheit. Ich möchte nochmals meinen Dank dafür aussprechen, daß man mich für würdig erachtet hat, in diesen erlesenen Kreis aufgenommen zu werden. Ich will mich darum bemühen, die damit verbundenen Erwartungen nicht zu enttäuschen.

KARL DIETRICH BRACHER sprach die Laudatio auf JAMES J. SHEEHAN:

Lieber Herr Sheehan!

Mit großer Genugtuung und Freude begrüße ich Sie in unserem Kreis des Ordens, aus dem wir ja leider unseren hochverehrten Altmeister der Historie aus Princeton und Stanford, Gordon Craig, vor zwei Jahren verloren haben. Um so lebhafter freuen wir uns jetzt, Sie als seinen vorzüglichen Nachfolger zu gewinnen. Ich selbst konnte Sie schon in den sechziger Jahren zuerst in Stanford (1963) sowie dann anlässlich eines Vortrags kennenlernen, zu dem Sie mich 1967 an Ihre damals erste Wirkungsstätte als Professor, die Northwestern University bei Chicago, eingeladen hatten.

Geboren 1937 in San Francisco, studierten und promovierten Sie in Berkeley und Stanford und kamen dann Ende der siebziger Jahre schließlich wieder in den aufsteigenden Westen, nach Stanford zurück, an diese werdende Spitzenuniversität, an der Sie dann mit und nach Gordon Craig geforscht und publiziert haben, auf freilich verschiedenen Gebieten. Ihre meist auch in Deutsch erscheinenden Bücher gehörten in der Folge zu jenen wichtigen Bausteinen, die zumal der deutschen Geschichts- und Kulturwissenschaft für ihre Erneuerung nach den selbstverschuldeten Katastrophen von 1933 und 1945 aus Amerika zugewachsen sind: von Gelehrten wie auch unseren Mitgliedern Felix Gilbert und Gordon Craig bis hin zu Fritz Stern.

Ihr erstes großes Buch galt Lujo Brentano, dem von 1844 bis 1931 lebenden bedeutenden Nationalökonom und vor allem Theoretiker der frühen deutschen Sozialpolitik unter den sogenannten »Kathedersozialisten«. Unter dem Titel »The Career of Lujo Brentano. A Study of Liberalism and Social Reform in Imperial Germany« ist

dies Werk über die Begründung moderner Gewerkschafts- und Sozialpolitik 1966 erschienen. Ihm folgte Ihr weiteres Buch von 1983 über das Gegenstück: »German Liberalism in the Nineteenth Century«, das zugleich dessen Ursprünge seit 1770 aufspürte. Es führte über seine Hoch-Zeit vor der Revolution von 1848 bis hin zur Urkatastrophe auch des Liberalismus im Ersten Weltkrieg. Und schließlich verdanken wir Ihnen den großartigen Band der Propyläengeschichte Deutschlands von 1994 (gleichzeitig bei Oxford University Press) über den »Ausklang des Alten Reiches«, der uns vom Ende des Siebenjährigen Krieges bis zur gescheiterten deutschen Revolution von 1848-50 führt.

Das andere große Forschungsgebiet aber betrifft nun die moderne Kulturentwicklung zumal Deutschlands. Hier haben Sie sich besonders um die Kunst- und Museumsgeschichte überaus verdient gemacht, gipfelnd in Ihrem Buch von 2002 über die Geschichte der deutschen Kunstmuseen: »Museums in the German Art World – From the End of the Old Regime to the Rise of Modernism«. Auch angesichts der gegenwärtigen Pläne, Maßnahmen und berechtigten Kontroversen in der Entwicklung der zu erneuernden Berliner Museenlandschaft verdient das Werk als Basis der Urteilsbildung in den aktuellen Auseinandersetzungen sehr beachtet zu werden. In vielen weiteren Veröffentlichungen sind diese Themenkreise einer hochinteressanten international vergleichenden Geschichtsforschung von Ihnen erforscht und dargestellt worden.

Lieber Herr Sheehan, diese Ihre langjährige wissenschaftliche und geistig-politische Verbindung zu unserer Staats- und Kulturgeschichte in den letzten drei Jahrhunderten haben Sie in zahlreichen Deutschland-Aufenthalten, zumal in Berlin gepflegt. Sie reihen sich überaus anregend und zugleich würdig in die Folge vielseitiger Geister und bedeutender Forscher ein, die den so notwendigen Brückenschlag über den Atlantik und von der Geschichts- zur Kulturwissenschaft immer wieder vollzogen haben. Und sie vermitteln uns reiche Belehrung, wie dies beiderseits bereits seit drei Jahrhunderten und bis in die Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegszeiten zwi-

schen Neuer und Alter Welt geschah. Als Fellow arbeiteten Sie am Wissenschaftskolleg zu Berlin, sie waren mit der Alexander-von-Humboldt-Stiftung unterwegs, gehören der American Academy of Arts and Sciences wie der britischen Royal Society an. An der Spitze der amerikanischen Historiker haben Sie schließlich im Jahre 2005 als Präsident der American Historical Association mit Ihrer großen Rede in Philadelphia über »The Problem of Sovereignty in European History« ein Zentralthema gerade auch gegenwärtiger National- und Weltpolitik historisch eindrucksvoll dargestellt.

Lieber Herr Sheehan!

Im Geiste der engen Verbundenheit und wechselseitiger Anregung freuen wir uns nun, daß Sie in unserer Mitte jene Tradition deutsch-amerikanischer Geistesfreundschaft fortsetzen werden, die große Gelehrte und Künstler Ihres Landes im Rahmen dieses 1842 von Alexander von Humboldt inaugurierten Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gepflegt und gefördert haben. Seien Sie herzlich willkommen!

JAMES J. SHEEHAN dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

Ich bedanke mich für die Aufnahme in den Orden Pour le mérite. Ich danke Ihnen, lieber Herr Bracher, für die sehr freundliche Einführung.

Für einen Historiker ist es eine besondere Ehre, in den Orden eingewählt zu sein. Unter den Mitgliedern des Ordens finden sich alte Meister unserer Zunft wie Ranke und Mommsen sowie neue Meister wie meine verstorbenen Freunde Felix Gilbert und Gordon Craig und die Ordensmitglieder Karl Dietrich Bracher, Horst Fuhrmann und Fritz Stern.

Der Orden ist auch mit der Geschichte verbunden, sozusagen mit

meiner Geschichte, das heißt mit der Geschichte, die ich studiert habe. Ordensmitglieder wie Treitschke, Virchow und Schmoller, Klenze, Semper und Bode gehörten zu der Welt der Vergangenheit, in der ich jahrelang Zeit verbracht habe.

Aber der Orden ist nicht nur mit deutscher Geschichte verbunden: Von Anfang an war er immer weltbürgerlich, eine Brücke zwischen Deutschland und einer weiteren Republik von Gelehrten und Künstlern.

Ein kleiner Teil dieser Geschichte zu sein ist mir eine Ehre, eine Freude und eine Herausforderung.

Ich danke Ihnen.

ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER sprach die Laudatio auf CHRISTIAN TOMUSCHAT:

Ich stelle Ihnen heute unser neues Ordensmitglied Christian Tomuschat vor. Unter den Juristen, die dem Orden angehört haben, ist er der zweite Völkerrechtler. Sein Vorgänger war Erich Kaufmann. Erich Kaufmann wurde 1952 in unseren Orden aufgenommen und war sein Kanzler von 1954 bis 1964. Er hatte ein deutsches Schicksal. 1880 in Demmin bei Stettin geboren, ist er – mit 28 Jahren – Privatdozent in Kiel, wenig später ordentlicher Professor in Königsberg und Berlin. Eine glanzvolle akademische Wirksamkeit endete 1934 mit der Zwangsemeritierung und Emigration. 1946 kehrte er nach Deutschland zurück, lehrte in München und war in den Anfangsjahren der Bundesrepublik von 1950 bis 1958 Rechtsberater des Bundeskanzleramtes und des Auswärtigen Amtes. Die Würdigung im Gedenkband unseres Ordens hebt den Beitrag von Erich Kaufmann zur Festigung der außenpolitischen Stellung der Bundesrepublik im System der westlichen Mächte hervor. Gewiß läßt sich so auch das Werk von Christian Tomuschat würdigen, doch sind an die Stelle der westlichen Mächte die Staaten der Welt getreten. Auch ist es nicht mehr der Staat Hegels, in dem sich der objektive Geist und

die Rechtsidee im Gang der Geschichte verwirklichen. Die Bundesrepublik ist nach der Rückkehr zu Demokratie und Rechtsstaat geprägt durch ihre Teilnahme an der europäischen Integration und ihre aktive Mitwirkung in den Vereinten Nationen. Christian Tomuschat hat an diesen säkularen Entwicklungen literarisch, beratend und aktiv gestaltend teilgenommen.

Seine weit ausgereifte Wirksamkeit läßt sich wissenschaftlich nur teilweise anhand ihrer Gegenstände oder anhand ihrer Methode kennzeichnen. Ein Kennzeichen ist gewiß die souveräne Verbindung von Staatsrecht, Europarecht und Völkerrecht und deren Verhältnis zueinander. Das geltende Recht wird historisch und rechtsvergleichend ausgelegt und vorsichtig weiterentwickelt. Das schließt temperamentvolle Kritik nicht aus: »Nein und abermals nein« ist das Motto, mit dem der deutsche Bundesfinanzhof zur europarechtlichen Ordnung gerufen wurde.

Dem inhaltlichen Leitmotiv der wissenschaftlichen Wirksamkeit von Christian Tomuschat nähern wir uns anhand eines Untertitels, den er seinem Buch über Menschenrechte aus dem Jahre 2003 mitgegeben hat. Er lautet: »Between Idealism and Realism«: Wie anders als durch die Verbindung von Idealismus und Realismus kann ein Völkerrechtler mit der Wirksamkeit der Staatenwelt umgehen, in der die großen Fragen der Menschheit verhandelt werden, die der Politik doch nur ausnahmsweise zum Leitfaden dienen.

Christian Tomuschat scheut das Pathos, zu dem das Ringen um Herrschaft und Freiheit im Weltmaßstab jeden Anlaß gibt. Die vielfältigen politikwissenschaftlichen oder sozialphilosophischen Angebote oder Forderungen nach einem Weltstaat oder einer Weltregierung finden in seinen Schriften keinen Niederschlag. Und doch kommt er einem Weltrecht so nahe, wie man ihm nur kommen kann, wenn man die Konflikte betrachtet, die er mit den Mitteln des Rechts abarbeitet oder an denen er sich abarbeitet. Das soll anhand von drei Themen gezeigt werden, von denen jedes für sich allein das Leben eines Wissenschaftlers ausfüllen könnte: den Herausforderungen von Krieg und Frieden im Rahmen der Vereinten Nationen; der Geschichte und Geltung der Menschenrechte; schließlich der

Stellung der EU und anderer regionaler völkerrechtlicher Organisationen in dem Mehrebenensystem des Völkerrechts.

Die Vereinten Nationen, ihre Organisation, ihre Zuständigkeiten und ihre Verfahren, die Aufgaben der verschiedenen Organe und die in der Charta enthaltenen materiellrechtlichen Normen bilden gemeinsam mit dem Völkergewohnheitsrecht den Kern des geltenden Völkerrechts. Christian Tomuschat spricht vom Völkerrecht als der Verfassung der Menschheit (Constitution of Mankind). Diese Verfassung wird durch die brutalen Fakten immer neu herausgefordert, aber nicht widerlegt. Das kennzeichnet sein literarisches Werk, das diesen Herausforderungen seit vier Jahrzehnten kontinuierlich und beständig gewidmet ist. Ein wiederkehrendes Thema ist das Gewaltverbot als Bestimmungsfaktor der Weltordnung.

Die völkerrechtliche Stimme von Christian Tomuschat wird weltweit gehört. Die Funktionen, die er im Rahmen der Vereinten Nationen wahrgenommen hat, verweisen auf den Respekt und das Vertrauen, das ihm in der Welt entgegengebracht wird. Der Völkerrechtskommission der Vereinten Nationen gehörte er über ein Jahrzehnt lang an. Von 1992 bis 1993 war er ihr Vorsitzender. Er war ein Jahrzehnt lang Mitglied des Menschenrechtsausschusses nach dem internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte. Der Wahrheitskommission für die Aufklärung von Menschenrechtsverletzungen während des langjährigen Bürgerkriegs in Guatemala gehörte er zuerst als Sachverständiger, dann als ihr Vorsitzender (Koordinator) von 1990 bis 1999 an. Diese Aufgabe war in einem Land zu erfüllen, das in seiner jüngsten Geschichte die Schrecken des amerikanischen Kolonialismus, von verschiedenen Diktaturen und des Bürgerkriegs erfahren hat. Es war eine Kommission – wie es Christian Tomuschat formuliert hat –, die im Niemandsland zwischen internationalem und staatlichem Recht angesiedelt war. Ihre Entstehung verdankte sie dem Zusammenwirken der Vereinten Nationen, der Regierung von Guatemala und den früheren Dissidenten. Ihre Autorität aber als einer quasi richterlichen Institution, die zum dauerhaften Bürgerfrieden beitragen sollte, verdankte sie ihrem Vorsitzenden. Ähnlich verantwortungsvolle Aufgaben wurden

ihm von der KSZE 1991 zur Prüfung der Menschenrechtslage und der Rechtsstaatlichkeit in Albanien und von der Bundesregierung als Beauftragter für den Schutz der Minderheitsrechte in Kroatien übertragen.

Politische und rechtliche Wirksamkeit können Menschenrechte nur entfalten, wenn sie aus dem Himmel der Utopien auf die Erde des geltenden Rechts geholt werden. Das hat Christian Tomuschat in einer grundlegenden, bereits erwähnten Monographie über die Menschenrechte getan. Die Prinzipien, die für die Disziplinierung oder Positivierung der Menschenrechte maßgeblich sind, werden ebenso einfach wie grundlegend formuliert. Unzulässig sind alle Einschränkungen der Rechtsfähigkeit des Menschen. Menschenrechte verheißen in Abwandlung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung kein Glück auf Erden, sondern das Recht, nach dem eigenen Glück zu streben. Im Nachvollzug der Entstehung der in ihrer Vielfalt kaum noch übersehbaren internationalen Deklarationen unterscheidet Tomuschat die Menschenrechte, die durch Individualrechte gegen den Staat durchgesetzt werden können; die Menschenrechte auf soziale und kulturelle Teilhabe, die nur mit Hilfe von Gesetzgebung und öffentlichen Mitteln zu verwirklichen sind. Und schließlich jene Rechte auf öffentliche Güter, auf Frieden oder auf eine gesunde Umwelt, bei denen es bis heute nicht gelungen sei, sie zu konkretisieren. Den normierten Menschenrechten ist gemeinsam, daß sie den Staat, aber nicht die Bürger in ihrem Verhältnis zueinander verpflichten.

Die Staatenwelt organisiert sich zunehmend in funktional oder regional differenzierten völkerrechtlichen Organisationen. Die EU ist eine auf Völkerrecht gegründete Gemeinschaft. Im Innenverhältnis hat sie traditionelle Eigenarten des Völkerrechts überwunden. Gleichwohl sind ihre Mitglieder und sie selbst im Außenverhältnis an die allgemeinen Regeln des Völkerrechts gebunden. Man kann, bemerkt Tomuschat, sich den Normen des zwingenden Völkerrechts nicht dadurch entziehen, daß man einen eigenen Verein gründet. Seine Befassung mit dem Europarecht beginnt mit der bis heute nicht überholten Dissertation aus dem Jahre 1964 über die gericht-

liche Vorabentscheidung nach den Verträgen über die Europäischen Gemeinschaften. Und schon als Referendar diente er dem Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaften. Das Gemeinschaftsrecht ist in den späteren Lebensstationen immer gegenwärtig geblieben: Im Max-Planck-Institut in Heidelberg, wo er als Referent tätig war, an den juristischen Fakultäten der Universität in Bonn und gegenwärtig an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Der Zweck der Friedenswahrung ist den Vereinten Nationen und den Europäischen Gemeinschaften gemeinsam. Gleichwohl führen neue Gefährdungen des Weltfriedens, etwa durch den Terrorismus, zu einer neuen Qualität in den Beziehungen der Vereinten Nationen zur Europäischen Union. Auf diesem Hintergrund entwirft Christian Tomuschat in einer gerade erschienenen Abhandlung ein Ordnungsschema für unsere Zeit: Völkerrecht und staatliches Recht sind nicht mehr strikt getrennt. Adressaten von Maßnahmen des Sicherheitsrates sind nicht mehr nur Staaten, sondern mittelbar andere internationale Organisationen und selbst einzelne Rechtssubjekte. Paradigmatisch sind Maßnahmen des Sicherheitsrates, durch welche die Staaten verpflichtet werden, Vermögensgüter von namentlich genannten Personen zu beschlagnahmen, denen Kriegstreiberei oder Mißachtung von Resolutionen des Sicherheitsrates vorgeworfen wird. Nachdem wir gelernt haben, daß auch souveräne Staaten unrecht tun können, ist jetzt zu unterscheiden, ob die höchste Friedensinstanz, der Sicherheitsrat, an die Menschenrechte gebunden ist, wenn er in Wahrnehmung seiner Zuständigkeiten in Individualrechte eingreift. Am Grundsatz der Bindung an die Menschenrechte, die Teil der UN-Charta sind, besteht kaum ein Zweifel. Um so schwieriger sind die Rechtsschutzgarantien zu bestimmen, die dem einzelnen gegen Entscheidungen des Sicherheitsrates zu Gebote stehen. Die Argumentation, mit der Christian Tomuschat die Konsequenzen aufzeigt, die sich aus dem Gewaltverbot als Kernelement der heutigen Weltordnung für die politischen Mehrebenensysteme und für individuellen Rechtsschutz ergeben, bestätigt den eingangs erwähnten Grundzug seines Denkens zwischen Idealismus und Realismus.

CHRISTIAN TOMUSCHAT dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren,

es ist ein großer Glücksfall, in den Orden Pour le mérite aufgenommen zu werden. Das nicht Planbare, das nicht Vorhergesehene im Leben erfährt man meist als Schicksalsschlag, den es zu überwinden gilt. Aber offensichtlich gibt es, wie mir der heutige Tag zeigt, auch das Gegenteil, nämlich Ereignisse, die dem Leben freundliche Bahnen weisen. Die Aufnahme in den Orden gehört zu diesen angenehmen Überraschungen. Ich habe mich vergewissert, wer in der Vergangenheit als Völkerrechtler dem Orden angehörte, und bin dabei auf die Namen von Max Huber, dem herausragenden Schweizer Gelehrten und internationalen Richter, und Erich Kaufmann gestoßen. Diese Verbindung mit Erich Kaufmann freut mich in besonderer Weise, denn ich bin ihm seinerzeit im Jahre 1966 noch als Assistent in Heidelberg begegnet. Sein Lebensschicksal als Verfolgter des nationalsozialistischen Unrechtsregimes, dem in den Nachkriegsjahren wie zuvor schon in der Weimarer Republik wiederum höchste regierungsamtliche Funktionen anvertraut worden sind, zeigt, wofür der Orden steht: nicht nur für wissenschaftliche Leistung, sondern auch für Gerechtigkeit, Toleranz und Weltoffenheit.

Ich danke Ernst-Joachim Mestmäcker sehr herzlich für die einfühlsamen Worte, mit denen er mich vorgestellt hat. Ich habe in der Tat lange Zeiten meines Berufslebens im Dienste der internationalen Gemeinschaft verbracht, wobei Guatemala eine Schlüsselrolle gespielt hat, und hoffe, daß ich diese Erfahrungen auch innerhalb des Ordens sinnvoll einbringen kann. Herzlichen Dank!

4. TISCHREDEN BEIM ABENDESSEN
IM SCHLOSS BELLEVUE

BUNDESPRÄSIDENT HORST KÖHLER

Meine Damen und Herren,
liebe Mitglieder des Ordens Pour le mérite,

herzlich willkommen in Bellevue. Ich freue mich auf die Stunden in dieser hochansehnlichen, frohen Runde. Besonders herzlich begrüße ich die neuen Mitglieder, die heute ihre Ordenszeichen erhalten haben. Sie sind in den Orden Pour le mérite aufgenommen worden, weil Sie sich, wie es seine Satzung beschreibt, durch »weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste (...) einen ausgezeichneten Namen erworben haben«. Und ich will hinzufügen: Gewiß haben sich die neuen Mitglieder vorgenommen, am Leben des Ordens regen Anteil zu nehmen. Betrachten Sie die Einladung auch künftig als festen Teil im Leben des Ordens – wir sehen uns hoffentlich auch in den kommenden Jahren wieder.

Liebe Gäste,
so unterschiedlich die Verdienste der Ordensmitglieder ihrer Art nach sind: Sie alle verbindet ein Motiv: die Suche nach Wahrheit. Denn Erkenntnis ist das Ziel nicht nur aller wissenschaftlichen, sondern auch jeder künstlerischen Arbeit. Dem ersten Teil dieser Aus-

sage wird wahrscheinlich jeder gerne zustimmen. Aber wie steht es mit den Künsten? Was hat das Schöne mit dem Wahren zu tun? Eine eher zweideutige Antwort auf diese Frage hat Picasso gegeben, als er gesagt hat: »Die Kunst ist eine Lüge, die uns die Wahrheit erkennen läßt.« Vielleicht ist diese Sichtweise ja von ferne verwandt mit Goethes vielzitiertem »Geist, der stets verneint« und am Ende »doch das Gute schafft«. Jedenfalls stellen sich auch dort spannende wissenschaftliche Fragen, wo es um den Erkenntniswert von Kunst und um die Frage geht, was »der Geist« eigentlich will und was er dabei womöglich anrichten kann.

Was ist »Geist«? Wir Deutschen neigen ja dazu – zumindest wird uns das immer noch gelegentlich bescheinigt –, diesem Begriffe »Geist« nachzuspüren, der so ätherisch wie unverwüstlich »anwest«. Das liegt gewiß nicht zuletzt daran, daß das Deutsche mit dem Wort »Geist« sehr Unterschiedliches bezeichnet: den Sinn der Weltläufe etwa, eine herausragende Persönlichkeit im allgemeinen und ihren Witz im besonderen, die menschliche Verstandestätigkeit und – nicht zu vergessen: mancherlei Gespenster und Spukgestalten. Und vielleicht darf ich Ihnen eine für mich durchaus auch amüsante Anekdote schildern: Als ich Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten wurde, sagte mir ein wohlmeinender Bekannter: Als gelernter Ökonom sollte ich mich, wenn ich gewählt werde, doch auch besonders um das geistige Deutschland kümmern. Irgendwie bestand hier die Assoziation: Die Ökonomen können es nicht so wirklich gut mit dem Geist meinen.

Andere Sprachen als die deutsche sind in Fragen des Geistes wesentlich eindeutiger. Vielleicht haben diese anderen Sprachen aber deshalb auch nicht zu dem Wort gefunden, das vor allem Wilhelm Dilthey, ein Ordensmitglied, geprägt hat: das Wort Geisteswissenschaften. Damit fassen wir alle akademischen Disziplinen zusammen, die sich dem menschlichen Geist in seinen vielfältigen Ausdrucksformen verschrieben haben – ein fast universales Programm also.

»Nur was der Geist geschaffen hat, versteht er« – in diesem kurzen Satz verdichtet Dilthey seine Sicht auf Gegenstand, Methode und

Besonderheit der Geisteswissenschaften. Und ein wenig klingt hier wohl auch jene Überlegenheit in der Erkenntnissuche an, die manche Geisteswissenschaftler lange Jahre für sich in Anspruch nahmen. Heute indes hat man manchmal den Eindruck, als sei das einstmalis ausgeprägte Selbstbewußtsein der Geisteswissenschaften einem ausgewachsenen Minderwertigkeitskomplex, jedenfalls aber dem Gefühl einer deutlichen Vernachlässigung und Benachteiligung gegenüber den Naturwissenschaften gewichen. Da ist bisweilen von der Krise, vom Bedeutungsverlust der Geisteswissenschaften die Rede, da wird ihre mangelnde ökonomische Relevanz konstatiert, da wird beklagt, daß sich die öffentliche Aufmerksamkeit und Förderung vor allem auf die Naturwissenschaften richte, welche sich nun sogar anschicken, unter der begrifflichen Fahne der »Lebenswissenschaften« an Pforten der Seinsdeutung zu rütteln, die bisher allein die Geisteswissenschaftler öffnen zu können glaubten.

Sind solche Klagen berechtigt? Darüber wird in diesem Jahr hier in Deutschland besonders viel diskutiert, das ja zum »Jahr der Geisteswissenschaften« ausgerufen wurde. Es ist das achte Jahr in einer Reihe von Wissenschaftsjahren, die bislang vor allem den Natur- und Lebenswissenschaften und zuletzt der Informatik gewidmet waren.

Der späte Auftritt in dieser Chronologie mag ein Indiz dafür sein, daß für uns in Deutschland die Geisteswissenschaften nicht bzw. nicht mehr die Stellung einnehmen, die ihnen zukommt und die sie im Ensemble der Wissenschaften und der Künste des Ordens *Pour le mérite* zu Recht besitzen.

Die Geisteswissenschaften und alle, die ihnen wohlgesonnen sind, sollten aber aus meiner Sicht weniger über unangemessene Kritik und Krise sprechen als über Stärke und Chancen und Bedeutung. Daß sie es dabei schwerer haben als die Anwälte der Naturwissenschaften, konstatierte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bereits Hans-Georg Gadamer, auch er ein Mitglied des Ordens, als er sagte: »Die Geisteswissenschaften haben es nicht leicht, für die Art ihrer Arbeit bei der größeren Öffentlichkeit das rechte Verständnis zu finden. Was in ihnen Wahrheit ist, was bei ihnen herauskommt, ist schwer sichtbar zu machen.«

Für dieses Sichtbar-Machen von Wahrheit ist Sprache unverzichtbar. Allen Wissenschaften ist gemein, daß sie sich der Sprache oder eines vergleichbaren Zeichensystems als Kommunikationsmittel bedienen. Ohne Sprache könnten sie ihre Erkenntnisse nicht vermitteln. Jede Wissenschaft lebt davon, daß sie Dinge entdeckt, sie »zur Sprache« – und damit zu den Menschen »bringt«. Für die Geisteswissenschaften ist die Sprache aber noch mehr als ein bloßes Kommunikationsmittel: Sie ist zugleich auch Werkzeug und Gegenstand ihrer Arbeit.

Anhand und mit Hilfe der Sprache ordnen und analysieren die Geisteswissenschaften kulturelle und soziale Erfahrungen und Entwicklungen. Anhand und mit Hilfe der Sprache versuchen die Geisteswissenschaften Antworten auf die immer neue Frage nach dem Sinn dieser Entwicklungen und Erfahrungen zu geben. Anhand und mit Hilfe der Sprache »übersetzen« sie uns die oft schwerverständliche und unzugängliche Gegenwart.

Und darum hoffe ich, daß das »Jahr der Geisteswissenschaften« dazu beiträgt, die Moral der »moral sciences« zu heben und die öffentliche Wertschätzung für diese Wissenschaften zu fördern. Denn ich glaube, das ist in unser aller Interesse. Und das ist manchmal auch da vonnöten, wo man solche Wertschätzung eigentlich für selbstverständlich hält: in den Universitäten. Knappe Mittel, die von der Politik eingeforderte Schärfung des Hochschulprofils und zuweilen auch die Verwertungsinteressen der Wirtschaft veranlassen manche Universität dazu, ihre Ressourcen eher für andere Disziplinen als für die Geisteswissenschaften bereitzustellen. Aber auch die bedürfen der nährenden Brust der Alma Mater. Zu meinem Verständnis von »Universitas« gehört es unverzichtbar dazu, daß Literatur, Kunst, Geschichte, Philosophie und Religion an unseren Universitäten erforscht, vermittelt und diskutiert werden sollten.

Für problematisch halte ich es auch, wenn die Geisteswissenschaften auf die Rolle des nützlichen Interpreten der Naturwissenschaften reduziert werden. Keine Frage, wir brauchen die Geisteswissenschaften auch als Vermittler zwischen »technisch-naturwissenschaftlicher« und »geistiger« Kultur, denn immer öfter stellen uns techni-

sche Entwicklungen und naturwissenschaftliche Erkenntnisse auch vor Grundfragen unserer menschlichen Existenz: Ich nenne als Beispiel die Neurowissenschaften: Ist das Denken nur eine Folge chemischer und biophysikalischer Prozesse, gibt es keinen freien Willen? Oder nehmen wir die zunehmende Virtualisierung unserer Welt: Manche Menschen sind so weit, daß sie glauben, sich im Internet täglich neu und multipel erfinden zu können – was heißt dann noch »unverwechselbares Individuum«? Vor solche Fragen gestellt, sollten sich Natur- und Geisteswissenschaften als gleichwertige, gleichberechtigte und auch aufeinander angewiesene Partner in der Erklärung der Welt und des Menschen verstehen.

Deswegen ist es gut, daß Interdisziplinarität, daß Kooperation und Forschungsverbände zwischen Natur- und Geisteswissenschaften an Bedeutung gewinnen. In gewisser Weise liefert der Orden *Pour le mérite* die Blaupause für ein fruchtbares Miteinander der wissenschaftlichen Kulturen. Hier im Orden kommt zusammen, was zusammengehört. Einer, der wie wenige diese Einheit personifiziert hat, war Carl Friedrich von Weizsäcker, dessen wir heute nachmittag gedacht haben.

Wir brauchen in den Wissenschaften zunehmend die Forschungskoope-ration, die Zusammenarbeit vieler Wissenschaftler bei komplexen wissenschaftlichen Vorhaben.

Aber bei aller Bedeutung der Frage: »Wie können wir zusammenwirken« will ich auch noch etwas anderes sagen: Wir brauchen am Ende vor allem auch die herausragenden einzelnen Forschergestalten. So war's immer, so wird's immer sein. Auf den einzelnen kommt es an. Ich zitiere zum Schluß noch einmal ein früheres Mitglied des Ordens, Karl Popper. Er meinte: »Der Geist der Wissenschaft hat sich geändert, als eine Folge der organisierten Forschung. Wir müssen hoffen, daß es trotzdem immer wieder große Einzelgänger geben wird.« Solche Einzelgänger sind Persönlichkeiten, die mit ihrer originellen, mit ihrer unverwechselbaren Art von Anschauung, Denken und Sprache unser aller Denken und unsere Kultur prägen und bereichern, heute wie schon in der Vergangenheit: Wir können sie nicht entbehren, wir müssen sie fördern und ehren. Ich will hinzu-

fügen: Wir haben Glück, wenn wir solche Einzelpersönlichkeiten immer wieder finden.

Auch dafür gibt es den Orden Pour le mérite, und auch dafür sind Abende wie dieser in Schloß Bellevue gedacht. Seien Sie nochmals herzlich willkommen!

ORDENSKANZLER HORST ALBACH

Hochverehrter Herr Bundespräsident, sehr verehrte Frau Köhler,

Ich danke Ihnen im Namen aller anwesenden Ordensmitglieder für die Einladung zum Diner in Ihrem schönen Schloß Bellevue. Sie machen uns damit wie in jedem Jahr eine große Freude.

Sie haben, Herr Bundespräsident, in diesem Jahr das Problem der »Bildung« zum Schwerpunkt Ihrer politischen Arbeit gewählt. Was dazu von betriebswirtschaftlicher Seite gesagt werden könnte, ist schnell gesagt.

Als Gary Becker in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Begriff »Humankapital« in die ökonomische Theorie einführte und damit die sog. »Bildungsökonomie« begründete, da geschah das, weil damals praktisch alle Ökonomen an der Entwicklung einer dynamischen Theorie der Wirtschaft arbeiteten. Die Produktionsfaktoren der statischen Theorie waren Kapital und Arbeit, die Produktionsfaktoren einer dynamischen Theorie waren folgerichtig die Investitionen in das Sachkapital und die Investitionen in das Humankapital.

Noch vor gut dreißig Jahren meinte Otto Schlecht, freilich nicht ohne die ihm eigene freundschaftliche Ironie gegenüber Professo-

ren, man könne bei Bildungsinvestitionen nicht genau unterscheiden, welcher Anteil Konsum und welcher Investition sei. Heute kann man das. Seit der Edding-Kommission können wir die Vorteilhaftigkeit von Investitionen in berufliche Bildung berechnen. Wir können aber auch nachweisen, in welchen beruflichen Bildungsgängen junge Menschen mehr als ihre Ausbildungsvergütungen erwirtschaften. Wir wissen heute, daß Betriebe in den ehemaligen Staaten des Ostblocks den Transformationsprozeß doppelt so schnell bewältigen wie andere Unternehmen, wenn sie Vertreter westlicher Unternehmen in ihre Aufsichtsräte berufen und damit einen Bildungsprozeß in Gang setzen, bei dem aus obsoletem Sachkapital und – entschuldigen Sie den Ausdruck – obsoletem Humankapital eine erfolgreiche Zusammenarbeit von Arbeit und Kapital in der Marktwirtschaft entsteht.

Die betriebswirtschaftliche Bildungsökonomie ist heute in der »Personalökonomie« aufgegangen. Der Begriff »Bildung« ist geschrumpft auf die Frage nach den optimalen Ausgaben für das »Personal«. Ich bin daher Herrn Dihle sehr dankbar dafür, daß er unseren Dank für den heutigen Abend in allgemeiner gültige Gedanken über Bildung faßt.

ALBRECHT DIHLE

Deutsche reden in Erziehungs- und Schulfragen meist von Bildung. Es soll eben nicht nur um die Vermittlung nützlicher Kenntnisse, sondern um die Formung des ganzen inneren Menschen gehen. In anderen Sprachen gibt es diese Metapher auch, aber seltener gebraucht als im Deutschen. Der deutsche Wortgebrauch stammt, den Sprechern meist unbewußt, aus der Gedankenwelt unserer Klassik. Die Metapher selbst ist viel älter. In der Antike glaubte man, daß die Bärin formlose Fleischklumpen zur Welt bringe und ihnen dann durch liebevolles Belecken die Gestalt kleiner Bären gebe. Der Kirchenvater Ambrosius deutete das als Bild der Erziehung. Das war früher dem Lesepublikum noch geläufig. Ein provinzieller Dichter des 19. Jahrhunderts beschrieb eine mittelalterliche Klosterschule folgendermaßen:

 auf den rauhen Eichenbänken saß die Brut der Sachsenrecken,
 Junge Bären, Riesenarbeit war's, sie bildend zu belecken.

Aber ist das Bärenlecken heute so obsolet? Wir propagieren ein Recht auf Bildung, aber verweisen dafür nur auf die Schule, lediglich einen Faktor im Bildungsprozeß. Dazu befaßt sich die öffentliche

Diskussion vornehmlich mit den äußeren Strukturen des Schulwesens, also dem Angebot des Staates, statt mit seinem inneren Zustand. Das verführt zu der Meinung, die Schule biete, im Gegensatz zur Ausbildung in einem Lehrberuf, eine Art Behandlung an, der man sich einfach unterziehen könne. Gute Lehrer wecken zwar, etwa im Mathematikunterricht der Sekundarschule, die Einsicht, daß man nach den Worten eines italienischen Humanisten »sein eigener Bildhauer«, also aktiv sein müsse. Wo man aber im Sprach- und Literaturunterricht das Erkennen, Finden und Anwenden des genauen Ausdrucks vernachlässigt, festigt sich mit der Gewöhnung an bloßes Nachsprechen gerade die passive Haltung. Jede Zeitung verrät diesbezügliche Versäumnisse unserer Schulen, u.a. mit der meist unnötigen Übernahme immer neuer Modewörter und Clichés.

Ohne meine *déformation professionnelle* zu verleugnen, möchte ich an dieser Stelle ein Wort für die alten Sprachen einlegen. Weil man einen alten Griechen oder Römer nicht mehr um Rat fragen kann, erschließen sich ihre Texte nur durch sorgfältige Analyse des Wortlautes. Solch intensives Nachdenken hilft wenig, wo man eine gesprochene Sprache meistern will. Nachahmung, Anpassung und Wahrnehmung der Gesprächssituation sind hier viel nützlicher. Wohl aber schärft die Reflexion auf Eigenheiten und Strukturen fremder Sprachen das Bewußtsein von den Grenzen und Möglichkeiten der Muttersprache. Unsere europäischen Sprachen wurden zu Kultur- und Wissenschaftssprachen unter dem disziplinierenden Einfluß der klassischen Sprachen, die sich damals längst vom Idiom des Alltags getrennt hatten. Waren sie deshalb »tot«? Goethe war anderer Meinung:

Tote Sprachen nennst du die Sprache des Flaccus und Pindar,
und von beiden nur kommt, was in den unsrigen lebt.

Gerade um unserer eigenen Sprache willen hüten wir also die altsprachliche Tradition. Zwar kann gewiß nicht jedermann etwas mit ihr anfangen. Doch inhaltliche Bildungsunterschiede sollten uns, die wir jetzt gern von Exzellenz reden, eigentlich nicht schrecken. Aus den Wissenschaften melden sich nicht selten Fürsprecher jener

Tradition, doch die Wirkung auf politische und administrative Entscheidungen bleibt begrenzt. Immerhin, die Hallenser Medizinische Fakultät gewährt altsprachlich Versierten einen Bonus bei der Zulassung zum Studium.

Sprachbewußtsein und präziser Sprachgebrauch sind nicht alles. Menschliches Tun ist selten so eindeutig motiviert, daß man darüber in präzisen Begriffen reden kann. Literatur aber, neue und alte, in Poesie oder Prosa, vermag Tun und Reden der Menschen und ihre wahren oder vorgeblichen Beweggründe auch ohne begriffliche Fixierung deutlich zu machen. Wer das und die Wege der Autoren zu diesem Ziel aus dem Umgang mit Literatur verstehen lernt, erfährt das doppelte Vergnügen am anthropologischen und am ästhetischen Erkenntnisgewinn. Wo aus dem Unterricht dieses Vergnügen erwächst, wird sich auch die Bereicherung der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit einstellen, bestes Indiz für einen gelungenen Bildungsprozeß.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es im Reichstag heftigen Widerspruch gegen eine Militärvorlage der Regierung, und so begann der Reichskanzler seine Replik:

Lass' es jetzt gut sein, Seni, steig' herab,
Der Morgen graut, und Mars regiert die Stunde.

August Bebel, damals führender Kopf der Sozialdemokratie, war ein durch eigenes Bemühen hochgebildeter Mann und erkannte zweifellos das Zitat. Doch selbst im entgegengesetzten Fall hätte er schon aus der poetischen Diktion den von seinem Gegenspieler intendierten Stil verstanden. Wenn er über eine aus der Literatur bereicherte Sprache verfügt, vermag ein Sprecher, ob mit oder ohne Zitate, sowohl der Sache als auch der jeweiligen Befindlichkeit des Gegenübers gerecht zu werden. So vermeidet er das Odium der Verbissenheit und kann auch der Ironie die ätzende Schärfe nehmen.

Hoffen wir, daß die unabweisbaren Forderungen, welche die technische Zivilisation an unsere Schulen richtet, Sprachen, Literaturen und musische Fächer nicht zu sehr in den Hintergrund drängen. Zur Bildung gehört gewiß die Fähigkeit, Hebel am technisch-admini-

strativen Apparat zu bedienen. Sekundarschulunterricht für die gesamte Weltbevölkerung, wie es ein Entwurf der American Academy of Arts and Sciences vorsieht, müßte sich zunächst wohl mit diesem Ziel begnügen. Bildung im eigentlichen Wortsinn jedoch zeigt sich vor allem im humanen Miteinander der Menschen. Humanität gedeiht zwar nur auf dem Boden schlichten Wohlwollens, bedarf aber immer wieder der sorgsam gepflegten Sprache, um wirksam zu werden. Das hat unsere Schulpolitik in ihrem Reformeifer lange vernachlässigt. Ein in den 80er Jahren amtierender Kultusminister glaubte, die Abiturprüfung müsse auch bestehen können, wer keine Zeile Goethes gelesen habe. Das entspricht zum Glück wohl nicht mehr heutigem Konsens.

DRITTER TEIL

CHRONIK DES ORDENS 2006/2007

Die Herbsttagung 2006 fand in Görlitz statt. Die Ordensmitglieder wollten sich an Ort und Stelle darüber unterrichten, wie zwei bisher über sechzig Jahre lang getrennte Städte in zwei Ländern, die nun in der Europäischen Union vereint sind, zusammenwachsen. Natürlich ist ein solcher Prozeß nur vor dem Hintergrund einer immer engeren Zusammenarbeit – und der Rückschritte dabei – in Europa zu verstehen. Das Generalthema der Tagung lautete daher: »Die deutsch-polnischen Beziehungen«.

Die Ordensmitglieder sprachen mit den Bürgermeistern von Görlitz und Zgorzelec, mit Lehrern, Schülern und Schülerinnen des zweisprachigen Augustum-Annen-Gymnasiums, besuchten das neueröffnete Schlesische Landesmuseum und wurden von Professor Kiewow sachkundig und liebevoll durch die historische Altstadt von Görlitz geführt. Die in diesem Band abgedruckten Reden und Berichte geben ein eindrucksvolles Bild von dem Optimismus, mit dem die Stadtoberhäupter, die Bürger und die Jugend auf beiden Seiten der Neiße die Zukunft sehen.

Von Optimismus war auch die Rede des Europa-Abgeordneten und früheren polnischen Außenministers Bronisław Geremek gekennzeichnet. Professor Geremek, Mitglied im Orden Pour le mérite seit dem Jahr 2002, sprach über die deutsch-polnischen Beziehungen aus der Sicht eines Polen und eines engagierten Europäers und ging auch auf die Probleme in jüngerer Zeit ein.

So differenziert die hier wiedergegebenen Reden und Bemerkungen zum Thema »Deutsch-polnische Beziehungen« seit der Aufnahme Polens in die Europäische Union sind, so unterschiedlich sind sicherlich die Eindrücke, welche die Ordensmitglieder von Görlitz mitnahmen. Künstler und Architekten waren wohl besonders beeindruckt davon, wie die Altstadt von Görlitz restauriert worden ist. Der Wirtschaftswissenschaftler sah hinter den sehr schön renovierten Straßenfluchten die Leerstände der Wohnungen. Der Historiker sah beim Gang durch die Innenstadt das geschäftige Treiben in der mit-

telalterlichen Handelsstadt, in der die Wirtschaftsbeziehungen zwischen West und Ost und Nord und Süd gepflegt wurden. Der Regisseur blieb, fasziniert von der Atmosphäre der Stadt, noch einen Tag länger um zu prüfen, wie die Eindrücke in einem Film Gestalt gewinnen könnten – die örtlichen Zeitungen berichteten beglückt und ausführlich darüber.

Die Frühjahrstagung 2007 fand, der Tradition des Ordens entsprechend, am Sitz des Bundespräsidenten in Berlin statt. Soweit es der Kalender zuläßt, wird sie am Gründungstag des Ordens, dem 31. Mai, durchgeführt. In diesem Jahr stand sie ganz im Zeichen der Musik. Im Gedenken an das verstorbene Ordensmitglied György Ligeti wurde seine »Hommage à Brahms« von den Solisten Saschko Gawriloff, Stefan Dohr und Ferenc Bognár gespielt. Es erklang die Stimme von Elisabeth Legge-Schwarzkopf im Monolog der Marschallin und im Lied »Beim Schlafengehen«. Zur Begrüßung spielte das Ensemble Harmoniemusik der Universität der Künste Berlin ein Arrangement von Uri Rom aus der Humboldt-Kantate von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Den Auszug der Ordensmitglieder begleitete das Ensemble mit dem Adagio Es-Dur aus der Serenade c-moll von Wolfgang Amadé Mozart.

Vizekanzler Erwin Neher hatte ein wissenschaftliches Programm unter dem Titel »Vervielfältigung und Selektion: Das Grundprinzip der Biologie« zusammengestellt, das Vorträge von Erwin Neher, Manfred Eigen und Robert Weinberg umfaßte. Im zweiten Teil des wissenschaftlichen Programms berichtete Ludwig Finscher über den Stand der Mozart-Forschung. Reinhard Selten ging der sehr grundsätzlichen Frage nach, wie Sprache als Instrument der Koordination in Gesellschaften entsteht. Die Stellungnahme von Eberhard Jüngel zur ersten Enzyklika von Papst Benedikt XVI konnte nicht diskutiert werden, weil Professor Jüngel erkrankt war. Sein Vortrag lag aber bereits als Sonderdruck aus diesem Jahresband vor.

Die Ordensmitglieder haben das Privileg und die Freude, vom Herrn Bundespräsidenten zu einem Diner im Schloß Bellevue eingeladen zu werden. Der Staatsminister für Kultur und Medien lädt die Mit-

glieder zu einem Mittagessen ein. Seit kurzem bedankt sich der Kanzler nur mit kurzen Worten und bittet Mitglieder des Ordens, den Dank der Ordensmitglieder für die Einladung in einem kurzen Statement zu einem Thema zu sprechen, das der Bundespräsident zu seinem Thema des Jahres gemacht hat. Beim Mittagessen beleuchtet ein Mitglied des Ordens einen Aspekt der Kulturpolitik in Deutschland. In diesem Jahr hat Albrecht Dihle zum Thema »Bildung und Sprache« gesprochen. In seiner Tischrede »Kulturpolitik in Deutschland – von außen gesehen« warb Günter Blobel sehr engagiert für den Bau eines Tunnels unter der Elbe statt einer Brücke, der heißumstrittenen »Waldschlößchen-Brücke«. Den Status der Elbauen als Weltkulturerbe durch den Bau einer Brücke zu gefährden erscheint ihm als Kultur-Barbarei. Die Grundregel des Ordens: »Der Orden spricht nicht – seine Mitglieder sprechen« wurde durch diese Tischrede auf das schönste bekräftigt. Auch die Antwort des Staatsministers auf die Rede von Günter Blobel ist in diesem Jahresband wiedergegeben.

Am Dienstagvormittag trafen sich 12 Ordensmitglieder mit von der Studienstiftung des deutschen Volkes geförderten Studenten in der Humboldt-Universität zu Berlin in mehreren fachlich getrennten Gruppen zum Gedankenaustausch. Präsident Marksches, der das Treffen in der Humboldt-Universität persönlich betreut hatte, berichtet, die Studenten seien begeistert gewesen – was auch von den beteiligten Ordensmitgliedern gesagt werden kann.

Das Jahr des Ordens besteht nicht nur aus zwei Sitzungen. Die Mitglieder des Ordens sind – wenn auch ihrem Alter entsprechend in unterschiedlicher Intensität – nach wie vor in vielfältiger Weise wissenschaftlich und künstlerisch tätig. Für den Kanzler des Ordens ist es eine schöne Aufgabe, den Ordensmitgliedern Glück zu wünschen für ihre Wahl in bedeutende nationale und internationale Ehrenämter, ihnen zu Ehrenpromotionen zu gratulieren und die Verleihung bedeutender Preise dankbar zu würdigen. In diesem Ordensjahr ragen zwei Preise besonders heraus: Ludwig Finscher erhielt den Balzan-Preis für sein Lebenswerk aus den Händen des italieni-

schen Staatspräsidenten Giorgio Napolitano. György Kurtág wurde mit dem Grawemeyer Award in Music ausgezeichnet. Nikolaus Harnoncourt wurde zum Ritter des Ordens vom Niederländischen Löwen geschlagen – eine höhere Auszeichnung gibt es für Zivilisten in den Niederlanden nicht. Fritz Stern ist Mitglied des Senats der Deutschen National-Stiftung, und Gerhard Casper wurde zum Mitglied des International Advisory Committee of the Istituto Italiano di Science Umane gewählt. Zwei große Ausstellungen von Künstlern im Orden verdienen besondere Erwähnung: Magdalena Abakanowicz war von der Regierung Polens gebeten worden, der Stadt Chicago ein Geschenk zu machen: 106 Bronzefiguren stellte sie im Grant Park auf. Dani Karavan baute in der Präfektur Nara den Murou Art Forest.

Ordenskanzler Horst Albach

BERICHT ÜBER DAS TREFFEN MIT BERLINER STUDIENSTIFTLERN

Zum zweiten Mal fand im Anschluß an die Frühjahrstagung eine Diskussion zwischen Ordensmitgliedern und Studenten statt. Bei einer Umfrage im Januar 2007 hatten sich 14 Ordensmitglieder bereit erklärt, an einer Diskussion mit Studenten an der Humboldt-Universität teilzunehmen. Die Studienstiftung des deutschen Volkes nahm dieses Angebot gerne an und veröffentlichte in ihrem Mitteilungsblatt, dem ›Ikarus‹, eine Notiz unter dem Titel ›Pour le mérite: Genies zum Anfassen‹.

Es registrierten sich 78 Studentinnen und Studenten für die Veranstaltung am Dienstagmorgen, dem 5. Juni. Ihnen standen schließlich 12 Ordensmitglieder gegenüber. Nach kurzen Begrüßungen durch den Dekan der juristischen Fakultät der Humboldt-Universität, Herrn Professor Pernice, sowie durch den Ordenskanzler und Frau Dr. Irrgang von der Studienstiftung teilten sich die Studenten in Gruppen auf mit jeweils ein, zwei oder drei Ordensmitgliedern – je nach Fachgebiet.

Ich konnte etwa zwölf Studenten um mich scharen und mich mit ihnen in einen der bereitgestellten Hörsäle zurückziehen. Alle zeigten großes Interesse an den Neurowissenschaften, teils allgemeiner Art, teilweise auch basierend auf aktuellen Fragestellungen, die sich aus den jeweiligen Promotionsprojekten ergaben. Ich war überrascht, unter den Teilnehmern auch Studenten aus Heidelberg und Göttingen zu finden, die das Angebot des Ordens zum Anlaß für einen Berlinbesuch genommen hatten. Die Fragen und Antworten reichten von technischen Details über meine eigenen Erfahrungen als Doktorand bis zu der generellen Frage, ob und wann wir die Wirkungsweise des Gehirns je verstehen werden. Die für die Diskussion angesetzten zwei Stunden gingen im Fluge vorüber.

Ähnlich erging es wohl auch den Ordenskollegen, von denen sich einige äußerten. So schrieb Herr Andreae:

... in unserer Gruppe waren außer mir noch die Herren Busmann

und Burkert. Die Studenten nahmen lebhaft Anteil an unseren kurzen Statements und stellten kluge Fragen, die wir nach Kräften beantwortet haben. Die Frage, wie man kreativ würde, konnten wir allerdings auch nur mit der Aufforderung erwidern: »Arbeiten, nicht verzweifeln!« Für mich selbst eine interessante Erfahrung war, daß auch so verschiedene Fächer wie Philologie, zeitgenössische Architekturplanung und Archäologie zu Fragen führten, die für alle gewinnbringend beantwortet oder wenigstens angerissen werden konnten. Ich halte diese Initiative des Ordenskanzlers für sehr fruchtbar und bin immer wieder, solange die Kräfte es erlauben, gerne mit von der Partie.

Herr Sheehan schrieb:

Professor Fuhrmann and I met with 15 students, most of them historians but with some Politikwissenschaftlern and others as well. We talked about the Orden – Professor Fuhrmann gave a splendid introduction to its history and development – and then had a general discussion of the students interests in Europe, European history, and the European project. They seemed to me very bright and well-informed. I learned a great deal and I had the sense the students found the discussion of interest. In sum, I found this to be a worthwhile experience and would be happy to repeat it.

In weiteren mündlichen Berichten wurde übereinstimmend festgestellt, daß die Diskussionen für beide Seiten interessant und anregend sind und zum ›Standardprogramm‹ der Ordenstagung werden sollten.

Vizekanzler Erwin Neher

BERICHT ÜBER DAS TREFFEN IM AUGUSTUM-ANNEN-GYMNASIUM
UND DAS WIEDERSEHEN IN BERLIN

Für mich war der 4.6.2007 einer der außergewöhnlichsten Tage meines Lebens. Doch was macht diesen Tag so besonders?

Die Zugfahrt nach Berlin gestaltete sich durch zahlreiche, anregende Gespräche über verschiedenste Themen sehr angenehm. In Berlin angekommen, legten wir nach kurzer Zeit eine kleine Pause zum Kaffeetrinken ein und setzten sogleich unseren Weg zum Konzerthaus am Gendarmenmarkt fort. Als wir am Konzerthaus angekommen waren und auch das erste Gruppenfoto hatten aufnehmen lassen, begrüßte uns eine sehr freundliche Mitarbeiterin des Ordens und führte uns sogleich in den Eingang des Konzerthauses. Dieses zeigte sie uns kurz und führte uns in den Eingangsbereich. In diesem überraschte uns Ordenskanzler Horst Albach mit seiner Gattin und baute sogleich ein nettes Gespräch auf. Im Anschluß daran nahmen wir unsere Plätze, die direkt hinter denen der Gattinnen der Ordensmitglieder waren, im Großen Saal ein. Unter der Begleitung von Felix Mendelssohn-Bartholdys »Willkommen« betraten Bundespräsident Köhler und Herr Albach gefolgt von den Mitgliedern des Ordens den Saal. Die Begrüßung der Anwesenden vollführte Professor Horst Albach, wobei er uns Schüler und Herrn Groch besonders hervorhob, was uns alle sehr ehrte. Im weiteren Verlauf schilderte er die den Orden betreffenden Ereignisse des letzten Jahres und erwähnte hierbei auch den Besuch unserer Schule im Rahmen der Herbsttagung in Görlitz. Anschließend verlas der Literat Hans Magnus Enzensberger von Dietrich Fischer-Dieskau verfaßte Gedenkworte für die verstorbene Elisabeth Legge-Schwarzkopf. Ihre Stimme durften die Zuhörer im Anschluß mittels Tonaufnahmen erleben. Hermann Haken übernahm hierauf und ehrte Carl Friedrich von Weizsäcker, dessen Bruder, Bundespräsident a.D. Richard von Weizsäcker, auch anwesend war. Dem mit schon 67 Jahren verstorbenen Erforscher des menschlichen Alters und der damit einhergehenden Prozesse des Körpers, Paul B. Baltes, gedachte Wolfgang Gerok, dessen Nachruf auch zahlreiche Erkenntnisse des

Verstorbenen vermittelte. György Kurtágs Würdigung seines Freundes György Ligeti war für mich die ergreifendste und riß mich mit. Anschließend an diese wurde »Hommage á Brahms« von Ligeti gespielt. Nun erhielten drei große Persönlichkeiten das Große Ordenszeichen. Zuerst übergab Horst Albach die Urkunde und das Ordenszeichen selbst an den Wirtschaftsnobelpreisträger Reinhard Selten. Die Aufnahme des James J. Sheehan mit einer Laudatio von Karl Dietrich Bracher wurde durch eine kleine »Panne« beim Verleihen des Ordenszeichens überdeckt. Diese überspielte der Ordenskanzler aber gekonnt und humorvoll, so daß sie der Veranstaltung nur zugute kam. Abschließend wurde der Menschenrechtsvertreter Christian Tomuschat von Ernst-Joachim Mestmäcker geehrt und durch Horst Albach in den Orden aufgenommen. Die Mitglieder verließen begleitet durch Mozarts »Adagio Es-Dur aus der Serenade c-moll für Harmoniemusik KV 384a« den Saal. Im Rahmen eines kleineren Empfanges im Beethoven Saal erhielten auch wir Schüler die Möglichkeit, ein Gespräch mit den Ordensmitgliedern zu führen. Hierbei fiel die sonst selbstverständliche Grenze zwischen einem Abiturienten und einem Nobelpreisträger fast vollkommen, und wir durften alle interessante Gespräche führen oder ihnen zuhören. Ich selbst beteiligte mich an einem Gespräch mit Reinhard Selten, der uns einige Facetten seines Lebens darstellte. Letztendlich verabschiedete uns Horst Albach und seine Gattin noch persönlich. Im Anschluß an die Veranstaltung genossen wir noch den Aufenthalt in Berlin. Die Rückfahrt im Zug war ebenfalls mit angenehmen Gesprächen verbunden und wurde nur durch einen Aufenthalt in Cottbus, der wiederum für eine Kaffeepause genutzt wurde, unterbrochen.

In Görlitz angekommen, mußte ich die Geschehnisse des Tages zuerst einmal verarbeiten. Sicherlich werde ich dieses Ereignis mein Leben lang in Erinnerung behalten. Ich möchte an dieser Stelle den Personen, die diesen Besuch der Tagung ermöglicht haben, also dem Ordenskanzler Herrn Albach sowie Herrn Groch, herzlich danken. Ein Besuch einer solchen Veranstaltung wird sicherlich nur den wenigen Menschen zuteil, so daß ich dies sehr schätze.

Armin Grabs

Sehr geehrter Herr Kanzler,

ich möchte mich im Namen der Schüler des Augustum-Annengymnasiums herzlich bei Ihnen für die Teilnahme an der Ordens- tagung am 4. Juni 2007 und Ihre Gastfreundlichkeit bedanken. Es war für uns ein unvergeßlicher Nachmittag, der mit Sicherheit in so manchem noch seinen Nachhall finden wird. Wir schätzen die Bedeutung, die Ihre Einladung hatte, sehr hoch und fühlen uns geehrt.

Einige der teilgenommenen Schüler haben, wie Sie wissen, erst kürzlich ihre Schulausbildung abgeschlossen, und der Besuch der Tagung des Ordens »Pour le mérite« war durchaus ein prägender Moment im Leben eines jungen Menschen, der den Ehrgeiz geschürt hat und Ansporn ist, Großes zu erreichen, auch wenn es mit harter Arbeit verbunden sein sollte. Dafür gilt Ihnen und dem gesamten Orden großer Dank.

Besonders gefreut haben wir uns über die kleinere Runde nach der Veranstaltung, in der es uns möglich war, mit einigen Mitgliedern ins Gespräch zu kommen. Leider war jedoch die Zeit zu kurz und die Verlegenheit für einige Schüler vielleicht zu groß, um mit dem gewünschten Mitglied ins Gespräch zu kommen, so zum Beispiel mit den Rednern des ersten Treffens im vergangenen Sommer, vor allem mit Dr. Enzensberger, dessen Auftreten bei diesem ersten Treffen doch sehr anregend und interessant war und ein weiteres Gespräch sehr wünschenswert erscheinen ließ.

Deshalb hoffen wir, daß eine dauerhafte Verbindung zwischen dem Orden und unserer Schule Bestand hat, und wünschen uns, daß zu gegebener Zeit ein weiteres Treffen, dann sicher an unserer Schule in Görlitz, möglich ist.

Philipp Restetzki

ZUWAHLEN

am 3. Juni in 2007 in Berlin

Inländisches Mitglied

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. YURI MANIN (Mathematiker)

BILDTEIL



Herbsttagung in Görlitz

Gruppenfoto der Ordensmitglieder
auf der alten Treppe des Görlitzer Rathaus



Herbsttagung in Görlitz

Eintrag in das Goldene Buch der Stadt,
Ordenskanzler Horst Albach und Joachim Paulick,
Oberbürgermeister von Görlitz



Herbsttagung in Görlitz

Von links:

Ireneusz Aniskiewicz, Kulturbürgermeister von Zgorzelec,
Ordenskanzler Horst Albach und Joachim Paulick,
Oberbürgermeister von Görlitz



Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

Blick in den Sitzungsraum



Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

Stig Strömholm und Martin Walser



Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

Hubertus von Pilgrim und Herbert Giersch



Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

Albrecht Schöne und Horst Fuhrmann



Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

Dani Karavan und Wim Wenders



Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

Robert Weinberg und Erich Kandel



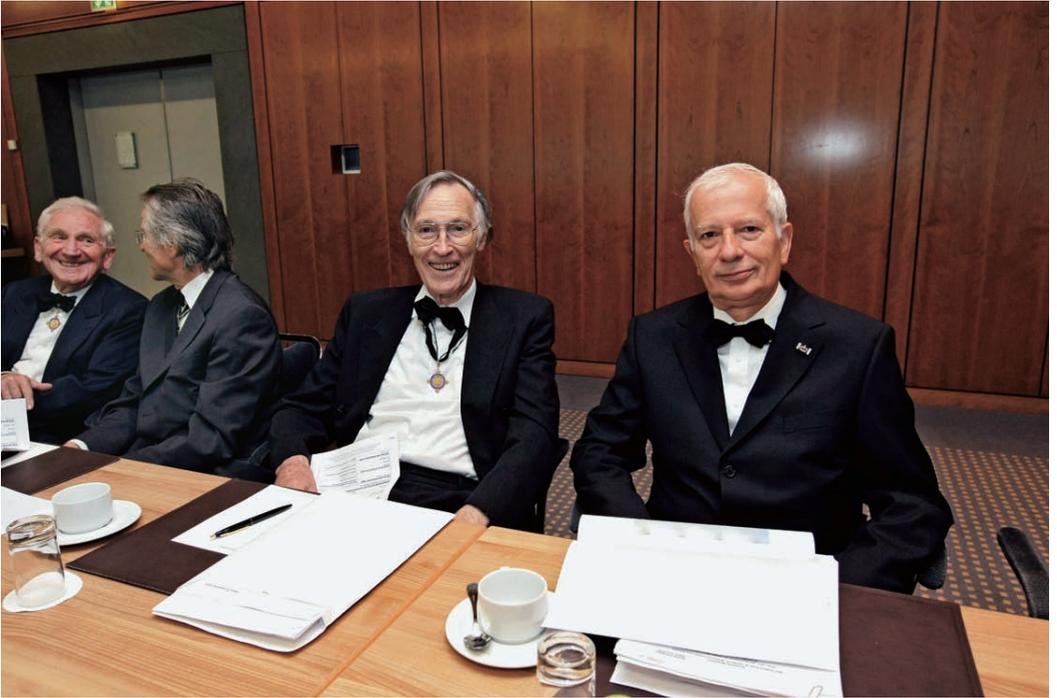
Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

James Sheehan und Gerhard Casper



Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

Peter von Matt, Ludwig Finscher und Hermann Haken
Im Hintergrund: Walter Burkert und Ernst-Joachim Mestmäcker



Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

Von links:

Ernst-Joachim Mestmäcker, Peter Busmann,
Walter Burkert und Christian Tomuschat



Sitzung der Ordensmitglieder
in Berlin

James Sheehan erhält das kleine Ordenszeichen



Reinhard Selten



James J. Sheehan



Christian Tomuschat



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt
Die Ordensmitglieder vor dem Konzerthaus



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Begrüßung von Frau Köhler und des Bundespräsidenten
durch den Ordenskanzler Horst Albach



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Versammlung im Beethovensaal:
Der Bundespräsident begrüßt Ludwig Finscher



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Der Bundespräsident im Gespräch mit Dani Karavan
und Alt-Bundespräsident Richard von Weizsäcker



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Der Bundespräsident begrüßt Reinhard Selten,
dazwischen Friedrich Hirzebruch



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Einzug der Ordensmitglieder
in den Großen Saal des Konzerthauses:
Der Bundespräsident und der Ordenskanzler



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Entrada: »Willkommen« aus der Humboldt-Kantate
von Felix Mendelssohn-Bartholdy, gespielt von dem
Ensemble Harmoniemusik der UdK



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Blick in den großen Saal



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

György Kurtág bei seiner Gedenkrede auf György Ligeti



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

György Ligeti: Hommage à Brahms,
gespielt von Saschko Gawriloff (Violine),
Stefan Dohr (Horn) und Ferenc Bognár (Klavier)



Öffentliche Sitzung
im Konzerthaus am Gendarmenmarkt

Aufnahme neuer Mitglieder:
Bei der Aufnahme von James Sheehan erweist sich das Band
im Großen Ordenszeichen als zu kurz



Die Schülergruppe des Augustum-Annen-Gymnasiums,
Görlitz, mit ihrem Gymnasiallehrer Andreas Groch,
Fachberater für Philosophie und Ethik im Freistaat Sachsen.



Besuch des Deutschen Historischen Museums

Horst Fuhrmann mit dem Hausherrn Hans Ottomeyer,
Generaldirektor des Deutschen Historischen Museums



Besuch des Deutschen Historischen Museums

Hans-Jörg Czech, Stellvertretender Direktor
des Deutschen Historischen Museums
und Ministerialdirektor Hermann Schäfer



Besuch des Deutschen Historischen Museums

Von links:

Reinhard Kurth, Leiter des Robert Koch-Instituts,
Ruthild Winkler-Oswatitsch,
Bärbel-Maria Kurth und Manfred Eigen



Besuch des Deutschen Historischen Museums

Von links:

Carl Christian von Weizsäcker, Elisabeth von Weizsäcker,
Marlene Dihle und Abrecht Dihle



Besuch des Deutschen Historischen Museums

Wolfgang Gerok vor einem Porträt
Gebhard Leberecht von Blüchers



Besuch des Deutschen Historischen Museums

Albrecht Schöne betrachtet Augsburger Monatsbilder
von Jörg Breu dem Älteren aus der Nähe



Besuch des Deutschen Historischen Museums

Erwin Neher, Eva-Maria Neher und Horst Albach
mit Blick in den Schlüterhof

ANHANG

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE
SATZUNG

Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste,

den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch Stiftungs-
urkunde vom 31. Mai 1842 dem Orden Friedrichs des Großen Pour le
mérite als Friedensklasse für die Verdienste um die Wissenschaften
und die Künste hinzugefügt hat, der nach dem Wegfall der Monarchie
durch Beschluß seines Kapitels vom 26. Februar 1922 (genehmigt vom
Preußischen Staatsministerium am 4. März 1924) den Charakter einer
freien Vereinigung von hervorragenden Gelehrten und Künstlern er-
halten hatte, hat sich, nachdem das deutsche Volk in der Bundesrepu-
blik seinem staatlichen Leben am 23. Mai 1949 eine neue Ordnung
gegeben hat, in der Sitzung seines Kapitels vom 31. Mai 1952 als eine
freie, sich selbst ergänzende Gemeinschaft neu bestätigt.

Das Kapitel hat am 31. Mai 1954 beschlossen, den Herrn Bundesprä-
sidenten zu bitten, das Protektorat des Ordens zu übernehmen. Der
Herr Bundespräsident hat dieser Bitte entsprochen.

Das Kapitel hat am 27. Juni 1963 eine revidierte Satzung beschlossen,
die an die Stelle der Satzung vom 18. Juni 1956 tritt, sowie am 4. Juni

1969 eine Ergänzung der Satzung durch § 10 und am 29. Mai 1990 eine Änderung der §§ 2 und 10 der Satzung.

§ 1

(1) Mitglieder des Ordens können nur Männer und Frauen werden, die durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben.

(2) Sie tragen als Zeichen ihrer Mitgliedschaft den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste in seiner historischen Form. Sie sind der Tradition des Ordens verpflichtet.

(3) Die Stiftungsurkunde vom 31. Mai 1842 bestimmt die Form des Ordenszeichens wie folgt:

»Der doppelt gekrönte Namenszug Friedrichs II. umgibt, viermal wiederholt, in Kreuzform ein rundes goldenes Schild, in dessen Mitte der Preußische Adler steht. Die Ordensdevise umgibt ringförmig, auf blau emailliertem Grund, das Ganze, die Namenszüge mit den Kronen verbindend. Das Ordenszeichen wird an einem schwarzen, mit Silber umränderten Band um den Hals getragen.«

(4) Die Abzeichen sind Eigentum der Bundesrepublik Deutschland. Jedes Mitglied ist verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß nach seinem Tode sein Abzeichen unverzüglich dem Bundesministerium des Innern in Bonn zurückgegeben wird.

§ 2

(1) Die Mitglieder des Ordenskapitels müssen deutsche Staatsangehörige sein. Es können jedoch auch Angehörige anderer Staaten, die seit Jahren als Gelehrte oder Künstler in Deutschland leben und wirken, zu Mitgliedern gewählt werden. Wenn Mitglieder deutscher Staatsangehörigkeit diese Staatsangehörigkeit verlieren oder wenn

Mitglieder nichtdeutscher Staatsangehörigkeit ihren Wohnsitz ins Ausland verlegen, treten sie ohne weiteres in die Reihe der ausländischen Mitglieder.

(2) Die Zahl der Ordensmitglieder ist vorbehaltlich der in § 10 getroffenen Sonderregelung auf dreißig festgesetzt; sie wird nach dem Ausscheiden eines Mitgliedes jeweils wieder ergänzt.

(3) Von diesen Mitgliedern sollen in der Regel je zehn auf die Geisteswissenschaften, die Naturwissenschaften und die Künste entfallen.

§ 3

Außer den dreißig Mitgliedern des Kapitels kann das Kapitel auch Angehörige anderer Staaten zu Mitgliedern des Ordens wählen. Die Zahl der ausländischen Mitglieder soll die der Mitglieder des Kapitels nicht übersteigen; bei ihrem Ausscheiden sollen Ersatzwahlen nicht erforderlich sein.

§ 4

Die Mitglieder des Kapitels treten mindestens einmal im Jahr am 31. Mai als dem Stiftungstag des Ordens oder in den folgenden Wochen zu einer Kapitalsitzung zusammen. Hierzu lädt der Kanzler rechtzeitig unter Mitteilung der Tagesordnung ein.

§ 5

(1) Die Mitglieder des Kapitels wählen aus ihrer Mitte durch Stimmzettel mit einfacher Mehrheit der Anwesenden den Kanzler sowie den ersten und zweiten und gegebenenfalls einen dritten Vizekanzler, die den Kanzler bei dessen Verhinderung nach Rangfolge vertreten. Bei Verhinderung der Vizekanzler bestimmt der Kanzler seinen Vertreter von Fall zu Fall.

(2) Scheidet der Kanzler oder ein Vizekanzler aus seinem Amt, so bestimmt das Kapitel den Nachfolger in freier Wahl.

(3) Kanzler und Vizekanzler müssen inländischen Wohnsitz haben.

(4) Jede der drei in § 2 Absatz 3 genannten Gruppen muß durch den Kanzler oder einen Vizekanzler vertreten sein.

§ 6

(1) Bei jeder Vakanz stellen der Kanzler und die Vizekanzler tunlichst in gemeinsamer Besprechung Vorschläge für die Ersatzwahl auf. Hierfür können alle wahlberechtigten Mitglieder Anregungen an den Kanzler richten.

(2) Die Vorschläge der Kanzler sind mit Angaben über Leben und Werke der vorgeschlagenen Persönlichkeiten den Mitgliedern des Kapitels vierzehn Tage vor dem Wahltag zu übersenden.

(3) Eine Wahl kann nur stattfinden, wenn mindestens zwei Drittel der Mitglieder des Kapitels sich an ihr beteiligen. Ausdrückliche Stimmenthaltung gilt als Teilnahme an der Wahl.

(4) Gewählt wird in der Sitzung des Kapitels auf der Grundlage der Vorschläge der Kanzler. Mitglieder, die verhindert sind, an der Sitzung teilzunehmen, können jedoch ihre Stimme in geschlossenem Umschlag an den Kanzler senden.

§ 7

(1) Gewählt ist, wer zwei Drittel der Stimmen der in der Kapitalsitzung anwesenden Mitglieder und die Mehrheit der Stimmen der an der Wahl teilnehmenden Mitglieder auf sich vereinigt.

(2) Sind in der Kapitalsitzung mindestens zwei Drittel der Mitglieder anwesend, so kann das Kapitel, auch unabhängig von den Vor-

schlagen der Kanzler, mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der Anwesenden die Wahl vornehmen.

(3) Kommt eine Wahl aufgrund der Absätze 1 und 2 nicht zustande, so kann das Kapitel mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der Anwesenden einen neuen Kandidaten vorschlagen. Dieser Vorschlag ist unter Angabe des Stimmverhältnisses den abwesenden Mitgliedern mit der Aufforderung mitzuteilen, binnen zwei Wochen ihre Stimmen an den Kanzler zu senden. Gewählt ist, wer die Mehrheit der an der Wahl teilnehmenden Mitglieder auf sich vereinigt.

§ 8

Für die Wahl ausländischer Mitglieder sind die §§ 6 und 7 entsprechend anzuwenden.

§ 9

(1) Nachdem der Gewählte die Wahl angenommen hat, stellt der Kanzler das Ergebnis der Wahl fest.

(2) Er übersendet dem neuen Mitglied eine Urkunde, in der er Wahl und Annahme der Wahl feststellt, das neue Mitglied in der Gemeinschaft des Ordens begrüßt und die Wahl in aller Form bestätigt.

(3) Das Ergebnis der Wahl ist dem Herrn Bundespräsidenten als dem Protektor des Ordens sowie allen Mitgliedern des Ordens mitzuteilen und zu veröffentlichen.

§ 10

(1) Mitglieder, welche das 80. Lebensjahr vollendet haben, werden in die in § 2 festgelegte Mitgliederzahl nicht eingerechnet. Sie behalten ihre vollen Rechte.

(2) Es können insofern neue Mitglieder über die in § 2 festgelegte Zahl der Mitglieder hinaus gewählt werden.

(3) Es sollen aber in einem Jahr nicht mehr als zwei zusätzliche Mitglieder gewählt werden. Die Gesamtzahl der Mitglieder darf vierzig inländische und vierzig ausländische Mitglieder nicht überschreiten.

Der in der Kapitelsitzung am 27. Juni 1963 in Bonn beschlossenen und mir vorgelegten Neufassung der Satzung des Ordens erteile ich die Genehmigung.

Bonn, den 19. September 1963

Der Bundespräsident
Lübke

Der Bundeskanzler
Adenauer

Der Bundesminister des Innern
Höcherl

Der in der Kapitelsitzung am 4. Juni 1969 in Bonn beschlossenen und mir vorgelegten Änderung der Satzung des Ordens (Einfügung eines § 10) erteile ich die Genehmigung.

Bonn, den 30. Juni 1969

Der Bundespräsident
Lübke

Der Bundeskanzler
Kiesinger

Der Bundesminister des Innern
Benda

Der in der Kapitalsitzung am 29. Mai 1990 in Bonn beschlossenen und mir vorgelegten Änderung der Satzung (§ 2 Absatz 2 und § 10) erteile ich die Genehmigung.

Bonn, den 5. Oktober 1990

Der Bundespräsident
Weizsäcker

Der Bundeskanzler
Kohl

Der Bundesminister des Innern
Schäuble

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

MITGLIEDER

I = Inländische Mitglieder
A = Ausländische Mitglieder
Stand: 01. Oktober 2007

MAGDALENA ABAKANOWICZ (A) IN WARSCHAU, POLEN	BILDHAUERIN
HORST ALBACH (I) IN BONN ab 2005: KANZLER DES ORDENS	BETRIEBSWIRTSCHAFTLER
BERNARD ANDREAE (I) IN ROM, ITALIEN	ARCHÄOLOGE
PINA BAUSCH (I) IN WUPPERTAL	BALLETTDIREKTORIN UND CHOREOGRAPHIN
HANS BELTING (I) IN KARLSRUHE	KUNSTHISTORIKER
GÜNTER BLOBEL (A) IN NEW YORK, USA	ZELLBIOLOGE
PIERRE BOULEZ (A) IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KARL DIETRICH BRACHER (I) IN BONN	HISTORIKER UND POLITIKWISSENSCHAFTLER
ALFRED BRENDEL (A) IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER
WALTER BURKERT (I) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	ALTPHILOLOGE
PETER BUSMANN (I) IN KÖLN 1997-2005: VIZEKANZLER	ARCHITEKT
GERHARD CASPER (A) IN STANFORD, CA., USA	RECHTSGELEHRTER
SIR HENRY CHADWICK (A) IN OXFORD, ENGLAND	KIRCHENHISTORIKER
LORD RALF DAHRENDORF (A) IN LONDON, ENGLAND	SOZIOLOGE

ALBRECHT DIHLE (I) IN KÖLN	ALTPHILOLOGE
UMBERTO ECO (A) IN MAILAND, ITALIEN	SEMIOTIKER
MANFRED EIGEN (I) IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
HANS MAGNUS ENZENSBERGER (I) IN MÜNCHEN	SCHRIFTSTELLER
ab 2005: VIZEKANZLER	
ALBERT ESCHENMOSER (A) IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
LUDWIG FINSCHER (I) IN WOLFENBÜTTEL	MUSIKWISSENSCHAFTLER
DIETRICH FISCHER-DIESKAU (I) IN BERLIN	KAMMERSÄNGER
LORD NORMAN FOSTER (A) IN LONDON, ENGLAND	ARCHITEKT
HORST FUHRMANN (I) IN STEINEBACH	HISTORIKER
1992-2005: VIZEKANZLER	
WALTER GEHRING (A) IN THERWIL, SCHWEIZ	BIOLOGE
WOLFGANG GEROK (I) IN FREIBURG/BR.	MEDIZINER
BRONISLAW GEREMEK (A) IN WARSCHAU, POLEN	HISTORIKER
HERBERT GIERSCH (I) IN SAARBRÜCKEN	NATIONALÖKONOM
SOFIA GUBAIDULINA (A) IN APPEN BEI HAMBURG	KOMPONISTIN
HERMANN HAKEN (I) IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
NIKOLAUS HARNONCOURT (A) IN ST. GEORGEN	MUSIKER
FRIEDRICH HIRZEBRUCH (I) IN ST. AUGUSTIN	MATHEMATIKER
ROBERT HUBER (I) IN GERMERING	CHEMIKER
EBERHARD JÜNGEL (I) IN TÜBINGEN	THEOLOGE
ERIC R. KANDEL (A) IN NEW YORK, USA	NEUROBIOLOGE
DANI KARAVAN (A) IN TEL AVIV, ISRAEL	BILDHAUER UND ARCHITEKT
IMRE KERTÉSZ (A) IN BUDAPEST, UNGARN	SCHRIFTSTELLER
GYÖRGY KURTÁG (A) IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST
JUTTA LAMPE (I) IN BERLIN	SCHAUSPIELERIN
JEAN-MARIE LEHN (A) IN STRASBOURG, FRANKREICH	CHEMIKER
YURI MANIN (I) IN BONN	MATHEMATIKER
PETER VON MATT (A) IN DÜBENDORF, SCHWEIZ	GERMANIST
ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER (I) IN HAMBURG	RECHTSGELEHRTER
RUDOLF L. MÖSSBAUER (I) IN GARCHING	PHYSIKER
ERWIN NEHER (I) IN GÖTTINGEN	BIOPHYSIKER
ab 2005: VIZEKANZLER	
CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD (I) IN TÜBINGEN	ENTWICKLUNGSBIOLOGIN
HUBERTUS VON PILGRIM (I) IN PULLACH	BILDHAUER UND KUPFERSTECHE
ARIBERT REIMANN (I) IN BERLIN	KOMPONIST UND PIANIST
BERT SAKMANN (I) IN HEIDELBERG	MEDIZINER
ALBRECHT SCHÖNE (I) IN GÖTTINGEN	GERMANIST

REINHARD SELTEN (I) IN BONN	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
RICHARD SERRA (A) IN NEW YORK, USA	BILDHAUER
JAMES J. SHEEHAN (A) IN STANFORD, CA., USA	HISTORIKER
ROBERT M. SOLOW (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
FRITZ STERN (A) IN NEW YORK, USA	HISTORIKER
STIG STRÖMHOLM (A) IN UPPSALA, SCHWEDEN	RECHTSGELEHRTER
JACQUES LÉON TITS (A) IN PARIS, FRANKREICH	MATHEMATIKER
CHRISTIAN TOMUSCHAT (I) IN BERLIN	JURIST
GÜNTHER UECKER (I) IN DÜSSELDORF	BILDHAUER
MARTIN WALSER (I) IN ÜBERLINGEN	SCHRIFTSTELLER
ROBERT WEINBERG (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	KREBSFORSCHER
CHARLES WEISSMANN (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MOLEKULARBIOLOGE
WIM WENDERS (I) IN BERLIN	REGISSEUR
NIKLAUS WIRTH (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	INFORMATIKER
HANS GEORG ZACHAU (I) IN MÜNCHEN 1992-2005: KANZLER DES ORDENS	MOLEKULARBIOLOGE
ANTON ZEILINGER (A) IN WIEN, ÖSTERREICH	PHYSIKER
ROLF ZINKERNAGEL (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	IMMUNOLOGE

Im Jahr 2006 sind gestorben

ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF (A)	3. August
PAUL B. BALTES (I)	7. November

Im Jahr 2007 ist gestorben

CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER (I)	28. APRIL
---	-----------

Sekretariat des
Ordens Pour le mérite für
Wissenschaften und Künste
bei dem Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien
Leiter: Ministerialrat Dr. Horst Claussen
Graurheindorfer Straße 198
53117 Bonn

Tel.: (01888 681 3587)
Telefax: (01888 681 5 3587)
e-mail: K21@bkm.bmi.bund.de

Bildnachweise:
S. 301-324 u.S. 326-332: Axentis.de / Lopata
S. 325: Privatbesitz
S. 333-335: Privatbesitz

Die Humboldt Kantate für Herrenchor und Bläserorchester, die in einer Bearbeitung für Bläseroktett auf der Jahressitzung des Ordens am 4. Juni 2007 erstmals erklang, ist im Berliner Musikverlag Saier & Hug Ltd. erschienen.
Postfach 080529, D-10005 Berlin
Tel.: +49 (0)30 20649143
Fax: +49 (0)30 20649496
www.musikverlag-saier-hug.com
contact@musikverlag-saier-hug.com

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2007
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Walbaum
Druck: Hubert & Co, Göttingen
ISSN 0473-145-X
ISBN 978-3-8353-0171-9